

Gw. 41.
2.







G e s c h i c h t e
des
R e v o l u t i o n s k r i e g s
in S a n c t D o m i n g o ;

von
B r y a n E d w a r d s, E s q.

Aus dem Englischen.

Zweiter und letzter Theil.

Mit einem Schreiben:
über
Europens Interesse in Beziehung auf die Wohlfahrt der
Colonien in Amerika, von Herrn Malouet, und einer
Rede des Admiral Villaret Joyeuse.

L e i p z i g,
im Verlage der Dykischen Buchhandlung
1 7 9 8.

Il ne suffit pas qu'une constitution ait une bonté absolue, il faut encore qu'elle ait une bonté relative; c'est-à-dire, que les loix soient conformes aux qualités endémiques, physiques ou morales des citoyens et du corps politique: la plus grande science de la législation est d'observer et de suivre ces rapports qui forment les élémens de chaque code politique.

Rapport fait à LOUIS XVIII.

p. 69.



I n h a l t.

Erstes Kapitel. Lage, Umfang und allgemeine Beschreibung der Insel St. Domingo. — Entstehung der dortigen Colonie. — Topographische Beschreibung ihrer Provinzen. — Ihre Volksmenge und Produkte. — Ihre Schifffahrt und Ausfuhr. — Vergleichung dieser letztern mit dem Ertrag von Jamaica. S. 1.

Zweytes Kapitel. Auswanderungen. — Anträge, die dem brittischen Ministerium gemacht wurden. — Lage und Stärke der Republikaner zu St. Domingo. — Gesinnungen der übrigen Einwohner. — Kriegsrüstungen gegen diese Insel. — Uebergabe von Jeremie und St. Nicolas. — Mißlungene Unternehmung gegen Cap Tiburon. — Fernere Kriegsoperationen der brittischen Truppen, bis zur Ankunft des Generals Whyte. — Einnahme von Port au Prince. S. 25.

Drittes Kapitel. Die Truppen leiden durch Krankheiten; erhalten Verstärkung; sterben aber häufig. — Der Brigadegeneral Horneck wird zum Nachfolger des Generals Whyte ernannt. — Die Rebellen erobern Leogane. — Obristleutnant Brisbane erkämpft einige Vortheile zu Antibonite. — Empörung der Mulatten zu St. Marc. — Fort Bizotton wird attackirt. — Digand rüstet sich zum zweytenmal gegen Tiburon. — Dieser Posten wird erobert. — Tapferes Verhalten der dortigen Besatzung. — Trauriges Schicksal des Lieutenant Baskerville. — Die beyden Obristleutenants Brisbane und Markham kommen ums Leben. — Bemerkungen über den Krieg zu St. Domingo. S. 57.

Viertes Kapitel. Ehemaliger Zustand der spanischen Colonie. — Columbus erbauet die Stadt St. Domingo 1498. — Drake plündert sie 1586. — Muthmaßungen und Betrachtungen über ihre dermalige Verfassung, und über den Zustand des Ackerbaues im Innern des Landes. — Anzahl und Charakter ihrer jetzigen Einwohner. — Deren Erbitterung gegen die französischen Pflanzler und Scheessucht gegen die engls

Inhalt.

v

sehen. — Vermuthung über das Schicksal welches
der ganzen Insel bevorsteht. — Schlußbemerkungen.
S. 81.

Erläuterungen und Zusätze. S. 109.

Anhang.

Ueber zwey zu Paris herausgekommene Werke, die Revo-
lution von St. Domingo betreffend. S. 119.

Auszüge aus denselben:

1) Ursprung des Verhältnisses zwischen St. Domingo und
dem Mutterlande. S. 123.

2) Barnave's Prophezeiung. S. 129.

3) St. Domingo in seinem jetzigen Zustand. S. 134.

4) Ueber den Entwurf, die englischen Colonien zu revolu-
tioniren. S. 140.

5) Nothwendigkeit des Negerhandels. S. 143.

6) Charakter der Neger. S. 148.

7) Die Caraißen zu St. Vincent. S. 155.

8) Präsumtive Folgen der Negerfreyheit. S. 157.

9) Ueber den Feldbau zu St. Domingo. S. 164.

10) Ehemalige Besitzungen der Spanier in St. Domingo.
S. 171.

11) Was ist für St. Domingo zu hoffen? S. 182.

A n z e i g e.

Ein französischer Oberste, Namens Renault de Charmilly, der den Engländern einen Theil der französischen Besetzungen auf der Insel St. Domingo mit in die Hände spielen half, und sich jetzt zu London aufhält, hat daselbst kürzlich drucken lassen: Lettre à Mr. Bryan-Edwards, membre du Parlement d' Angleterre, Colon propriétaire à la Jamaïque; en Refutation de son Ouvrage intitulé etc. von der uns so eben noch eine Anzeige zu Gesicht kommt. Nach solcher verdient diese Streitschrift jedoch keine Uebersetzung; denn sie liefert keine nähere Aufklärung der Vorfälle, sie bestreitet nicht die von Herrn Edwards erzählten Thatsachen, sondern einige seiner Urtheile, besonders diejenigen, die er über die königlichgesinnte Parthey fällt, deren Betragen er eben so wetterlaunisch, eben so ohne Festigkeit in St.

Domingo schildert, wie es während der Revolution im Mutterlande war. Wie höchst wahrscheinlich ist es also, daß Herr Edwards Recht hat! Er gehört zwar bekanntlich zur Oppositions-Parthey im brittischen Parlament; aber eine Neigung, die Maaßregeln der Regierung zu verlästern, oder eine unbillige Tadelsucht wird man in seinem Buche nicht finden. Die historische Wahrheit ist ihm heilig; und eben daß er nicht in königlichen Diensten steht, giebt seiner Erzählung, da er überdieß als Augenzeuge der Begebenheiten spricht, noch mehr Glaubwürdigkeit. Sollte indeß die Schrift des Obersten Charmilly, die wir in kurzer Zeit zu erhalten hoffen, wichtiger seyn, als wir vermuthen; so werden wir nicht unterlassen, sie unsern Lesern in einer Uebersetzung vorzulegen: wie wir denn auch Willens sind, nach wieder hergestellter Ruhe, den Faden der Erzählung da aufzunehmen, wo ihn Herr Edwards hat fallen lassen. Die erforderlichen Nachrichten dazu sind uns bereits versprochen worden.

A. und D.

Erstes

Erstes Kapitel.

Lage, Umfang, und allgemeine Beschreibung der Insel St. Domingo. — Entstehung der dortigen französischen Colonie. — Topographische Beschreibung der Provinzen woraus sie bestand. — Ihre Volksmenge und Produkte. — Ihre Schiffsahrt und Ausfuhr. — Vergleichung dieser letztern mit dem Ertrag von Jamaika.

Die Insel St. Domingo liegt im atlantischen Ocean, ungefähr dreytausend fünf hundred Meilen weit von Englands äußerster Landspitze; unter dem 18° , $20'$, nördlicher Breite, und unter dem 68° , $40'$, westlicher Länge von Greenwich. In ihrem weitesten Umfange erstreckt sie sich auf hundert und vierzig (englische) Meilen von Norden gegen Süden, und auf drey hundred und neunzig von Osten gegen Westen. Es läßt sich vermuthen, daß man auf einem so großen Strich Landes, wo unübersehbare Ebenen und himmelhohe Berge mit einander abwechseln, alle mögliche Gattungen von Erdreich antreffen werde, welche die Natur den Gegenden unter dem Wendekreis überhaupt angewiesen hat. Im Ganzen betrachtet, ist diese Insel außerordentlich fruchtbar, reichlich mit süßem Wasser versehen, und mit allen Arten von Vegetabilien gesegnet, die

Zweyter Theil. H

sowohl zum Nutzen als zum Vergnügen, zur Nahrung wie zum Luxus dienen, und an deren Ausspendung die Vorsehung Gottes in diesem Theile des Erdballs ein ganz besonders Wohlgefallen gefunden zu haben scheint. In jenen Gegenden, die zusammen genommen das französische Gebiet ausmachten, kam das unangebaute Land in gar keine Betrachtung gegen das Ganze, und die Einwohner ließen es sich rühmlichst angelegen seyn, die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens auf alle mögliche Weise zu befördern und zu benutzen. Bis zu jenem Zeitpunkte, wo die Greuel der allgemeinen Verwüstung ausbrachen, deren Beschreibung ich dem Leser zu meinem großen Leidwesen vorlegen mußte, und wo man mit eben der Barbarey gegen die Produkte der Natur wüthete, wie gegen jene des Kunstfleisses, hielt jedermann die Besitzungen, welche den Franzosen in dieser herrlichen Insel zugehörten, für den schönsten Erdstrich in ganz Westindien, und wirklich verdienten sie wegen der prachtvollen Scenerey, wegen der Fruchtbarkeit des Bodens, und wegen der gefunden, auf die wohlthätigste Art abwechselnden Witterung, das Paradies der Neuen Welt genannt zu werden.

In Betreff des Gebietes, welches die Spanier, als die eigentlichen Eroberer dieser Insel, in ausschließlichem Besiz behielten, sind meine Nachrichten sehr unvollständig. Ich werde jedoch nicht unterlassen, dem Leser gleich nachher das Zuverlässigste aus den Erkundigungen vorzulegen, welche ich dießfalls eingezogen habe. Die Ländereyen, welche auf der südlichen Küste, und besonders unweit der alten

Stadt liegen, von welcher die ganze Insel ihren dormaligen Namen führt, sollen unter allen die besten seyn. Unfehlbar wird ein großer Theil der übrigen nur etwas Arbeit bedürfen, um sich ebenfalls sehr fruchtbar zu erweisen. Im Innern des Landes trifft man sehr große Auen oder Erdflächen an, wovon mehrere blos mit Wildschweinen, Pferden, und Hornvieh besetzt sind; denn, als die Spanier die schuldlosen friedlichen Bewohner jener Gegenden gänzlich ausgerottet hatten, ersetzten sie deren Stelle durch zahlreiche Heerden zahmer Thiere, welche sich in kurzer Zeit, da sie wild umher liefen, auf eine ganz ungeheure Art vermehrten. So verwandelt der Mensch, wenn er einmal zu tyrannisiren anfängt, die fruchtbarsten Wohnplätze seiner Mitgeschöpfe in einen Aufenthalt für Bestien! In vorliegendem Fall folgte jedoch die Strafe dem Vergehen von Fuß auf nach; eine Strafe, wodurch das Unrecht, welches den unterdrückten hilflosen Amerikanern widerfahren war, auf eine fürchterliche Art gerächt wurde. Und wer sollte nicht wünschen, daß die Habsucht, der Hochmuth, die Grausamkeit, sich immer auf die nämliche Art in ihre eigenen Fallstricke verwickeln möchten, wie solches hier geschah?

Unfehlbar wird der Leser errathen, daß ich hier auf die Bande jener verwegenen und unternehmenden Abentheurer ziele, welche sich die Bucaniere nannten, und St Domingo zu ihrem Aufenthalt wählten; eine Verbindung, zu welcher Leute aus allen Weltgegenden, von allen Classen und Ständen gehörten, die aber, wenn anders die Pflicht der Selbsterhaltung ein Naturrecht ist, weit gegründeter

Ursache hatte, sich, während eines Zeitraums von beynahе fünfzig Jahren, mit ihren Unterdrückern herumzuschlagen, als alle Könige und Völker der Erde zur Rechtfertigung ihrer, doch nur aus Stolz und Hoffart unternommenen Kriege, von Anbeginn der Welt bis auf den heutigen Tag aufzeigen können. So wie die Spanier diese Leute durch ihr grausames Verfahren zuerst auf den Gedanken brachten, zu Abwendung der gemeinschaftlichen Gefahr ihre ganze Kraft zu vereinigen; so verschafften sie ihnen auch, durch den unpolitischen Einfall eine so große Strecke Landes mit Viehheerden zu besetzen, ihre reichhaltigste Hülfquelle; denn das Fleisch dieser Thiere diente ihnen zum Lebensunterhalt, und aus den Fellen verfertigten sie sich nicht nur ihre Kleidungsstücke, sondern tauschten auch Waffen und Munition dafür ein.

Ich habe zwar schon anderswo *) von diesen Leuten ausführlich geredet, aber dennoch scheint es mir unumgänglich nöthig, von der Entstehung ihres gesellschaftlichen Vertrags, und von den vornehmsten Ursachen, wodurch sie bewogen wurden gegen die Niederlassungen der Spanier Repressalien zu gebrauchen, hier eine kurze Nachricht einzuschalten. Sie bestanden ursprünglich aus einem Corps französischer und englischer Pflanzler, die im Jahr 1629 von einer spanischen Armade, unter Verübung der entsetzlichsten Grausamkeiten, aus ihren Wohnplätzen auf der Insel Sanct Christoph vertrieben wurden. Da sie der feind-

*) Im zweyten Buche meiner Geschichte der brittischen Colonien, Kap. 2.

lichen Uebermacht unmöglich widerstehen konnten, und keine andere Wahl vor sich sahen als Sklaverey oder Tod, so flohen sie nebst ihren Familien in offenen Booten davon, und ließen sich auf der kleinen unbewohnten Insel Tortuga nieder, welche nur wenig Meilen von der nördlichen Küste St. Domingo's entfernt ist. Hier stieß eine beträchtliche Anzahl emigrirter Holländer zu ihnen, die von Santa Cruz kamen, von wo sie eben auch durch die geizigen blutgierigen Spanier, die mehrere von ihren Landsleuten, und sogar Weiber und Kinder, vor ihren Augen ermordet hatten, vertrieben worden waren, und nun auf der offenen See herumschwärmten, um anderswo ihre Unterkunft zu suchen. Die Aehnlichkeit der erlittenen Drangsale mochte diese armen verfolgten Menschen wohl wechselseitige Duldung gelehrt, und sie zu dem Entschluß vermocht haben, einander mit Schonung und Nachsicht zu behandeln; wenigstens findet sich keine Spur, daß das gute Vernehmen, welches unter ihnen herrschte, während eines Zeitraums von mehreren Jahren im geringsten unterbrochen worden sey, obgleich ihre Bergesellschaftung aus Leuten von drey verschiedenen Nationen bestand. Ihre Lebensart mochte wohl auch nicht wenig dazu beytragen, diese wohlthätige Wirkung hervorzubringen; denn da sie die Entdeckung machten, daß auf der benachbarten Insel so große Strecken flachen Landes mit einer so ungeheuern Menge Vieh angefüllt waren, so verwendeten sie von nun an den größten Theil ihrer Zeit auf die Jagd, und diese Beschäftigung, welche ihnen Nahrung und anhaltende Arbeit gewährte, gestattete

ihnen keine Mühe, sich mit einander zu entzweyen. Indeß betrachteten sie die Ebenen auf St. Domingo nur als ihr Jagdrevier; ihr eigentlicher Wohnplatz und Zufluchtsort war aber, wie gesagt, die Insel Tortuga. Hier besaßen sie kleine Plantagen, wo ihre Weiber und Kinder Taback anbaueten, eine Pflanze, welche die Natur ausdrücklich dazu bestimmt zu haben scheint, damit die Menschen, welche unter einem heißen und feuchten Himmelsstrich leben, den Rauch derselben einathmen sollen. Da nun der vorbesagten Insel, wegen der vielen Felsen und Klippen, schwer beyzukommen ist, so schmeichelten sich die Bucaniere, daß sie daselbst gegen alle fernern Verfolgungen vollkommen gesichert seyn würden.

Hätte das damalige spanische Gouvernement die Grundsätze der Klugheit erwogen, so würde es diesen armen Leuten gewiß keine Hindernisse in den Weg gelegt haben, jene wilden Gegenden zu durchstreifen, und ihrer Nahrung nachzugehen. Es hätte vielmehr einsehen müssen, daß sie durch die Jagd abgehalten wurden auf rachgierige Entwürfe zu denken, und wichtigere Unternehmungen zu wagen. Da aber grausame Menschen bekanntlich weder Vorsicht noch Klugheit besitzen, so ließen sich die Spanier von ihrer gewissenlosen, nie zu befriedigenden Rachgier, dergestalt verblenden, daß sie den Entschluß faßten, diese unglücklichen Flüchtlinge aller Orten zu verfolgen. Sie rüsteten demnach ein Geschwader aus, und machten alle mögliche Anstalten, sie ganz von der Erde zu vertilgen. Die Befehlshaber dieser Expedition paßten den Zeitpunkt

ab, wo sich die wehrhaftesten Männer eben auf der größern Insel mit der Jagd beschäftigten, setzten zu Tortuga ein Corps Truppen an Land, trieben Weiber und Kinder, wie auch alle bejahrte und hülflose Personen zusammen, und ließen sie samt und sonders ohne Gnade und Barmherzigkeit über die Klinge springen.

Man hat nicht den geringsten Grund zu vermuthen, daß die unglücklichen Menschen, welche man solchergestalt wie Raubthiere vertilgte, in den damaligen Zeiten etwa die Schiffahrt der Spanier beunruhigt, das Eigenthum ihrer Unterthanen angetastet, oder sonst etwas begangen hätten, das einer so grausamen Rache nur einigermaßen zur Entschuldigang dienen könnte. Auch konnte man es ihnen eben so wenig zum Verbrechen anrechnen, daß sie sich auf der Insel Tortuga niedergelassen hatten, die niemand bewohnte, als daß sie in den Wildnissen zu St. Domingo Thiere verfolgten, die niemand's Eigenthum waren. Bey so bewandten Umständen bestand also ihre ganze Schuld bloß darin, daß sie, die von den Spaniern aus ihrem Gebiet vertrieben worden waren, die Frechheit begingen, sich in der neuen Welt wieder einen andern Wohnort zu suchen; denn der anmaßende Stolz und unbändige Egoismus dieser scheelsüchtigen Nation spiegelte ihr vor, als wenn alle Länder in ganz Amerika ihr ausschließliches Eigenthum wären. Sie prätendirte sogar das alleinige Recht, diejenigen Gegenden in dem allgemeinen Weltmeere zu beschiffen, welche, ihrer Meynung nach, zu der neuentdeckten Hemisphäre gehörten, und hatte zu dem Ende allen in ihren

Diensten stehenden Befehlshabern, sowohl zu Land als zu Wasser, den gemessensten Befehl ertheilt, die Seefahrer und Unterthanen jeder andern Nation, welche sich innerhalb der vorgezeichneten Gränzen betreten lassen würden, als Verbrecher zu behandeln, und sie mit dem Verlust ihrer Freyheit oder ihres Lebens zu bestrafen. Der obbeschriebene Vorfall kann zum Beweis dienen, wie genau dergleichen Befehle befolgt wurden.

Aus diesem allen erhellet, daß den Bewohnern von Tortuga kein anderer Ausweg übrig blieb, als sich ihren Verfolgern mit aller Macht zu widersetzen, und gegen Leute, die schlechterdings keinen Frieden mit ihnen haben wollten, einen offensiv Krieg zu führen. Sollte dieß zur Rechtfertigung ihres Betragens noch nicht zureichend seyn, so ziehe man hierüber die Jahrbücher der Menschheit zu Rathe, appellire in ihrem Namen an jenes unabänderliche Gesetz, das (wie der beredsame Lord Coke sagt) der Finger Gottes dem Menschen ins Herz geschrieben hat, und lasse sodann Vernunft und Erfahrung entscheiden, ob irgend ein Krieg, dessen die Weltgeschichte erwähnt, aus triftigern Gründen vertheidigt werden kann. Leute, die so beschaffen waren wie diese, und für eine so gerechte Sache kämpften, mußten natürlich allen Gefahren trotzen, und alle Hindernisse besiegen. Da sie sich, vermöge ihrer Lebensart, daran gewöhnt hatten, jede Art von Mühseligkeiten und Beschwerden zu ertragen; da sie insgesamt auf das engste mit einander verbunden waren, und von allen Beweggründen und Leidenschaften befeelt wurden,

die den menschlichen Geist zu Vollbringung heroischer Thaten entflammen; so zeigten sie sich als die fürchterlichsten Feinde, mit welchen die Spanier jemals zu kämpfen hatten, und legten in ihren Kriegsoperationen eine solche Tapferkeit, einen so sehr vom Glück begünstigten Unternehmungsg Geist zu Tage, daß (alles unpartheyisch erwogen) weder die Vorzeit, noch die Nachwelt bis auf den heutigen Tag etwas Aehnliches aufzuzeigen hat.

Einem (größtentheils aus Normännern bestehenden) Trupp dieser Abentheurer, hat die französische Colonie zu St. Domingo ihre Entstehung zu danken. Was diese Leute veranlaßte, sich von ihren Unglücksgefährten zu trennen, auf die Befriedigung ihrer Nachgier und ihrer Gewinnsucht Verzicht zu thun, und die friedlichen Beschäftigungen der Landwirthschaft dem Kriegsgeräusch vorzuziehen; dieß zu entwickeln und zu erweisen, bin ich freylich nicht im Stande: es gehört aber auch nicht zu meinem Zweck. Allem Vermuthen nach waren mehrere von diesen Leuten durch Armuth und zerrüttete Vermögensumstände, andere durch die Grausamkeit ihrer Gläubiger, und noch andere durch das Bewußtseyn böser Thaten, aus Europa vertrieben worden. Sie mochten von den großen Kriegsthaten, so wie von den Reichthümern der Bucaniere gehört haben, vereinigten sich also mit ihnen, und wohnten ihren Kriegsunternehmungen gegen die Spanier bey, jedoch nur in der niedrigen Absicht, ungestraft rauben und plündern zu können. Wahrscheinlich ist es den Schandthaten und Ausschweifungen, welche diese Leute begingen, einzig und

allein zuzuschreiben, daß nachmals das Verfahren der ganzen Gesellschaft gebrandmarkt und mit immerwährender Schande belegt wurde *). Alles hat jedoch seine Zeit;

*) Indes kömmt es mir sehr wahrscheinlich vor, daß man die Beschreibung jener Excesse ganz außerordentlich vergrößert und übertrieben habe. Die sogenannte Geschichte der Bucaniere, welche zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts heraus kam, und die von so vielen Schriftstellern als ein Werk von nicht zu bezweifelnder Glaubwürdigkeit angeführt wird, war ursprünglich in holländischer Sprache geschrieben, und hatte einen gewissen Jan Esquemeling zum Verfasser, der selbst gesteht, daß er zwar zu den Bucanieren gehört habe, aber aus ihrer Gesellschaft gestoßen worden sey. Schon dieses eigene Geständniß des Mannes muß gegen sein Zeugniß Mißtrauen erregen. Was aber die in seinem Werke enthaltenen Thatsachen noch verdächtiger macht, ist dieß: daß die englische Ausgabe desselben nicht etwa aus dem Holländischen, sondern aus dem Spanischen übersetzt ist. Läßt es sich aber wohl denken, daß ein Spanier etwas anführen werde, das den Bucanieren zum Vortheil gereicht? Da ich das Original dieser vorzüglichen Geschichte nicht bey der Hand habe, so bin ich freylich nicht im Stande, mein Urtheil mit Beweisthellen zu belegen; mich dünkt aber, daß viele von jenen tragischen Anekdoten, welche die Martern der spanischen Kriegsgefangenen und besonders die Mißhandlungen der Weibsleute betreffen, von dem spanischen Uebersetzer untergeschoben sind, und gar keinen Grund haben. Ich schließe dieß unter andern aus der Charakterschilderung des berühmten Sir Henry Morgan, welche dieser Geschichtschreiber auf die boshafteste Art entstellte. Zu Folge der Nachrichten, die er uns von diesem vor trefflichen

und die veränderte Lebensart dieser Leute dienet zum Beweis, daß ein gewisser eleganter Schriftsteller sehr Recht hat, wenn er sagt, »daß selbst der unfruchtbarste Boden etwas hervorbringe, wenn er nur gehörig bearbeitet werde, und daß keine Anlage, kein Charakter im Menschen so ganz verwahrloset sey, die nicht zum Besten des Staats angewendet werden könnten, wenn man sich nur darauf

Kriegshelben erteilt, war er das abscheulichste Ungeheuer, das je die Sonne sah. Gleichwohl wurde dieser nämliche Mann, (der, im Vorbeygehen gesagt, in wirklichen Militärdiensten stand, und von dem Gouverneur mit Repressalienbriefen versehen war) nachdem er dem Seewesen entsagt hatte, vom Grafen Carlisle, als damaligen Gouverneur zu Jamaika zu dessen Nachfolger empfohlen, und demzufolge in Abwesenheit des Grafen als wirklicher Stellvertreter des Gouverneur eingesetzt. Späterhin ward er von König Karl dem Zweyten in den Ritterstand erhoben, und seit dieser Zeit verlebte er den Ueberrest seiner Tage auf seiner Plantage zu Jamaika. Ein Freund, welchen ich auf dieser Insel habe, verschaffte mir Gelegenheit einige Originals schreiben dieses nämlichen Sir Henry Morgan zu durchlesen, und ich kann mit Wahrheit sagen, daß aus denselben eine solche Menschenfreundlichkeit und Gerechtigkeitliebe, so liberale und fromme Gesinnungen hervorleuchten, daß man schlechterdings annehmen muß, er sey entweder auf die unverantwortlichste Art durch die Hechel gezogen worden, oder der schändlichste Heuchler gewesen, der je existirte; ein Charakter, der sich mit der zwanglosen und furchtreyen Denkart dieses Mannes gar nicht zusammenreimen läßt.

„verstünde, ihnen die gehörige Richtung zu geben *).“
 Was diesen Leuten in der ersten Zeit ihrer Ansiedelung sehr gut zu statten kam, war dieß, daß das Gouvernement wegen ihrer Unbedeutsamkeit nicht sonderlich auf sie achtete, und daß weder Mangel noch Armuth ihrer Industrie einige Hindernisse in den Weg legte. Der Befreyung vom Druck des Mächtigen, und der Leichtigkeit sich mit den nothwendigsten Lebensbedürfnissen zu versehen, hatten sie ihr Aufkommen, und ihre nachherige Wohlfahrt zu danken. Ihre mittelmäßigen Umstände, und der Genuß gleicher Freyheiten und Rechte, machte einen löblichen Wettstreit unter ihnen rege; die Bedrückung hingegen würde ihnen allen Muth benommen haben, und Armuth ist ohnehin die Mutter der Unthätigkeit und des Müßiggangs.

Die Bemühungen, wodurch diese Leute sich immer weiter auszubreiten suchten, bis endlich das französische Gouvernement ihre Unterwürfigkeit annahm, sie für seine getreuen Unterthanen erkannte, und ihre Thätigkeit benutzte; ingleichen auch die Art und Weise, wie der westliche Theil von St. Domingo im Ryswicker Frieden an Frankreich abgetreten wurde; dieß alles findet der Leser in des Pater Charlevoix Geschichte dieser Insel ausführlich beschrieben. Es würde daher ganz überflüssig seyn, wenn ich hier dasjenige noch umständlicher auseinander setzen wollte, was man bey jenem Schriftsteller, der in den ältern Verhandlungen, welche die dortige Colonie angehen, so gründlich erfahren ist, beysammen antrifft. Alles was der Leser von

*) European Settlements, Vol. II. p. 109.

mir zu erwarten hat, ist blos eine Darstellung der politischen und topographischen Lage dieser Colonie, ihrer Volksmenge, Produkte und Ausfuhr, so wie dieß alles in jenem Zeitpunkte statt fand, wo meine Geschichte beginnt; und diese Nachrichten werden den übrigen Theil des gegenwärtigen Kapitels ausmachen.

Die französischen Besitzungen zu St. Domingo waren, wie ich schon an einem Orte angezeigt habe, in drey große Departementer eingetheilt, welche man die nördliche, die westliche, und die südliche Provinz nannte. Die nördliche Provinz begriff einen Strich längs der Seeküste, welcher ungefähr vierzig französische Meilen lang war, sich von dem Fluß Massacre bis an das Cap St. Nicolas erstreckte, und (mit Inbegriff der Insel Tortuga) fünf und zwanzig Kirchspiele enthielt. Ihre Volksmenge bestand zu Anfang des Jahres 1790 aus 11,996 weissen Einwohnern, von allerley Alter und Geschlecht, und aus 164,656 Negerflaven. Der Zuckerplantagen waren in Allem 283, und hievon lieferten 258 gereinigten, oder feinen weissen Zucker, die übrigen 30 aber gaben den sogenannten Muscovado, oder rohen Zucker. Hiernächst zählte man 2,009 Plantagen, worauf Caffee, 66 worauf Baumwolle, und 443 worauf Indigo gebauet wurde. Außerdem gab es noch 215 kleinere Etablissements, wie z. B. ökonomische Anlagen, Cacao-Pflanzungen, Lohgruben, Brennösen, Ziegelhütten, u. s. w.

Unter den Städten und Seehäfen der nördlichen Provinz waren die vornehmsten: Cap François, Fort

Dauphin, Port Pair, und Cap St. Nicolas. Ich werde hier blos von dem erstern und letztern reden.

Die Stadt Cap Francois (wo sich in Kriegszeiten das Gouvernement aufzuhalten pflegte) hätte es, in Rücksicht ihrer Größe und Schönheit, mit jeder Stadt vom zweyten Rang aufnehmen können, die man in irgend einem Lande Europens antrifft. Sie bestand aus acht bis neunhundert Häusern, die theils aus Quadern, theils aus Ziegelsteinen aufgeführt, und sowohl zum Staate als zur Bequemlichkeit eingerichtet waren; der Kramläden und Waarenniederlagen nicht zu gedenken. Sie hatte zwey prächtige Marktplätze, die mit Springbrunnen prangten. Die vornehmsten öffentlichen Gebäude waren: das Jesuitencollegium, (wo nach der Revolution das Gouvernement residirte, und sowohl die Colonial- als Provinzial-Versammlungen gehalten wurden); die prächtige Soldatencaserne; das Arsenal; das Gefängnißhaus; das Schauspielhaus; und die beyden Spitäler. Die Anzahl der freyen Einwohner, von allen Farben, schätzte man auf achttausend, worunter jedoch weder die königlichen Truppen mit begriffen waren, noch die Seeleute, welche zu den im dortigen Hafen liegenden Schiffen gehörten. Der Sklaven, welche sich die Einwohner hielten, sollen beynabe zwölftausend gewesen seyn. Die Lage der Stadt war übrigens gar nicht angenehm. Man hatte sie am Fuß eines sehr hohen Berges erbauet, welcher Le Haut du Cap genannt wurde. Dieser Berg versorgte zwar die Einwohner sehr reichlich mit vorzüglichem Quellwasser und einer großen Menge Gartenge-

wächse, versperrte aber dem Landwinde den Zugang, und reflectirte die Sonnenstrahlen. Die Stadt hatte ihren Wohlstand theils dem naheliegenden Hafen, theils der herrlichen, überaus fruchtbaren Ebene zu danken, welche gegen Osten an dieselbe gränzte. Diesen Bezirk, welcher funfzig französische Meilen lang, und zwölf breit ist, hatte man einzig und allein zum Anbau des Zuckers bestimmt, und zwar dergestalt, daß die Plantagen, worauf dergleichen wuchs, blos durch Verzäunungen von Citronen- und Limonien-Bäumen von einander abgefondert waren. Er gewährte einen weit reichern Ertrag als irgend ein anderer Strich Landes von gleichem Umfange, er liege übrigens wo er wolle.

Die Stadt, welche den Namen Cap St. Nicolas führt, besteht aus zweyhundert und funfzig Häusern, die größtentheils aus amerikanischem Holze gebauet sind. Sie liegt am untern Ende eines hohen Bergrücken, der Mole genannt; da sie aber für einen Freyhafen erklärt war, so erhob sie sich, ungeachtet ihrer unangenehmen Lage, in kurzer Zeit zu einem der ansehnlichsten Handelsplätze, der besonders von amerikanischen Schiffen sehr stark besucht ward. Sie ist jedoch hauptsächlich wegen ihres eben so geräumigen als sichern Hafens berühmt, welcher mit Rechte der Schlüssel zu der Fahrt nach den Windinseln genannt zu werden verdient. Die Festungswerke, nach der See zu, gehören mit zu den stärksten, welche Westindien aufzuzeigen hat, können aber von den benachbarten Anhöhen, welche auf der Landseite liegen, bestrichen werden. Man

glaubt daher, daß es zwar dem Feinde unendlich viel Mühe kosten würde, in der dortigen Gegend zu landen, daß es aber nachher nicht minder schwer seyn werde, sich gegen seine Angriffe zu vertheidigen, wenn nicht das Innere des Landes sehr stark besetzt wäre.

Die westliche Provinz begann bey Cap St. Nicolas, und zog sich, von der Bucht bey Leogane an, über hundert französische Meilen weit längs der Secküste hin, bis an das Cap Tiburon, wo sie ein Ende hatte. Sie enthielt sechzehn Kirchspiele und fünf Hauptstädte; nämlich: Port au Prince, St. Marc, Leogane, Petit Gonaive, und Jeremie; ingleichen auch mehrere Dörfer, worunter Gonaives, Arcahaye und Croix des Bouquets, ganz ansehnlich waren. Hingegen giebt es auf dieser so ausgedehnten Secküste nur zwey gute Häfen; den einen zu Port au Prince, den andern zu Gonaives. Alle andern Ankerplätze sind weiter nichts als offene Rheden, wo die Schiffe nicht selten der größten Gefahr ausgesetzt sind.

Port au Prince ward immer als die Hauptstadt der Colonie betrachtet, ausgenommen in Kriegszeiten, wo sich der Generalgouverneur allemal, seiner Instruction zu Folge, nach Cap Francois begeben mußte. Am dritten Junius 1770 wurde sie durch ein fürchterliches Erdbeben verwüstet, und seit dieser Zeit war sie nie wieder ganz aufgebauct worden. Im Jahr 1790 bestand sie aus ungefähre sechshundert Häusern, und enthielt zweytausend siebenhundert

hundert und vier und funfzig weiße Einwohner *). Sie liegt nicht nur sehr niedrig, sondern auch in einer morastigen Gegend, und folglich ist das dortige Klima sehr ungesund. Ueberdies ist sie ringsum von Hügeln eingeschlossen, die in Kriegszeiten dazu dienen könnten, sowohl die Stadt als auch den Hafen zu beschießen. Allein eben diese Hügel, wie auch die tiefer liegenden Gegenden und Niederungen, sind überaus fruchtbar. Gegen Osten erblickt man jene herrliche Ebene, die unter dem Namen Cul de Sac bekannt ist. Sie hat dreyßig bis vierzig Meilen in die Länge, und neun in die Breite. Ehedem befanden sich nicht weniger als hundert und funfzig Zuckerplantagen darauf, wovon die meisten zur Zeit der Dürre gewässert werden konnten, indem man zu diesem Behuf mit bewundernswürdiger Kunst und Geschicklichkeit eine Menge Kanäle angelegt hatte. Damals waren auch zugleich die umliegenden Berge mit Caffeeplantagen bedeckt, welche sich bis an die Niederlassungen der Spanier erstreckten.

In jenem Zeitpunkte verhielt sich die Bevölkerung und der Anbau in der westlichen Provinz folgendermaßen :

Weiße Einwohner von allerley Alter und Geschlecht			
schlecht	"	"	12,798
Negerklaven	"	"	192,961

*) Man schätzte zwar die freyen farbigten Leute auf viertausend, und die Negerklaven auf achttausend Köpfe; diese beyden Rubriken kommen aber nur in der Berechnung der Volkszahl des ganzen Distrikts vor, und sind sonst nirgends bestimmt angegeben.

Zweyter Theil.

8

Plantagen, wo feiner Zucker gewonnen wurde	135
Anderer, welche bloß Muscovado lieferten	222
Caffeeplantagen	894
Baumwollenplantagen	489
Indigoplantagen	1,952
Kleinere Etablissements	343

Die südliche Provinz, welche sich über sechszig Meilweges von Cap Tiburon, längs dem südlichen Gestade dieser Insel, bis nach L'Ance a Pitre erstreckte, enthielt zehn Kirchspiele und zwey Hauptstädte, nämlich Aux Cayes und Jacmel; zwey Plätze, deren ich in der Folge noch oft erwähnen werde. Sie hat nicht einen einzigen sichern Hafen, und die dortigen Wege sind äußerst gefährlich. Die Schiffe, welche zu Aux Cayes Fracht einzunehmen haben, legen sich während der stürmischen Jahreszeit in La Baye des Flamands vor Anker.

Die Volksmenge in diesem Departement bestand aus 6037 Weißen und 76,812 Negerflaven. Auf ihren Niederlassungen befanden sich 38 Plantagen für feinen Zucker, und 110 für Muscovado; ferner 214 Caffeeplantagen, 234 andere wo Baumwolle, und 765 wo Indigo gewonnen wurde. Der kleinern Etablissements waren 119.

Die ganze Quantität angebauten Landes, betrug in allen Kirchspielen zusammen 763,923 Carreaux *), oder

*) Ein Carreau Land beträgt zu St. Domingo hundert Quadrat-Yards, deren jede vierthalb französische Fuß hat, und die zusammen einen Flächeninhalt von 122,500 Fuß ausmachen. Der Pariser Fuß wird in

2,289,480 englische Acres, wovon über zwey Drittel in den Gebürgen lagen. Damit der Leser eine vollständige Uebersicht von dem Zustande der Agricultur in St. Domingo erlangen möge, will ich ihm hier ein summarisches Verzeichniß aller vorbergehenden Angaben vor Augen legen, woraus sich ergibt, daß die französische Colonie im Jahre 1790 besaß:

431	Plantagen, welche gereinigten Zucker	} lieferten
362	" " Muscovado	

In Allem 793 Plantagen worauf Zucker

3,117	" "	Caffee	} gebauet wurde
789	" "	Baumwolle	
3,160	" "	Indigo	
54	" "	Cacao	

623 kleinere Etablissements, wo man Getraide, Yamwurzeln und andere vegetabilische Nahrungsmittel erzielte.

In Allem 8,536 Etablissements von allerley Art das Eigenthum der dortigen französischen Colonie aus.
also

B 2

zwölf Zoll, und jeder Zoll in zwölf Linien eingetheilt. Nehmen wir nun an, daß jede Linie 310 gleiche Theile enthalte, so beträgt der Pariser Fuß 1440 Theile, der Londoner aber nur 1350. So ward dieß Verhältniß von der königlichen Akademie der Wissenschaften bestimmt. Zu Jamaika hält der Acre 43,560 Fuß

Zu Folge einer ähnlichen summarischen Uebersicht der Volksmenge, bestand dieselbe im Jahr 1790 aus 30,831 Weissen, von allerley Alter und Geschlecht, (jedoch mit Ausschluß der europäischen Truppen und Seeleute), und aus 434,429 Negerflaven. Unter diesen letztern sind aber diejenigen Negerflaven nicht mit gerechnet, welche in den Städten die Stelle der Bedienten oder Handwerksleute vertraten, und deren Anzahl sich ebenfalls auf 46,000 belief. In Allem befanden sich also 4,80000 Negerflaven in der Colonie.

Die Anzahl der freyen farbigten Leute hat man nie mit Gewißheit herausbringen können. Herr Marbois, der dortige Intendant, schlug sie 1787 zu 20,000 Seelen an. Im Jahr 1790 wurden sie, nach der allgemeinen Vermuthung, auf 24000 geschätzt.

Das äußere Ansehen der Colonie zeugte durchgehends, wie ich schon an einem andern Orte geäußert habe, von sehr großem und noch immer zunehmenden Flor. Im ganzen Lande machte die Cultur die stärksten Fortschritte. In allen Städten sah man eine Menge Waarenlager, die mit allen Arten europäischer Produkte und Fabrikate angefüllt waren, und in allen Seehäfen wimmelte es so zu sagen von Schiffen. Im Jahr 1787 segelten von dort nicht weniger als vierhundert und siebenzig befrachtete Schiffe nach

englisches Flächenmaaß. Multiplicirt man dieß mit 1,350, und dividirt sodann das Facit mit 1,440, so bekommt man 40,837 $\frac{1}{2}$ oder ein Drittel des französischen Carreau.

Europa, die zusammen 112,253 Tonnen hielten, und 11,220 Seeleute an Bord hatten. Mehrere von diesen Schiffen waren sehr schwer beladen. Die Ausfuhr überhaupt verhielt sich in den Jahren 1787, 1788 und 1789, nach der Angabe des Intendanten, welcher die genauesten Berechnungen darüber in Händen hatte, im Durchschnitt folgendermaßen:

Uebersicht der jährlichen Waarenausfuhr im französischen Antheil von St. Domingo, bis zum Ausbruch der Revolution.

Vereinigter Zucker	Pfund	58,642,214	Libres	41,049,549
Muscovado	"	86,549,829	"	34,619,931
Caffee	"	71,663,187	"	71,663,187
Baumwolle	"	6,698,858	"	12,397,716
Indigo	Dyhof	951,607	"	8,564,463
Zuckersyrup	"	23,061	"	2,767,320
Saffia	"	2,600	"	312,000
Rohe Häute	Stück	6,500	"	52,000
Ditto gegerbte	"	7,900	"	118,500

Der gesammte Werth dieser Waaren betrug, auf dem Kaufplatze, in Livres nach dem Geldcours auf St. Domingo 171,544,666

Dieß thut in englischem Gelde 4,765,129 Pf. Sterling.

Vergleicht man diese Angabe mit der Ausfuhr von Jamaika, so fällt das Resultat sehr zum Vortheil von St. Domingo aus; d. i. es ergiebt sich, daß die Pflanze

in Jamaika von den Arbeiten ihrer Negersklaven bey weitem nicht so viel Vortheil ziehen, als eine gleiche Anzahl solcher Sklaven den Pflanzern auf St. Domingo verschaffte. Um diesen auffallenden Unterschied zu erklären, hat man allerley Ursachen angeführt, und unter andern den französischen Pflanzern Vorzüge und Eigenschaften zugeschrieben, die, wie ich nach der sorgfältigsten Erkundigung mit Wahrheit versichern kann, ganz und gar keinen Grund hatten. Unstreitig rührte diese Verschiedenheit von der größern Fruchtbarkeit des Bodens her, besonders aber von den außerordentlichen Vortheilen, welche den französischen Pflanzern der Umstand verschaffte, daß sie die Ländereyen wo das Zuckerrohr wuchs, zur Zeit der Dürre zu wässern pflegten. Diese Wohlthat hat die Natur den Zuckerfeldern in Jamaika fast durchaus versagt, ausgenommen an einigen wenigen Plätzen. Desto reichlicher hingegen versorgte sie die Gefilde auf St. Domingo mit Wasser, welches sich überall hinleiten ließ, und die französischen Pflanzler benutzten diesen Vortheil mit dem glücklichsten Erfolg *).

So war demnach die französische Colonie in St. Domingo zur Zeit ihres Wohlstandes beschaffen! Ich habe

*) Da ich mich während meines Aufenthalts zu St. Domingo nach dem jährlichen Ertrag der Zuckerfelder auf das sorgfältigste erkundigt habe, so wage ich es, dem Leser hierüber folgende Berechnung vorzulegen, welche so genau als möglich mit der Wahrheit übereinstimmt.

1) Nördliche Provinz. — In den Distrikten Guanaminthe, Maribaroux und Quartier Dauphin, gab jedes Carreau das mit Zuckerrohre bepflanzt

nun ihr Loos, sowohl von der guten, als von der bösen Seite, geschildert. Es kann allen Völkern der Erde, be-

B 4

war, gemeinlich sechs bis siebentausend Pfund Muscovado-Zucker. Dieß thut im Durchschnitt 6500

Jaguizi	7000
Limonade	9000
Quartier Morie	6000
Plaine du Nord, Limbe', Petite Ance	5000

33,500

Im Ganzen kamen also auf jedes Carreau 6700 Pfund. — Dieser Theil von St. Domingo wurde nicht gewässert.

2) Westliche Provinz. — Zu St. Marc, L'Artibonite und Gonaïves gab jedes Carreau 8,500

Vares, Arcabaye, Boucassin	10,000
Cul de Sac	9,000
Leogane	6,500

34,000

Michin kam im Durchschnitt auf jedes Carreau 8,500 Pfund. — Alle diese Distrikte wurden gewässert.

3) Südliche Provinz. — Die Distrikte Grand Goave, Aux Cayes, Plaine du Fond, L'Islet, u. s. w. welche samt und sonders gewässert wurden, gaben

7,500

Im allgemeinen Durchschnitt kamen also auf jedes Carreau Zuckersfeld siebentausend fünfhundert Pfund. Addirt man hiezu den Unterschied zwischen dem englischen und französischen Gewicht, welcher $8\frac{1}{2}$ pro Cent beträgt, so kommen auf drey englische Acres 8.137

sonders aber Großbritannien, zur heilsamen Lehre dienen; und diese Lehre bedarf fürwahr keiner weitläufigen Auseinandersetzung.

Pfund, folglich auf jeden Acre 2,712 Pfund; und dieses thut beynah zwey Drittel mehr, als der ganze Ertrag aller in Jamaika befindlichen Zuckerselder zusammen ausmacht.

Zweytes Kapitel.

Auswanderungen. — Anträge, welche dem brittischen Ministerium gemacht werden. — Lage und Stärke der Republikaner zu St. Domingo. — Gesinnungen der übrigen Einwohner. — Freylassung der Negerflaven. — Kriegsrüstungen gegen diese Insel. — Uebergabe von Jeremie und St. Nicolas. — Mißlungene Unternehmung gegen Cap Tiburon. — Fernere Kriessoperationen der brittischen Armee bis zur Ankunft des Generals Whyte. — Einnahme von Port au Prince.

Die Verheerung der schönen Stadt Cap Francois, und die Ermordung ihrer meisten weissen Einwohner, waren die schrecklichen Begebenheiten, mit deren Erzählung wir das achte Kapitel des ersten Theils dieser Geschichte beschloffen. Wir erwähnten jedoch des Umstandes, daß es dem Herrn Galbaud und seinen Anhängern, worunter sehr angesehene Familien waren, zu ihrem größten Glück gelungen sey, sich kurz zuvor, ehe noch die rebellischen Neger in die Stadt drängen, auf die Schiffe zu flüchten, welche in dem dortigen Hafen vor Anker lagen. Wie froh mochten sie seyn, ein Land verlassen zu können, dessen gänzlicher Untergang sich mit so schnellen Schritten herannahete! Sie richteten ihren Lauf nach den vereinten Staaten von Nordamerika,

und zur Ehre des menschlichen Charakters (welchen wir bey so mancher andern Gelegenheit von seiner schlechtesten Seite kennen lernten) müssen wir hier des Umstandes erwähnen, daß sie in jenem Lande das Nämliche fanden, was so viele ihrer unglücklichen Landsleute schon vor ihnen dort angetroffen hatten; das heißt: eine sichere Freystätte gegen Verfolgung, und Schutz vor drückender Dürftigkeit.

Seit jenem Zeitpunkte, wo sich die Negern in der nördlichen Provinz förmlich empörten, hatten die Auswanderungen überhaupt in allen Theilen von St. Domingo ganz außerordentlich überhand genommen. Mehrere Pflanzer begaben sich mit Weib und Kindern nach den benachbarten Inseln; einige ließen sich zu Jamaika nieder; und nach den Gegenden des großen Continents von Amerika zogen ihrer, wie man allgemein glaubte, nicht weniger als zehntausend geflüchtet seyn. Die meisten dieser Leute waren von stillem friedliebenden Charakter, und wünschten weiter nichts, als nur ihr Stückchen Brod in Sicherheit und Ruhe zu genießen. Allein die vornehmsten Pflanzer, welche ganz andere Dinge im Schilde führten, hatten sich nach England begeben. Es ist eine entschiedene Thatfache, die ich mit der größten Gewißheit verbürgen kann, daß sich verschiedene derselben schon zu Ausgang des Jahres 1791 (folglich lange zuvor, ehe der Krieg zwischen England und Frankreich zum Ausbruch kam) an die königlichen Minister gewendet, und darauf angetragen hatten, man möchte doch eine Kriegsflotte nach St. Domingo senden, um diese Insel zu erobern, und ihre Einwohner

Dem Könige von Großbritannien den Eid der Treue schwören zu lassen. Sie versicherten (aber, wie ich sehr fürchte, mit mehr Dreistigkeit als Wahrheit) alle Volksklassen wünschten nichts sehnlicher, als sich dem englischen Zentur zu unterwerfen, und würden sich ohne den geringsten Widerstand ergeben, sobald sich nur eine englische Flotte vor einem oder dem andern ihrer Seehäfen zeigte. Dergleichen Vorstellungen machten nun zwar in dem damaligen Zeitpunkt keinen Eindruck; als aber die Nationalversammlung für gut fand, an Großbritannien den Krieg zu erklären, und die Pflanzler von St Domingo diese Vorstellungen neuerdings wiederholten; da ließen sich die Mitglieder des englischen Ministeriums eben nicht mehr so gar abgeneigt finden, denselben Gehör zu geben. Im Sommer des Jahres 1793, wurde Herr Charmilly (einer von jenen Pflanzern) vom Staatssekretär an den damaligen Generalgouverneur und Oberbefehlshaber in Jamaika, General Williamson, mit Depeschen abgeschickt, worin diesem letztern von Seiten des Königs (jedoch im vollsten Vertrauen auf des Gouverneurs eigene Klugheit und Einsichten) bedeutet wurde, die Capitulationsvorschlüge derjenigen Einwohner zu St Domingo, welche sich in englischen Schutz begeben wollten, zu vernehmen und einzugehen. Zu dem Ende erhielt er den Auftrag, eine hinlängliche Anzahl von jenen Truppen, die zu Jamaika unter seinem Befehl standen, nach der eben erwähnten Insel zu detaschiren, damit sie die Ortschaften, deren Einwohner sich zu ergeben gedächten, in Besitz nehmen und sich so lan-

ge darin halten könnten, bis man ihnen aus Europa Verstärkung zuschicken würde. Nachdem nun Herr Charmilly die Verhaltungsbefehle und Instructionen, womit er versehen war, gehörigen Ortes überliefert hatte, schickte er in der größten Eil einen Unterhändler nach Jeremie, einer Stadt, nebst einem kleinen Hafen, im Distrikt Grande Ance *) zu welchem er gehörte, und ließ den gut gesinnten Bewohnern dieses Ortes zu wissen thun, sie sollten sich auf einen Besuch von Seiten ihrer nunmehrigen Allirten und Beschützer, der Engländer, gefaßt machen.

Bevor ich jedoch die Maßregeln entwickele, welche dieser Beschluß des brittischen Ministeriums zur Folge hatte, scheint es mir, um sowohl dem Leser vollen Aufschluß zu geben, als auch dem tapfern und biedern Betragen der nach St. Domingo detaschirten Truppen und Offiziere Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, unumgänglich nöthig, die Hindernisse zu zeigen, und die Stärke der Kriegsmacht anzugeben, welche man erst überwältigen mußte, ehe sich das Vorhaben, diese große vortreffliche Colonie den Staaten Großbritanniens einzuverleiben, ins Werk setzen ließ. Ich weiß zwar mehr als zu wohl, daß ich hier auf einem sehr schlüpfrigen Pfade einher wandele; sollte aber auch wirklich, wie solches leider unvermeidlich ist, aus meiner Erzählung erhellen, daß die Leute, auf deren Bitten und Rathen jener Plan entworfen wurde, entweder andere hinter das Licht zu führen suchten, oder sich selbst bey Gelegenheit der Vorstellungen, welche sie dem Großbritannischen *) Sie liegt mitten in der Ducht von Leogane.

Ministerium übergaben, auf die gröbste Art hintergingen; so erfordert es doch auf jeden Fall meine Pflicht und Schuldigkeit, die Vereitelung dieses weit aussehenden Entwurfs denen zur Last zu legen, die daran schuld waren. Ein Geschichtschreiber, der sich bey Erörterung einer so wichtigen Sache, wie diese ist, durch Furcht, Gunst, oder Vorliebe, verleiten läßt, wirkliche Thatsachen zu verheimlichen, ist meines Erachtens nicht minder strafbar, als der bestochene Schriftsteller einzelner Factionen, welcher an der Wahrheit zum Verräther wird, und sowohl das Interesse der gerechten Sache, als auch die Würde der Geschichte, dem Vorurtheil und der Partheylichkeit aufopfert.

Der Leser wird sich erinnern, daß mit den republikanischen Commissarien zugleich sechstausend Mann außerlebensener Truppen aus Frankreich nach St. Domingo schifften. Diese machten mit den bereits in der Colonie befindlichen Nationalgarden und der Landmiliz ein Corps von vierzehn bis funfzehntausend Mann aus, das aus lauter weissen Leuten bestand. Hierzu stieß nun noch der größte Theil der freyen Negern und Mulatten, nebst einem zwar buntscheckigten aber sehr verwegenen Haufen zusammengekauften Gesindels, von allerley Volk und Farbe, worunter sich besonders viele Sklaven befanden, die ihren Eigenthümern desertirt waren, und Negern, welche man aus den Gefängnissen geholt hatte. Alle diese Leute, welche zusammen zwanzig bis fünf und zwanzigtausend Combattanten ausmachten, waren so ziemlich exercirt, sehr gut bewaffnet, und — was ihnen in der Folge ganz außerordentlich zu

statten kam — an das Clima gewöhnt. Indes machten es die Umstände unumgänglich nöthig, sie in kleinen Detaschementern durch das ganze Land zu vertheilen, und folglich konnte man sich eben keinen sonderlichen Widerstand von ihnen versprechen, wenn etwa der Feind eine Landung unternähme. Als daher die Commissarien diese Bemerkung machten, und zugleich von den Kriegsrüstungen der Engländer benachrichtigt wurden, versielen sie, in der Absicht ihren Anhang zu verstärken, auf den allerrasendsten Gedanken, den man sich nur vorstellen kann. Sie ließen nämlich eine Proclamation ergehen, kraft deren jede Art von Sklaverey gänzlich abgeschafft wurde, und erklärten die Negerklaven von nun an für freye Leute, doch unter der Bedingung, daß sie bey ihrer Fahne sich einstellen sollten. Im nämlichen Augenblick, als dieß geschah, hätte man einsehen sollen, daß die Colonie für Europa verloren sey. Im Ganzen betrachtet machten freylich nur wenige Neger mit den Commissarien gemeinschaftliche Sache; denn mehrere Tausende blieben aus eigenem Triebe nach wie vor Sklaven, fest entschlossen, ihr eigenes Schicksal mit jenem ihrer Gebieter zu theilen: allein aus allen Gegenden der Colonie flüchteten ganze Schaaren derselben (vermuthlich weil ihnen die ertheilte Gnadenbezeugung zu wichtig schien um von langer Dauer zu seyn) nach den Gebürgen, und besetzten die innern Gegenden des Landes, die von Natur stark besetzt sind. Nach und nach kamen immer mehrere einzelne Haufen hinzu, und jetzt sollen sie über hunderttausend Mann stark, in jenen unzugänglichen Gegenden, so wie die

schwarzen Caraißen auf der Insel St. Vincent, eine Art von Republik errichtet haben, die aus lauter Wilden besteht. Sie leben theils von Früchten, welche die Erde freywillig hervorbringt, theils vom Fleisch wilder Thiere, die sie auf der Jagd erlegen. Weislich suchen sie jeden Offenstößkrieg zu vermeiden, und in Ansehung ihrer Sicherheit verlassen sie sich auf die Bergfesten, welche die Natur rings um sie her aufgeworfen hat, und woraus man sie, meiner Einsicht nach, wohl nicht leicht wieder würde vertreiben können *).

*) Die oberwähnte Proclamation erging zu Port au Prince, gegen Ausgang des Monates August, und war nur allein vom Polverel unterzeichnet, weil Santhonax sich damals in der nördlichen Provinz befand. Sie beginnt mit der Erklärung, daß weder er selbst, noch sein College Santhonax zurückberufen oder verabschiedet worden sey. Daß, um die Negerklaven zum Widerstande gegen die bevorstehende Invasion der Engländer zu ermuntern, jede Art von Sklaverey abgeschafft seyn solle; und daß folglich die Negern das Recht hätten, sich hinführo als freye Bürger zu betrachten. Sodann wird gezeigt, wie höchst nöthig es sey, daß der Mensch arbeite, und daß folglich die Negern eben auch, wie zeitther, Jahr aus Jahr ein arbeiten müßten; jedoch mit dem Unterschiede, daß es ihnen künftig frey stehe, sich ihre Herren selbst zu wählen. Ferner wird gesagt, ein Drittheil der jährlichen Aërnte solle jederzeit dazu angewendet werden, sie mit Nahrung und Kleidung zu versorgen, und von Jahr zu Jahr solle es ihnen im Septembermonat anheimgestellt seyn, sich entweder einen andern Herrn zu wählen, oder ihre Wahl von

In der nördlichen Provinz war eine große Anzahl rebellischer Neger durch Hunger und Krankheiten aufgerieben worden; noch stand aber ein Haufe verwegenen Volks unter den Waffen, das dem Vernehmen nach über vierzigtausend Köpfe stark, und eben sowohl an die Beschwerlichkeiten des Kriegs, als ans Verheeren und Morden gewöhnt war. Von diesen Leuten konnte man nichts anderes erwarten, als daß sie bey der ersten Gelegenheit über Freund und Feind herfallen, und, anstatt sich mit den Engländern bey ihrer Landung zu vereinigen, vielmehr ein wahres Vergnügen darin finden würden, sowohl die Sieger als die Besiegten, die Unterdrücker wie die Unterdrückten, in gleiches Verderben zu stürzen.

Was hiernächst die weissen Eigenthümer anbelangt, auf welche wir unser ganzes Vertrauen setzten, so hatte eine große Anzahl derselben, ja vielleicht mehr als die Hälfte,

neuem zu bestärken. Dieß waren, so viel ich mich erinnere, (denn ich schreibe Gegewärtiges aus dem Gedächtniß nieder) die Hauptpunkte jener berücktigten Proclamation, welche sich aber, meines Wissens, nur auf die westliche und südliche Provinz erstreckte, indem es dem Commissäre *Santbonax* vorbehalten blieb, in der nördlichen eine andere Einrichtung zu treffen, je nach dem es ihm gut dünkte. Der Inhalt des ganzen Werks war offenbar Unsinn, verrieth eine gänzliche Unbekanntschaft mit den Sitten und Neigungen der Neger, und war schon, an und für sich selbst betrachtet, in der Ausführung schlechterdings nicht anwendbar.

schied, wie ich bereits weiter oben sagte, das Land verlassen. Unter denen, die zurückgeblieben waren, befand sich freylich mancher, der die Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe aufrichtig wünschte, und sich nach einer gut eingerichteten Regierungsform herzlich sehnte; allein der größere Theil dieser Pflanze hatte einen ganz entgegengesetzten Charakter. Es waren Leute, welche nichts dabey aufs Spiel setzten, aber desto mehr zu gewinnen hofften, wenn die Unordnung und Anarchie fortdauerte. Nicht wenige hatten sich sogar die Güter und Effekten der gestrichelten Eigenthümer angemast. Von Leuten dieser Art konnte man natürlicher Weise nichts anderes erwarten, als daß sie sich mit der größten Erbitterung zur Wehre setzen würden; und selbst unter denen, welche bessere Gesinnungen hegten, war leider nur eine sehr kleine Anzahl, die es wirklich gut mit den Engländern meinte. Die meisten scheinen bloß darnach getrachtet zu haben, wie sie wieder zum Besitz ihres Vermögens und ihrer Güter gelangen möchten; gleich viel übrigens auf welche Art solches bewirkt werde. Mehrere von diesen Leuten hatten unter der vorigen Regierung zum niedern Adel gehört, und da sie um so mehr auf Titel und Würden hielten, je weniger sie sich durch ihre persönlichen Verdienste hervorthaten, so suchten sie so viel nur in ihren Kräften stand, die Einführung eines Systems und einer Staatsverfassung zu vereiteln, kraft deren sie befürchten mußten, mit dem großen Haufen in eine und eben dieselbe Classe gesetzt zu werden. Da sie nun aus selbstsüchtigen Absichten handelten, und wenig oder gar kei-

Zweyter Theil.

C

ne Anhänglichkeit besaßen, so konnte man auch nicht von ihnen erwarten, daß sie es sich zum ernstlichen Geschäft machen würden das gemeinschaftliche Beste auf eine zweckmäßige Art zu befördern. So viel mir wenigstens bekannt ist, betrug die Anzahl der bewaffneten Franzosen, welche in Verbindung mit unsern Truppen agirten (wohl zu merken, daß hier bloß von den weissen Einwohnern die Rede ist) nie mehr als zweytausend Mann. Indes würde es sehr ungerecht und unbillig seyn, wenn ich in Abrede stellen wollte, daß einige sehr angesehene Personen darunter waren, gegen deren Treue und Redlichkeit nicht der geringste Argwohn statt fand, und die den Engländern sehr wesentliche Dienste leisteten. Männer dieser Art waren: der Baron von Montalembert, der Vicomte Fontagnes, Herr Desources, und noch ein paar andere *).

*) Auch unter den farbigten Leuten gab es einige wackere Männer, welche sich durch ihren Eifer für das allgemeine Beste sehr vorthailhaft auszeichneten; als: 1) Monsieur Le point, der bey der Legion von St. Marc als Obristlieutenant angestellt war, und mit dreyhundert Mulatten, die unter seinem Befehl standen, das ganze Kirchspiel L'Arcahaye geraume Zeit in Respect hielt. 2) Bouquet, ein Mann der bey der Milice royale von Verettes als Major diente, und eine große Anhänglichkeit für die Engländer an den Tag legte. 3) Charles Savory, der das Commando über die Truppen führte, welche den wichtigen Posten auf der Ebene von Arribonite, am Fuße D'Esterre, vertheidigten. Obrist Brisbane setzte das größte Zutrauen auf diesen Mann, und fand sich niemals in seiner Erwartung ge-

Aus allen diesen Umständen erhellet, daß die beabsichtigte Unternehmung gegen St. Domingo mit weit mehr Schwierigkeiten verbunden war, und ungleich größere Vorbereitungen erforderte, als das brittische Ministerium geglaubt haben mochte. Wenn man bedenkt, was diese Insel für einen großen Umfang hat, und wie stark sie in ihrem Innern von der Natur befestigt ist, so läßt sich mit Recht zweifeln, ob die ganze Kriegsmacht, welche Großbritannien unter den damaligen Umständen entbehren konnte, im Stande gewesen seyn würde, die Einwohner derselben zum Gehorsam zu bringen, Ruhe und Ordnung unter ihnen wieder herzustellen, und die Colonie dergestalt umzuschaffen, daß es sich der Mühe verlohnt hätte sie beizubehalten. Die wahre Beschaffenheit der Sache mag wohl diese gewesen seyn, daß General Williamson, dem, wie wir gesehen haben, die Disposition und Ausführung des ganzen Unternehmens übertragen war, und dessen Diensteifer sich bey dieser Gelegenheit, wie bey mehreren andern, in einem sehr glänzenden Lichte zeigte, eben sowohl wie die königlichen

C 2

täuscht. Alle diese Leute hatten eine gute Erziehung genossen, und waren ganz außerordentlich gegen die französischen Pflanzer erbittert, weil die Mulatten bey jeder Gelegenheit auf das schändlichste von ihnen behandelt worden waren. Zu Cap Tiburon hatten drey bis vierhundert Schwarze gleich Anfangs ein eigenes Corps errichtet, worüber ein Neger, Namens Jean Kian, das Commando führte. Auch dieser war treu und eifrig im Dienst.

Minister, durch die vortheilhaften Berichte und übertriebenen Vorstellungen hintergangen wurde, die ihm einige interessirte und enthusiastische Projektmacher in Betreff der Gesinnungen ihrer Landsleute, der in St. Domingo zurückgebliebenen weissen Pflanzer, zu Ohren gebracht hatten. Sonach hatte der Gouverneur hinlängliche Veranlassung zu glauben, daß sich wenigstens eben so viele Tausende dieser Leute zu den Fahnen der Engländer versammeln, und sich zu wechselseitigem Beystande und gemeinschaftlicher Mitwirkung anbieten würden, als sich nachher nur hunderte fanden. In dieser Voraussetzung, welche die traurigsten Folgen nach sich zog, bestand das ganze Truppen-corps, welches man zu Ausföhrung eines so großen und wichtigen Unternehmens bestimmte, blos aus dem drey und vierzigsten Infanterieregimente, sieben Compagnien vom neun und vierzigsten, und einem Artillerie- Detaschement; zusammen aus achthundert und siebenzig dienstfähigen Leuten, die Offiziere nicht mit gerechnet. Dieß war die Kriegsmacht, durch deren Beyhülfe man der Herrschaft Großbritanniens ein Land unterwürfig zu machen hoffte, das fast eben so groß ist wie Großbritannien selbst, und es in Ansehung der haltbaren Plätze weit übertrifft! Indes schmeichelte man sich mit der Hoffnung, daß in kurzer Zeit ansehnliche Verstärkungen aus England eintreffen, die Truppen, welche man aus Jamaika gezogen hatte, ersetzen, und die Kriegsoperationen zu St. Domingo auf das nachdrücklichste unterstützen würden.

Mittlerweile ging die erste, sechshundert sieben und siebenzig Mann starke, Division dieser Truppen, welche unter dem Commando des Obristen White Locke stand, am neunten September zu Port Royal unter Segel, und kam den neunzehnten des nämlichen Monates zu Jeremie an. Sie wurde vom Commodore Ford escortirt, welcher sich am Bord der Europa befand, und noch vier oder fünf Fregatten bey sich hatte.

Da die Vorschläge oder Capitulationsartikel der Einwohner von Jeremie schon vorläufig durch ihren Agenten, Herrn Charmilly, bey dem General Williamson in Richtigkeit gebracht worden waren, so hatten die brittischen Truppen nichts weiter zu thun, als die Stadt und den Hafen in Besitz zu nehmen. Dem zufolge wurden sie gleich des andern Morgens in aller Frühe ausgeschifft; dann pflanzte man die brittische Flagge auf die beyden dortigen Forts; die Besatzung derselben lösete zu Ehren des Königs von England die gewöhnliche Anzahl Kanonen, und diese Freudenschüsse wurden sowohl vom Commodore als auch von dessen Geschwader erwiedert. Hierauf ließ man die Einwohner den Eid der Treue schwören, welchen sie, dem äußern Ansehen nach, mit der größten Bereitwilligkeit und vielem Vergnügen ablegten.

Jetzt erhielt man zugleich die Nachricht, daß die Besatzung zu Mole du Cap St. Nicolas bereitwillig sey, diese wichtige Festung auf die nämliche Art zu übergeben. Da dieser Vorfall nicht den geringsten Aufschub gestattete, so segelte der Commodore sogleich dahin ab, nahm jene Fe-

ftung nebst dem dazu gehörigen Hafen am zween und zwanzigsten in Besitz, und ließ sowohl die Offiziere als die gemeinen Soldaten dem Könige von England Treue und Gehorsam schwören. Gleich nachher ward die Grenadiercompagnie des dreyzehnten Regiments von Jeremie dahin detaschirt, welche dort in Besatzung blieb, und bald darauf von der zwothen Division derjenigen Truppen verstärkt wurde, welche man von Jamaika erwartet hatte. Diese letztere bestand aus fünf Compagnien, deren jede vierzig Mann stark war.

Die freywillige Uebergabe dieser Plätze, erregte bey dem englischen Volke die Hoffnung, daß sich die ganze französische Colonie zu St. Domingo wohl ebenfalls ohne Widerstand unterwerfen werde. Wenn man jedoch alles unpartheyisch erwägt, so erhellet, daß man die Vortheile, welche die brittischen Truppen bis dahin erlangt hatten, für wichtiger hielt, als sie es wirklich waren. Die Stadt Jeremie ist ein sehr unbedeutender Ort. Er besteht aus nicht mehr als etwa hundert schlecht gebauten Häusern; auch ist die umliegende Gegend eben nicht gar fruchtbar, und bringt nichts von einigem Belang hervor, als Caffee. Zu Mole du Cap St. Nicolas liefert das Land eben so wenig Erzeugnisse wie bey Jeremie; allein der dortige Hafen ist einer der schönsten, die man irgendwo antrifft, und die Festungswerke gehören zu den stärksten in ganz Westindien. Leider können sie aber von den umliegenden Anhöhen bestrichen werden, so daß es nicht wohl möglich ist diesen Ort zu vertheidigen, wenn der Feind von der Landseite

einen ernstlichen Angriff gegen denselben unternimmt. Die darin liegende Besatzung bestand damals nur aus dem einzigen Regiment Dillon, welches noch überbieß durch Krankheiten und Desertion bis auf hundert und fünfzig Mann zusammengeschnitten war. Die Einwohner der benachbarten Stadt St. Nicolas hegten so feindselige Gesinnungen, daß fast alle die, welche die Waffen führen konnten, so bald sie von der Ankunft der Engländer benachrichtigt wurden, ihre Heimath verließen, und sich zu der republikanischen Armee begaben.

Da jedoch Obrist Whitelocke sehr begierig nach der Ehre strebte, den Namen seines Volks durch ausgezeichnete Kriegsthaten zu verherrlichen, so war er fest entschlossen, seine Truppen nicht lange zu Jeremie in Unthätigkeit zu lassen. Man hatte ihm vorgestellt, daß er wohlthun werde, sich des vom Feinde besetzten, und ohnehin nicht weit entfernten Posten Tiburon zu bemächtigen, weil dieser von der äußersten Wichtigkeit sey, wenn man sich des Distrikts Grande Ance versichern wolle. Da sich nun ein gewisser Monsieur Duval noch überdieß anheischig machte, fünf- hundert Mann herbeyzuschaffen, welche den Engländern zur Eroberung dieses Ortes behülflich seyn sollten, so ward Obrist Whitelocke um so mehr in seinem Vorhaben bestärkt, denselben zu attaquiren. Zu dem Ende brach er mit dem größten Theil seiner Truppen von Jeremie auf, und kam den vierten October in der Bucht vor Tiburon an.

Allein bey dieser Gelegenheit, wie bey unzähligen andern, machten die Engländer die traurige Erfahrung, daß

auf der Welt nichts mißlicher sey, als den Versprechungen und Zusagen eines Franzosen zu trauen. Der besagte Duval kam nicht wieder zum Vorschein, denn er war nicht vermögend gewesen nur fünfzig Mann, geschweige denn fünfhundert, zusammen zu bringen; der Feind war auch viel stärker, als man dem brittischen Befehlshaber weißgemacht hatte, und die Tapferkeit unserer Truppen vermochte nichts gegen dessen Uebermacht. Sie waren genöthigt, sich mit Verlust von zwanzig Verwundeten und Todten zurück zu ziehen.

Dies verunglückte Unternehmen, und der abschreckende Widerstand, wodurch es vereitelt worden war, machte einen desto schmerzlichen Eindruck auf die Engländer, da unter ihrem, ohnehin so schwachen Corps, allerley Krankheiten ausbrachen, und die Anzahl der dienstfähigen Leute gar sehr verdünnten. Die Jahreszeit war den Kriegsunternehmungen so ungünstig, als sie es in einer unter dem Wendezirkel liegenden Gegend nur irgend seyn konnte. Es regnete unaufhörlich; und da die Soldaten, wie es denn wegen ihrer geringen Anzahl nicht anders seyn konnte, immerwährenden Strapazen und Dienstverrichtungen ausgesetzt waren, folglich dem Einfluß der ungesunden Witterung unmöglich entgehen konnten, so hatte dies, wie leicht zu erachten, die traurigsten Folgen. Der unausbleibliche Gefährte aller militärischen Unternehmungen in Westindien, das gelbe oder pestartige Fieber, stellte sich ein, und raffte täglich eine solche Menge, sowohl Soldaten als Seeleute, hinweg, daß diejenigen welche am Leben blieben, und die

gräßliche Verheerung mit ansahen, welche diese Seuche unter ihren Cameraden anrichtete, vor Erstaunen und Entsetzen ganz außer sich waren.

General Williamson zeigte sich wie immer, so auch bey dieser Gelegenheit, als einen menschenliebenden Mann, der alle Kräfte aufbot, seinen bedrängten Landsleuten Hülfe zu leisten. Unglücklicher Weise blieb ihm aber keine andere Wahl übrig, als entweder die sämtlichen Truppen aus St. Domingo zurück zu ziehen, und unsere neuen Unterthanen und Bundesgenossen, die französischen Pflanzler, welche doch unserer Regierung Treue und Gehorsam geschworen hatten, einem unbarmherzigen Feinde preis zu geben, oder von einem ohnehin schon sehr geschwächten Corps noch eine kleine Verstärkung an Mannschaft abzuschicken, welcher das nämliche Schicksal bevorstand, das diejenigen schon betroffen hatte, deren Anzahl sie kaum zu ersetzen vermochte.

Man wählte diesen letztern Ausweg, und wirklich konnte man, nach Beschaffenheit der Umstände, schlechterdings keinen andern einschlagen. In möglichster Eil detachirte man also den Ueberrest des neun und vierzigsten Regiments, nebst dem zwanzigsten, und den sogenannten Royals, welche zusammen ungefähr sieben bis achthundert Köpfe stark waren. Jetzt hatte Jamaika nicht mehr als nur noch vierhundert Mann regulärer Truppen zu seiner Vertheidigung.

Ob nun gleich dieser Succurs äußerst unbeträchtlich war, so machte doch dessen unerwartete Erscheinung einen

sehr starken Eindruck auf die französischen Pflanzler; denn jetzt erst fingen sie zu glauben an, daß es dem brittischen Ministerium Ernst sey, sein Vorhaben durchzusetzen. Zu Anfang des Monates December ergaben sich die Kirchspiele Jean Kabel, St. Marc, Arcabayc, und Boucassin, auf die nämlichen Bedingungen, welche man den Einwohnern von Jeremie zugestanden hatte, und bald darauf folgte auch Leogane ihrem Beispiel nach. Alle jene Kirchspiele liegen auf der nördlichen Seite der Bucht; nur allein Leogane befindet sich auf der südlichen.

Jetzt richteten die brittischen Befehlshaber ihr Augenmerk nochmals auf den Entwurf zur Eroberung von Tiburon, und der Verlust, welchen unsere Truppen unlängst bey dem Angriff dieses so wichtigen Posten erlitten hatten, schlug ihren Muth keinesweges nieder, sondern diente vielmehr dazu, sie zu einer desto thätigern Anstrengung zu ermuntern. Nothwendiger Weise war aber eine geraume Zeit erforderlich, ehe diese Unternehmung angeführt werden konnte, und diesen Zwischenraum wendete man dazu an, die Drikschaften, welche sich ergeben hatten, gegen die Angriffe des Feindes sicher zu stellen. Am ein und zwanzigsten Januar 1794 kam endlich der Commodore mit seinem Geschwader zu Jeremie an; die Truppen schifften sich ein, und am zweyten Februar gegen Abend legte sich die ganze Armade bey dem Cap Tiburon vor Anker.

Die Feinde zeigten sich in beträchtlicher Stärke, und schienen fest entschlossen, die Annäherung der Britten erwarten zu wollen; als sie aber ein paar volle Lagen von

unsern Schiffen bekamen, machten sie sich über Hals und Kopf aus dem Staube. Sobald sie jedoch wahrnahmen, daß unsere Flügelcompagnien ans Land gesetzt werden sollten, kamen sie wieder näher, und gaben unsern Booten eine Generalsalve aus dem kleinen Gewehr; allein unsere Leute sprangen ans Ufer, formirten sich sogleich, durchbrachen die Linie der Feinde, richteten eine große Niederlage unter ihnen an, und bemächtigten sich des Posten, welchen jene bis dahin besetzt hielten. Dieß alles ward in der größten Geschwindigkeit vollbracht. Major Spencez, welcher die Flügelcompagnien befehligte, zeichnete sich bey dieser Gelegenheit vorzüglich aus, wie denn alle Offiziere und Soldaten, ohne Ausnahme, das größte Lob verdienten. Ueberhaupt scheint dieses ganze Unternehmen nicht nur mit dem größten Muth, sondern auch mit vieler Klugheit ausgeführt worden zu seyn; denn die Britten hatten nur drey Todte und sieben Verwundete. Vom Feinde geriethen hundert und funfzig Mann in Gefangenschaft; auch vor er seine Magazine, die reichlich mit Munition angefüllt waren.

Die Wegnahme dieses Posten auf der südlichen, und des Mole du Cap St. Nicolas auf der nordwestlichen Seite der Insel, setzte die Engländer in Stand, die Gewässer, welche die große geräumige Bucht von Leogane formiren, unumschränkt zu beherrschen und zugleich auch die Schiffahrt nach den Windinseln zu hemmen. Jetzt schien es höchst wahrscheinlich, daß ihnen Port au Prince (die Hauptstadt der französischen Colonie) nebst den dargu

gehörigen Forts, und allen dort befindlichen Schiffen, ebenfalls in die Hände fallen würde, sobald nur die erwartete große Flotte aus England anlangte, welcher man von Tage zu Tage mit der größten Sehnsucht entgegen sah.

Da es nun aber, sowohl wegen der geringen Anzahl, als auch wegen dem Zustande der Truppen, vor der Hand nicht wohl möglich war ein so wichtiges Unternehmen zu wagen, so kam der Oberbefehlshaber auf den Einfall, einen Versuch zu machen, ob er vielleicht die Stadt Port Paix, einen sehr wichtigen Posten, welcher gegen Osten vom Cap St. Nicolas liegt, durch geheime Unterhandlungen in seine Gewalt bekommen könne. General Lavaux, ein Offizier, der seit vielen Jahren in französischen Diensten stand, führte daselbst das Commando. An diesen schickte Obrist Whitelocke eine Parlamentierflagge nebst einem Briefe, worin er ihm eine Belohnung von fünftausend Pfund Sterling anbot, wenn er ihm jenen Posten übergäbe. Allein Obrist Whitelocke mochte sich wohl vom Charakter des Generals Lavaux eine ganz irrige Vorstellung gemacht haben, denn dieser war nicht nur ein braver Offizier, sondern auch ein sehr rechtschaffener Mann. Seine Antwort verdient hier erwähnt zu werden. „Sie haben sich beygehen lassen, schrieb er, mich in den Augen meiner Truppen herabzuwürdigen, indem Sie mich für einen Menschen hielten, der so verworfen, niederträchtig, und schlecht denkend seyn könne, sich bestechen zu lassen, und seine Rechtschaffenheit für Geld zu veräußern. Dieß ist eine Beleidigung, wofür Sie mir persönliche Satisfac-

tion geben müssen, und ich verlange sie im Namen der Ehre. Ich biete Ihnen demnach, ehe es noch zwischen unsern Truppen zum Gefecht kömmt, einen Zweykampf an, worin einer von uns beyden fallen muß. Ob solches zu Pferd oder zu Fuß geschehen solle, sey Ihnen anheim gestellt; so auch die Wahl der Waffen. Sie sind zwar von Seiten Ihres Vaterlandes bevollmächtigt, mich als Ihren Feind zu behandeln; dieß gab Ihnen aber kein Recht, mir eine persönliche Beleidigung zuzufügen; und als Privatmann sind Sie schlechterdings verbunden, mir wegen des ehrenrührigen Verfahrens, welches Sie sich gegen mich erlaubt haben, Genugthuung zu geben *).“

Da nun dieser Versuch schloß, so sagte man (besonders deswegen weil jetzt die Jahreszeit den Kriegsopera-

*) Obrist Whitelocke lehnte diese Ausforderung, allem Vermuthen nach, ab. Indes hatte der Offizier, welcher dem General Lavaux das erwähnte Schreiben überbrachte, einen sehr gefährlichen Auftrag zu besorgen. Als nämlich Lavaux dasselbe stillschweigend durchgelesen hatte, drang er in ihn, er solle auf das Wert eines ehrlichen Mannes erklären, ob ihm der Inhalt dieses Schreibens bekannt sey. Der Offizier verneinte dieß, wie es auch wirklich der Wahrheit gemäß war. Hierauf las es der französische General den Leuten, welche eben bey ihm waren, mit lauter Stimme vor, und sagte sodann zu dem brittischen Offizier, er solle sich glücklich schätzen, daß ihm der Inhalt nicht bekannt gewesen sey; denn wenn er sich unterstanden hätte, ihm wesentlich eine solche Vorthschaft zu überbringen, so würde er ihn auf der Stelle haben hangen lassen.

tionen sehr günstig war) den Entschluß, einen Angriff gegen L'Acul, eine wichtige Feste in der Gegend von Leogane, zu unternehmen; eines theils in der Absicht, die Truppen wieder in Thätigkeit zu setzen, andern theils um dadurch die beabsichtigte Eroberung von Port au Prince zu erleichtern. Demzufolge setzten sich die Flügelcompagnien, ein Detaschement der königlichen Artillerie, das dreyzehnte Regiment, und einige Colonialtruppen, welche zwei Haubitzen und zwey Bierpfündner bey sich hatten, am neunzehnten Februar Morgens vier Uhr, unter Anführung des Obristen Whitecke, von dort aus in Marsch. Schon vorher hatte sich der Baron von Montalembert, mit etwa zweyhundert Mann Colonialtruppen und einigen brittischen Artilleristen, zu Schiffe begeben, in der Absicht diese Mannschafft ans Land zu setzen, und das Fort zu einer festgesetzten Stunde von der Seeseite zu attackiren. Capitaine Vincent, welcher die leichte Infanterie des neun und vierzigsten Regiments, nebst ungefähr achtzig Mann Colonialtruppen, unter seinem Befehl hatte, schlug einen Bergweg ein, Obrist Whitecke aber zog mit dem Hauptcorps auf der Landstraße einher. Als dieser letztere sich der Feste L'Acul, bis auf die Weite eines Kanonenschusses genähert hatte, ließ er seine Truppen Halt machen, und wartete nun auf den Augenblick, wo die Detaschementer des Baron von Montalembert und des Capitaine Vincent mit vereinter Macht attackiren würden. Gegen sieben Uhr fing der Feind zu kanoniren an, und fuhr damit von Zeit zu Zeit fort bis gegen elf. Jetzt ertheilte Obrist Whitecke dem Capitaine

Smith Befehl, die Kanonen und Haubizen aufführen zu lassen, und das Fort zu beschießen. Zur Unterstützung rückte zugleich die leichte Infanterie der sogenannten Royals, nebst dem dreyzehnten Regimente, unter Commando des Major Spencer vor. Diese Veranstaltung wurde deswegen getroffen, damit das Detaschement des Barons von Montalemeber inzwischen Zeit gewinnen möchte zu landen. Unglücklicherweise machte aber eines von den Transportschiffen ein so ungeschicktes Manövre, daß diese Leute nicht ausgesetzt werden konnten. Als nun der Obrist Whitelocke wahrnahm, daß er sich keinen Beystand von ihnen zu versprechen habe, und da der Tag bereits weit über die Hälfte verlossen war, so faßte er den muthigen Entschluß, die Feste mit stürmender Hand zu erobern. Zu dem Ende trug er dem Major Spencer auf, sich mit den Grenadiere des neun und vierzigsten Regimentes, nebst der leichten Infanterie des dreyzehnten, vom größern Heerhaufen abzufondern, den Capitaine Vincent zu verstärken, und die Feste von der Bergseite anzugreifen, während er selbst mit dem Hauptcorps in gerader Linie über die Landstraße gegen sie vorrücken würde. Um halb vier oder fünf Uhr traten beyde Colonnen ihren Marsch an. Als der Feind wahrnahm, daß sich die Division des Obristen Whitelocke in Bewegung setzte, machte er ein gewaltiges Feuer, sowohl aus dem schweren Geschütz als aus dem kleinen Gewehr. Allein der Obrist gab seiner Colonne sogleich Befehl, ohne den geringsten Aufenthalt vorzubringen, und sich des Ortes zu bemächtigen. Dieß ward auch wirklich mit außeror-

dentlichem Muthе und in der größten Gefährlichkeit bewerkstelligt. Bey dieser Gelegenheit wurden zwey Offiziere, nämlich Lieutenant *McKerras* vom Geniecorps, und Capitaine *Zutchinson* von den Royals, verwundet; aber beyde setzten demungeachtet ihre Dienstverrichtungen so lange fort, bis sich das Fort in den Händen der Sieger befand. Unser Verlust war gar nicht beträchtlich. Allein Capitaine *Morshead* (der bereits eine Wunde davon getragen hatte, als er mit der muthvollsten Entschlossenheit den Hügel hinanklimmte) ingleichen Lieutenant *Tinlin*, welcher zu den Grenadieren des zwanzigsten Regiments gehörte, wie auch Lieutenant *Caulfield* vom zwey und sechzigsten Regimente, und einige gemeine Soldaten, hatten das Unglück in die Luft gesprengt zu werden, als das Fort schon erobert war. Da nämlich der französische Commandant einsah, daß er nicht länger im Stande seyn werde dasselbe zu behaupten, so ließ er eines von den Festungsgebäuden mit einer beträchtlichen Quantität Pulver und andern feuerfangenden Materialien anfüllen, die sodann von einem verworfenen Bismut angezündet wurden, welcher durch die Explosion selbst ums Leben kam. Capitaine *Morshead* starb gleich des andern Tages, und wurde von der brittischen Besatzung mit allen militärischen Ehrenbezeugungen zur Erde bestattet. Lieutenant *Caulfield* kränkelte noch eine Zeitlang, folgte ihm aber ebenfalls ins Grab. Lieutenant *Tinlin* hingegen wurde völlig wieder hergestellt.

Die

Die nächste Unternehmung unsrer zwar kleinen aber tapfern Armee hatte keinen so glücklichen Erfolg. Sie war gegen die starkbefestigte Niederlassung zu Bompard gerichtet, einem Orte, der ungefähr funfzehn englische Meilen weit von Cap St. Nicolas liegt. Hier wohnte eine kühne wehrhafte Sattung von Menschen, größtentheils deutsche Colonisten, die nach nichts weiter strebten, als ihr armseliges Stückchen Brod in Ruhe zu verzehren. Nach diesem Orte wurden zweyhundert Mann detaschirt, die man unter verschiedenen Corps ausgesucht und in zwey Divisionen abgetheilt hatte. Die eine stand unter dem Commando des Major Spencer, eines sehr braven und thätigen Offiziers, dessen bereits im Vorhergehenden mit verdientem Ruhme gedacht worden ist; die andere wurde vom Obristleutenant Markham befehligt. Die nähern Umstände von diesem Angriff und dem darauf erfolgten Rückzuge habe ich nie genau in Erfahrung bringen können. Alles was hierüber im Publikum bekannt geworden ist, besteht blos darin, daß unsere Truppen zwar der Uebermacht weichen mußten und vierzig Mann verloren, übrigens aber ihren Nationalcharakter nicht im geringsten entehrten. Selbst der Feind ließ ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren, daß sie sehr tapfer gefochten hätten. Sie wurden zwar überwunden, aber nicht muthlos gemacht; ihre Niederlage beruhete auf Umständen, die niemand vorhersehen konnte, und wogegen alle menschliche Klugheit nichts vermocht haben würde.

Dieser schmerzliche Verlust konnte bey weitem nicht durch die glänzende Kriegsthat ersetzt werden, wodurch sich bald nachher die wenigen brittischen Truppen auszeichneten, welche man zu Cap Tiburon in Besatzung gelassen hatte. Diese wurden den sechzehnten April von einem Rebellen-corps angegriffen, das über zweytausend Mann stark war. Es stand unter dem Befehl des Andreas Rigaud, eines farbigen Mannes, der zu Aux Cayes die Stelle des Commandanten vertrat, und war theils aus rebellischen Negern, theils aus Baghälsen von allerley Volk zusammengesetzt, die insgesamt auf Raub und Plünderung ausgiengen, und nach Blut dürsteten. Diese Horde zusammengelauenen Gefindels umrang das Fort Morgens gegen drey Uhr. Die Belagerten setzten ihr bis nach drey Viertel auf neun den tapfersten Widerstand entgegen, thaten sodann einen Ausfall, und schlugen die Belagerer mit großem Verlust in die Flucht. Hundert und siebenzig derselben blieben todt auf dem Plage liegen. Als man aber die Bemerkung machte, daß von unsern tapfern Kriegern ebenfalls acht und zwanzig geblieben, und hundert und neun schwer verwundet worden waren, da verwandelten sich die Triumphlieder in Klaggelänge, indem man sich unmöglich die traurige Wahrheit verhelen konnte, daß noch einige solche Siege die Ueberwinder gänzlich aufreiben würden.

Die ganze Kriegsmacht der Britten in allen Theilen von St. Domingo bestand damals, wenn ich nicht sehr irre, nur noch in neuhundert Mann, die im Stande wa-

ren wirkliche Kriegsdienste zu thun; und diese Anzahl reichte nicht einmal zu, alle Plätze, welche wir in unserer Gewalt hatten, mit Besatzungen zu versehen. Da sie nun noch überdieß durch Krankheiten, Gefechte und andere Zufälle zusehends vermindert wurde, so mußte dieser Umstand natürlich unter allen Klassen der französischen Pflanzler die größte Aufmerksamkeit erregen, unsere Verbündete schwächern machen, und um so mehr den Muth unserer Feinde erhöhen. Jene Pflanzler, welche zeither hinter dem Berge hielten, betrugten sich nunmehr als erklärte Feinde gegen uns, und in den meisten jener Kirchspiele, welche sich freywillig ergeben hatten, nahmen die Desertionen häufig überhand. Zu Jean Rabell, einem Orte, welcher sich nur erst vor wenig Monaten aus freyem Triebe für die brittische Regierung erklärte, lehnte sich die zweyhundert und funfzig Mann starke Besatzung unserer vermeintlichen Allirten gegen ihre Offiziere auf, und setzte sie in die Nothwendigkeit, diesen Posten dem französischen General Lavaux zu übergeben. Ueberhaupt hatte man alle mögliche Ursache zu fürchten, daß mehrere andere Ortschaften diesem Beyspiel nachfolgen würden, wenn nicht die brittischen Truppen im kurzen eine sehr ansehnliche Verstärkung erhielten.

Seit der Uebergabe von Jeremie waren nun bereits acht Monate verflossen, und während dieser ganzen Zeit war nicht ein einziger Soldat aus Großbritannien angekommen. Auch klagten die Truppen ganz außerordentlich über den Mangel an Feldgeräthe, Lebensmitteln, und andern unentbehrlichen Dingen. Es schien nicht anders, als

ob das ganze Corps schlechterdings zu Grunde gehen sollte, und jedem einzelnen Soldaten konnte man es an seinen Mienen ansehen, daß er äußerst mißvergüßt und wegen der Zukunft besorgt war. Endlich, und zwar zu einer Zeit, wo sich die langwierige Erwartung beynahe in Verzweiflung verwandelt hatte, erhielt man am neunzehnten May 1794 die Nachricht, daß sich die königlichen Kriegsschiffe *Beliqueux* und *Irresistible*, nebst der Schaluppe *Gly*, in dem Hafen von *St. Nicolas* vor Anker gelegt, und drey Infanterie-Regimenter, nämlich das drey und zwanzigste, vier und zwanzigste und ein und vierzigste, unter Commando des Brigadegenerals *Whyte*, am Bord hätten. Dieses Ereigniß machte den äußerst entkräfteten Truppen, wie leicht zu erachten, wieder neuen Muth, und erregte die lebhafteste Freude unter ihnen, welche noch überdies durch die Hoffnung erhöht wurde, daß man nunmehr, nach aller Wahrscheinlichkeit, keinen Augenblick Anstand nehmen würde, geradesweges auf *Port au Prince* loszugehen. Es war nämlich bekannt, daß in dem dortigen Hafen eine große Menge Schiffe lagen, die mit den köstlichsten Produkten der Colonie befrachtet waren. Obwohl nun die neu angekommenen Regimenter in allem (und zwar mit Inbegriff von hundert und fünfzig Kranken und *Reconvalescenten*) nur aus sechzehnhundert Mann bestanden, so konnte man doch nicht länger einwenden, daß die vorhandene Truppenzahl zu jenem Unternehmen nicht stark genug sey. Alle brittische Soldaten freuten sich schon im voraus auf die reiche Beute, welche sie zu machen hoff-

ten, und berechneten die Anzahl der Krieger, welche etwa zu dieser Kriegsoperation nöthig seyn möchten, um in Gebanden die Preisengelder zu überschlagen, die jeder zu seinem Antheil bekommen würde.

Die Vermuthung, daß die nächste Attaque gegen Port au Prince gerichtet seyn würde, war allerdings gegründet, und die Rhede von Arcabaye wurde zum allgemeinen Versammlungsorte der Kriegs- und Transportschiffe bestimmt. Nachdem nun General Whyte seine Kranken zu Cap St. Nicolas ans Land gesetzt, und statt derselben hundert und fünfzig Mann von der dortigen Besatzung an Bord genommen hatte, segelte er am drey und zwanzigsten nach dem vorerwähnten Sammelplatz ab, um mit dem Commodore Ford gemeinschaftlich zu agiren, und diejenigen Colonialtruppen auf seine Schiffe zu nehmen, welche dazu bestimmt waren, die Britten bey diesem Unternehmen zu unterstützen. Den dreyßigsten ging das ganze Geschwader von Arcabaye wieder in See, und legte sich noch am Abend des nämlichen Tages unweit Port au Prince vor Anker. Es bestand aus vier Linienschiffen, nämlich: der Europa, dem Belliqueux, dem Irresistible, und dem Sceptree; ferner aus drey Fregatten, und vier oder fünf kleinern Fahrzeugen. Alles was zur Flotte gehörte stand unmittelbar unter dem Commando des Commodore Ford; die Landmacht aber wurde vom General Whyte befehligt. Letztere war, vom Feldwebel abwärts 1,465 Mann stark.

Als sich die gesammte Kriegsmacht an Ort und Stelle befand, und alle erforderliche Anstalten getroffen waren, schickte man des andern Morgens in aller Frühe eine Parlamentierflagge nach der Stadt, und wollte die darin liegende Besatzung auffodern lassen; der Offizier aber, welcher diesen Auftrag zu besorgen hatte, ward abgewiesen, und brachte das anvertraute Schreiben uneröffnet zurück. Nun beschloß man, den Anfang der Feindseligkeiten mit der Beschießung des Fort Bisotron zu machen, einer Feste, die auf einer beträchtlichen Anhöhe liegt, und von welcher man den ganzen dortigen Hafen beschießen kann. Sie hatte damals eine Besatzung von fünfhundert Mann, acht Kanonen von schwerem Calibre und zwey Mörser zu ihrer Vertheidigung. Zwey Reichenschiffe erhielten Befehl, den Angriff gegen dessen Fronte zu formiren, und eine Fregatte legte sich so nahe als möglich ans Ufer, um eine tiefe Schlucht gegen Osten in die Flanke zu nehmen. Diese Schiffe machten mehrere Stunden lang ein lebhaftes gut unterhaltenes Feuer, das aber, allem Anschein nach, keine sonderliche Wirkung that. Gegen Abend wurde Major Spencer mit dreyhundert Britten, und etwa fünfhundert Mann Colonialtruppen, ungefähr eine englische Meile vom Fort, ans Land gesetzt. Er hatte Befehl, den Angriff gegen dasselbe von der Landseite zu unternehmen. Abends acht Uhr, als die Truppen nicht weit mehr von dem Orte waren, wo sie attackiren sollten, erhob sich ein fürchterliches Ungewitter, das von einem starken Plazregen begleitet war. Da nun der Capitain Daniel, vom ein und

vierzigsten Regimente, welcher die Avantgarde commandirte, wohl einsah, daß die Besatzung den Anmarsch derselben vor dem Getöse des Wettersturms nicht bemerken würde, so beschloß er sich diesen Umstand zu Nutzen zu machen. Demzufolge ließ er seine braven Leute, sechzig an der Zahl, mit raschen Schritten anrücken, und da sie eine Oeffnung in den Festungswerken entdeckten, so drangen sie mit gefällttem Gewehr in das Fort und bemächtigten sich dessen in wenig Minuten, fast ohne den geringsten Widerstand zu finden; denn die Feinde waren so ganz außer Fassung, daß sie das Gewehr wegwarfen, und um Pardon flehten. Das Unternehmen dieses tapfern Kriegshaufen wurde mit einer solchen Behendigkeit ausgeführt, und hatte einen so unerwartet glücklichen Erfolg, daß Major Spencer eine Zeitlang für das Schicksal aller dazu gehörigen Leute äußerst besorgt war, weil einige Stunden vorüber gingen, ehe er Nachricht von ihnen erhielt. Mit wahren Leidwesen erwähne ich des Umstandes, daß Capitain Daniel, welcher diese kleine Heldenschaar mit so ausgezeichnete Tapferkeit angeführt hatte, eine schwere Verwundung davon trug, und daß sein wackerer Kriegsgefährte, Capitain Wallace, der zweyte Commandant, höchst unglücklicher Weise auf dem Glacis getödtet wurde.

Die Eroberung des Fort Bizotton entschied das Schicksal der Hauptstadt, die den vierten Junius vom Feinde geräumt wurde. Hiernächst waren die brittischen Befehlshaber so glücklich, sowohl diesen Ort selbst, als auch alle im Hafen liegende Schiffe vor der Vernichtung zu

schützen; denn die Commissarien der Republik hatten ausdrücklich befohlen, daß jener wie diese in Brand gesteckt werden sollten, und alle Anstalten dazu waren bereits gemacht. Die Commissarien selbst flüchteten mit mehreren ihrer Anhänger in die Gebirge.

So ward demnach die Eroberung von Port au Prince bewerkstelligt; eine Kriegsschat, die sowohl den Offizieren als Soldaten, welche Theil daran hatten, zur größten Ehre gereichte, und noch überdieß für diejenigen, welche mit dem Leben davon kamen, und die Früchte ihres Sieges einränten konnten, außerordentlich einträglich war. Denn man eroberte im dortigen Hasen zwey und zwanzig Schiffe, die mit Bramsegeln versehen waren, und ihre volle, aus Zucker, Caffee und Indigo bestehende Ladung am Bord hatten. Dreyzehn derselben hielten dreyhundert bis fünfhundert, und die neun übrigen zwischen hundert und fünfzig und dreyhundert Tonnen. Ueberdieß hatten sie siebentausend Tonnen Schiffsgut als Ballast geladen. Nach der billigsten Berechnung betrug der Werth dieser Beute zum allerwenigsten viermal hunderttausend Pfund Sterling.

Drittes Kapitel.

Die Truppen leiden durch Krankheiten; sie erhalten Verstärkung; sterben aber häufig. — Brigadegeneral Horneck wird zum Nachfolger des Generals Whyte ernannt. — Die Nesselbellen erobern Leogane. — Obristleutnant Brisbane erkämpft einige Vortheile zu Artibonite. — Empörung der Mulatten zu St. Marc. — Fort Bizetton wird aequirt. — Rigaud rüster sich zum zweytenmale gegen Tiburon. — Eroberung dieses Posten. — Tapferes Verhalten der dortigen Besatzung. — Trauriges Schicksal des Lieutenant Vasterville. — Die bey dem Obristleutnants Brisbane und Markham kommen ums Leben. — Bemerkungen über den Krieg zu St. Domingo.

Da sich das Kriegsglück gegen die brittischen Waffen, bey der Eroberung von Port au prince, so außerordentlich günstig erwiesen hatte, so sollte man allerdings hoffen, daß sich unserm Blick nunmehr weit glänzendere und erfreulichere Scenen darstellen würden, als diejenigen waren, mit deren Betrachtung wir uns zeitlich beschäftigten. Allein wider alles Erwarten kehrte es den Siegern abermals den Rücken zu; denn gleich nachher als sie die vorerwähnte Stadt besetzt hatten, brach unter unsern Truppen jene verheerende Seuche wieder aus, die bereits im vorhergehenden Herbst eine so große Menge derselben hinwegraffe,

und neuerdings mit verdoppelter Wuth, gleich der Pest, unter ihnen wüthete. Die zunächst liegenden Ursachen, welche dieses fürchterliche Uebel herbeyführten, sind leicht zu erklären. Der Leser erinnere sich nur an das, was weiter oben über die Lage von Port au Prince gesagt worden ist. Diese Stadt war nicht nur, an und für sich betrachtet, sehr ungesund, sondern auch noch überdies mit befestigten Anhöhen umgeben, welche sowohl die Festungswerke als auch den Hafen beherrschten, und hinter diesen Höhen ragten wieder andere hervor. Hier hielten die Feinde, nachdem sie sich aus der Stadt geflüchtet hatten, wieder Stand, in der sehr gegründeten Hoffnung, daß es ihnen nicht fehlen könne, je nachdem es die Nothdurft erfordere, Truppen, Munition, und andere Kriegsbedürfnisse, von Aux Cayes, einem auf der südlichen Küste liegenden Seehafen, kommen zu lassen, der nicht über vierzig englische Meilen von Port au Prince entfernt war, und von diesem Orte nur mittelst einer leicht zu befahrenden Riede getrennt wurde *). In keiner einzigen Gegend von St. Do-

*) Der Hafen zu Aux Cayes wurde von zwey kleinen Forts vertheidigt, deren jedes nur mit sechs Kanonen besetzt war, und außerdem noch von einer kleinen Batterie, worauf fünf dergleichen standen. Die Anzahl der weißen Einwohner dieser Stadt schätzte man auf achthundert; allein seit der letztern Hälfte des Jahres 1792 hatten sich die farbigen Leute derselben bemächtigt. Ein Mulatte, Namens Andreas Rigaud, war daselbst als Oberbefehlshaber angestellt, und beherrschte die ganze südliche Seite des französischen Antheils von

mingo findet man einen Hafen, der die Verbindung mit den französischen Windinseln, wie auch mit Nordamerika, so sehr erleichtert wie dieser; und aus beyden vorher genannten Gegenden wurde das feindliche Lager reichlich mit Kriegsbedürfnissen versehen. In dieser Rücksicht hielten es die brittischen Befehlshaber für unumgänglich nöthig ihre Linien zu verstärken, und vor der Stadt, nach dem Gebirge zu, neue Festungswerke und Verschanzungen anzulegen. Hierdurch wurde den Soldaten eine sehr beschwerliche Arbeit aufgebürdet, an die sie noch gar nicht gewohnt waren. Den Tag über beschäftigte man sie fast unaufhörlich mit Schanzarbeiten, und des Nachts mußten sie Kriegsdienste thun. In jenem Fall waren sie der unerträglichen Sonnenhitze bloßgestellt; in diesem, dem schädlichen Nachthau und öftern Regengüssen, die unter dem dortigen Himmelsstrich sehr anhaltend und stark sind. Diese mühseligen und übertriebenen Arbeiten, welche Leuten aufgebürdet wurden, wovon die meisten ein halbes Jahr lang in dem engen Bezirk ihrer Schiffe eingesperrt waren, und weder frische Luft und Lebensmittel, noch weniger gehörige Bewegung genossen hatten, und nun auf einmal in ein sehr ungesundes Land versetzt wurden, mußten natür-

St. Domingo als Generalgouverneur. Er besaß eine ganz unumschränkte Gewalt, und sein Bruder, ebenfalls ein Mulatte, war der nächste nach ihm im Commando. Diese Leute hatten ihr Ansehen bloß den beyden Commissarien, Polverel und Santhonax, zu verdanken.

licher Weise die traurigsten Folgen nach sich ziehen. Unsere Soldaten fielen dahin, wie das Laub zur Zeit des Herbstes, und die Besatzung ward endlich so dünn, daß, in Ermangelung dienstfähiger Leute, bisweilen sogar Reconvalescenten Schildwache stehen mußten, welche kaum im Stande waren das Gewehr auf die Schulter zu nehmen.*).

Gleich nach Eroberung der Stadt hatte man zwar der dortigen Besatzung einige Hülfsstruppen aus den Windinseln zugeschiekt; allein diese scheinbare Verstärkung trug, vermöge eines traurigen Verhängnisses, nur dazu bey, die Krankheiten immer weiter zu verbreiten, und das Elend ganz außerordentlich zu vermehren. Am achten Junius kamen zu Poet au Prince, unter dem Commando des Obristleutenant Lenox, acht Flügelcompagnien an, welche zu vier Infanterie-Regimentern, nämlich zum zwey und zwanzigsten, drey und zwanzigsten, fünf und dreyßigsten, und ein und vierzigsten, gehörten. Als sie eingeschifft wurden, war jede dieser Compagnien siebenzig Köpfe stark; als sie aber an dem Orte ihrer Bestimmung anlangten, bestand ihre ganze Anzahl kaum noch aus dreyhundert Mann. Insbesondere waren die dabey befindlichen vier Grenadiercompagnien fast ganz zu Grunde gerichtet. Die Fregatte, worin sie transportirt wurden, hatte alle mögliche Aehn-

*) Es war ein großes Glück für die Britten, daß die französischen Truppen eben so sehr von Krankheiten heimgesucht wurden, wie die unsrigen; denn außerdem würden wir Poet au Prince, allem Vermuthen nach, nicht lange in Händen behalten haben.

lichkeit mit einem Pesthause. Auf der kurzen Ueberfahrt zwischen Guadeloupe und Jamaika hatte man mehr als hundert dieser Unglücklichen in die Tiefe des Meeres versenkt, und hundert und funfzig derselben waren zu Port Royal mehr todt als lebendig an Land gesetzt worden. Die erbarmenswürdigen Ueberbleibsel des ganzen Detaschements sahen bey ihrer Ankunft zu Port au prince nicht sowohl Leuten ähnlich, welche dazu bestimmt waren an Feldschlachten und Siegen Antheil zu nehmen, als vielmehr solchen, von welchen man mit ziemlicher Gewisheit vorhersehen konnte, daß sie ihr nahes Lebensende in den Spitälern und Krankenhäusern beschließen würden. Wirklich nahm gleich nachher die Sterblichkeit unter den brittischen Truppen so schnell überhand, daß in dem kurzen Zeitraume von zwey Monaten, nach Eroberung der eben erwähnten Stadt, nicht weniger als vierzig Offiziere und bey sechshundert Soldaten, vom Feldwebel abwärts, eines unzeitigen Todes starben, ohne mit einem andern Feinde gekämpft zu haben, als mit pestartigen Seuchen.

General Whyte, dessen Gesundheitsumstände ebenfalls sehr gelitten hatten, und der, wie sich leicht denken läßt, die Hoffnung ganz aufgegeben haben mochte, mit einem so schwachen und ausgemergelten Truppencorps dem Feinde die Spitze zu bieten, suchte nunmehr um seine Zurückberufung an, die er auch wirklich erhielt. Zu seinem Nachfolger im Obercommando wurde der Brigadegeneral Horneck ernannt, welcher in der Mitte des Septembermonates von Jamaika eintraf. Wenn die Eigenschaften,

welche zu einem Posten dieser Art erforderlich sind, nämlich Festigkeit ohne Stolz, und gefällige Sitten ohne Schwäche, ihrem Besitzer jederzeit einen erwünschten Erfolg seiner Unternehmungen verbürgen könnten, so würde General Zorneck den Britten viel Glück mitgebracht haben. Allein die nämlichen Schwierigkeiten, welche der abgegangene Obergeneral zu überwinden gehabt haben würde, wenn er das Commando noch länger beybehalten hätte, fielen nunmehr mit verdoppelter Wucht auf dessen Nachfolger zurück. Die ganze Verstärkung, welche die brittischen Truppen nach der Ankunft des Generals Zorneck erhielten, bestand in fünfzig Mann, die ihnen von Jamaica zugeschiedt wurden. Ungeachtet man ihnen von England aus einmal über das andere Succurs versprach, und sie denselben mit der größten Sehnsucht erwarteten, so traf er dennoch nicht eher ein, als sieben Monate nach jenem Zeitpunkte, wo man dem General Zorneck das Obercommando übertragen hatte. Anstatt auf neue Eroberung zu denken, sah er sich demnach unumgänglich genöthigt, bloß vertheidigungsweise zu Werke zu gehen. Im October bemächtigten sich die rebellischen Mulatten, unter Anführung des bereits zum öftern erwähnten Rigaud, sogar der Stadt Leogane, und kühlten ihre Rache durch die Hinrichtung aller französischen Pflanzler, die mit uns verbündet waren, und das Unglück hatten in ihre Hände zu fallen.

Auf der andern Seite hingegen erwarb sich Obristlieutenant Brisbane durch seine eben so reißlich überdachten, als schnell und glücklich ausgeführten Unternehmungen,

gen, auf der Ebene von Arribonite, eine Zeitlang ganz ausnehmenden Ruhm, und jedermann setzte die größten Hoffnungen auf ihn. Bey diesen Vorfällen zeigten sich die Einwohner von St. Marc und der umliegenden Gegend viel bereitwilliger die Engländer zu unterstützen, als alle in St. Domingo befindliche Franzosen zusammen genommen. Herr Brisbane hatte nicht mehr als nur etwa achtzig Britten unter seinem Commando; der übrige Theil seines kleinen Corps bestand aus dem Ueberrest des Regiments Dillon, aus der Legion St. Marc, aus der Miliz, welche die benachbarten Kirchspiele gestellt hatten, und aus ungefähr dreyhundert Spaniern von Verettes, die wider ihre Neigung zum Dienst gezwungen waren. Mit dieser unbedeutlichen Kriegsmacht, deren ganzer Bestand nicht viel über zwölfhundert Mann betrug, die er aber auf eine sehr geschickte Art zu vertheilen wußte, hatte er die Republikaner und rebellischen Negern überall aus einander gesprengt, und den Oberhäuptern dieser letztern eine solche Furcht eingejagt, daß sie um Erlaubniß baten capituliren zu dürfen. Acht bis zehntausend dieser irreführten Menschen hatten sich wirklich ohne alle Bedingung ergeben, und mehrere von ihnen kehrten aus eigenem Triebe wieder zu den Pflanzungen ihrer Gebieter zurück. Allein diese viel versprechenden Ereignisse waren leider nur von kurzer Dauer. Zu eben der Zeit, wo der Obristleutnant Brisbane seine vom Glück begünstigten Kriegsoperationen in einer fernen Gegend von Arribonite fortsetzte, hatten sich die farbigen Leute, welche in der Stadt St. Marc wohnten, durch die

Versprechungen der französischen Commissarien verfahren lassen die Parthey derselben zu nehmen. Da nun die Stadt von Truppen entblößet war, so brachen sie die versprochene Neutralität, ergriffen am sechsten September die Waffen zu Gunsten der Republik, und ermordeten alle die, welche sie für Feinde der französischen Commissarien hielten. Die dortige Besatzung, welche nur aus ungefähr vierzig brittischen Reconvalescenten bestand, warf sich in ein kleines Fort, das an der See lag, und vertheidigte sich zwey ganze Tage mit der größten Bravour, bis ihnen endlich eine Fregatte von Mole du Cap St. Nicolas zu Hülffe kam. Die Mulatten hatten jedoch eben keine sonderliche Ursache sich ihres Sieges zu freuen; denn Obristleutenant Brisbane griff sie bald darauf von der Landseite an, eroberte die Stadt, machte mehr als dreyhundert Rebellen zu Kriegsgefangenen, und jagte den Ueberrest bis auf die andere Seite des Flusses Arribonite. Mittlerweile gingen aber alle Vortheile wieder verloren, die er auf der Ebene erfochten hatte. Die Oberhäupter der Negern verlangten nun nicht mehr zu capituliren, sondern kamen vielmehr mit einer weit zahlreichern Macht wieder zum Vorschein, als sie je gehabt hatten. Mit ihnen vereinigten sich zugleich die versprengten Mulatten, und gleich nachher ging der ganze Haufe wieder über den Fluß zurück. Zu Anfang des Monates October gelang es ihnen, sich zweyer Vorposten (St. Michel und St. Raphael) zu bemächtigen, wodurch sie eine große Menge Waffen und Munition in ihre Gewalt bekamen, und nun bedroheten sie die Stadt

St. Marc

St. Marc mit einem so furchtbaren Angriff, daß alle gutgesinnte Leute für das Schicksal derselben äußerst besorgt waren.

So standen die Sachen in den westlichen Gegenden von St. Domingo, als General Horneck auf dieser Insel anlangte. Die ganze nördliche Provinz (nur allein Fort Dauphin und Mole du Cap St. Nicolas ausgenommen) befand sich in der Gewalt der rebellischen Regern, und zu noch größerm Unglück fiel die Schwäche der brittischen Kriegsmacht in allen übrigen Theilen der Colonie so sehr ins Auge, daß dadurch nicht nur der Feind zum Angriff gereizt wurde, sondern auch die Einwohner mehrerer Ortschaften, welche wir wirklich in Besitz hatten, Veranlassung bekamen, sich gegen uns zu verschwören und Aufruhr zu erregen *). Rigaud, der, wie wir bereits wissen, in der

*) Obristleutenant Brisbane hatte kaum die Mulatten aus St. Marc vertrieben, und daselbst Ruhe und Ordnung wieder hergestellt, als man in diesem Orte eine ganz abscheuliche Verschwörung entdeckte, die von einigen unter brittischem Schutz stehenden Einwohnern angezettelt worden war, und darauf abzweckte, den brittischen Befehlshaber mit seinen Truppen abzuschneiden. Glücklicher Weise ward jenes schwarze Vorhaben ruckbar, bevor es ausgeführt werden konnte. Dieß ereignete sich zu Anfang des Monats Januar 1795. Einen Monat nachher zettelten verschiedene Einwohner zu Port au Prince ein noch verwegeneres und gefährlicheres Complot an, welches darin bestand, daß sie über die Besatzung herfallen, und alle Engländer ermorden wollten. Auch diese Meuterey kam an den Tag. Zwanzig
Zweyter Theil. E

südlichen Provinz unumschränkt regierte, entschloß sich nunmehr, einen kühnen Versuch zu machen, ob er vielleicht das Fort Bizotton wieder erobern könne, und wäre ihm dieß gelungen, so würde das ganze brittische Truppcorps zu Port au Prince zuverlässig verloren gewesen seyn. Am fünften December, in aller Frühe, wurde das besagte Fort von drey feindlichen Colonnen umringt, die zusammen genommen wenigstens zweytausend Mann stark waren. Sie wurden aber, mit großem Verlust auf ihrer Seite, und mit einem sehr unbedeutenden auf der unsrigen, zurückgeschlagen. Capitain Grant sowohl, als auch die beyden Lieutenants Clanes und Hamilton, trugen zwar gleich zu Anfang des Gefechtes schwere Wunden davon, setzten aber demungeachtet ihre Dienstverrichtungen fort, und hielten sich außerordentlich brav. Selbst General Williamsen erteilte ihnen das rühmliche Zeugniß, daß sie sich sehr gut betragen und als tapfere Männer gefochten hätten.

Da nun dem Rigaud dieser Angriff mißlungen war, so beschloß er einen zweyten noch ernstlicheren Versuch zu machen, um Tiburon wieder in seine Gewalt zu bekommen. Sein Vorhaben war bekannt, und sein Entwurf hätte vielleicht vereitelt werden können, wenn man im Stande gewe-

von den Häubelsführern wurden vor einem Kriegsgericht verhört, welches aus den vornehmsten Befehlshabern der Land- und Seemacht bestand, worunter auch fünf französische Offiziere waren. Dieß Gericht erkannte jenen Verschwörern die Todesstrafe zu, und dem zu folge wurden ihrer funfzehn am achtzehnten Februar erschossen.

fen wäre, nur ein einziges englisches Kriegsschiff zu entbehren, um seine Vorkehrung im Hafen zu Aux Cayes, von wo er mit Artillerie, Munition und Proviant versehen wurde, beobachten zu lassen. Da dieses aber nicht geschah, so setzte er seine Zurüstungen zu dem bevorstehenden Angriff ununterbrochen fort, und seine Flottille segelte den drey und zwanzigsten December von Aux Cayes ohne die geringste Verhinderung ab. Sie bestand aus einer Brig von sechzehn Kanonen, und aus drey Schoonern, deren jeder vierzehn Kanonen führte. Dreytausend Mann, von allerley Volk und Farbe, machten seine Kriegsmacht aus. Der Angriff selbst gieng am ersten Weihnachtstage vor sich. Die brittische Besatzung, welche nur vierhundert und achtzig Mann stark war, setzte dem Feinde vier Tage lang den muthigsten Widerstand entgegen; als sie aber beynahе dreyhundert Mann verloren hatte, und die Uebriggebliebenen wohl einsahen, daß sie nicht länger im Stande seyn würden ihren Posten zu behaupten, so schlugen sie sich, unter Anführung ihres preiswürdigen Befehlshabers, des Lieutenant Bradford vom drey und zwanzigsten Regimente, mit beyspielloser Tapferkeit, beynahе fünf englische Meilen weit, mitten durch ihre Feinde hindurch, und retteten sich glücklich nach Trois. Lieutenant Baskerville war der einzige Offizier, welcher sich durch einen unglücklichen Zufall außer Stand gesetzt sah, sich mit seinen Kriegsgefährten auf ihrem so ehrenvollen Rückzuge zu vereinigen. Dieser herzhaftige junge Mann führte eine That aus, die freylich einem Christen nicht ziemt, aber einem Römer viel Ehre ge-

macht haben würde. Damit nämlich der Feind nicht über ihn triumphiren, und ihn (welches nach aller Wahrscheinlichkeit geschehen wäre) zu einer schimpflichen Todesart verurtheilen möchte, machte er seinem Daseyn in eben dem Augenblick ein Ende, wo Rigaud ins Fort drang.

Mit dieser unglücklichen Begebenheit endigte sich das Jahr 1794*); und hier will ich zugleich meine Erzählung von den Kriegsoperationen der brittischen Truppen zu St. Domingo beschließen. Die Feindseligkeiten werden zwar in diesem bebauernswürdigen Lande bis auf die heutige Stunde noch immer fortgesetzt; es liegt aber, wie mich dünkt, mehr als zu deutlich am Tage, daß alle Hoffnungen und Erwartungen eines glücklichen Erfolgs auf ewig verschwunden sind. Der Geschichtschreiber, welcher es sich zum Geschäft macht, die Kriegsbegebenheiten vom Jahr 1795 zu erzählen, wird mehr als zu oft Veranlassung finden, den frühzeitigen Tod manches tapfern und vielversprechenden jungen Mannes zu beklagen, der in diesem fruchtlosen Kampfe sein Leben einbüßte. Zu der Anzahl derer, die auf diesem Verzeichniß oben an stehen, gehört unter andern der Obristleutnant Thomas Brisbane,

*) Zu Ausgang dieses Jahres wurde Generalmajor William Ramsay vom Könige in Großbritannien zum Generalgouverneur und Oberbefehlshaber aller Sr. Majestät in St. Domingo zugehörigen Besitzungen ernannt, und zugleich mit dem Bathorden begnadigt; eine Ehrenbezeugung, die er auf die rühmlichste Weise verdient hatte. Im Jahr 1795 begab er sich nach Port au Prince und übernahm das dortige Gouvernement.

dessen an mehrern Orten dieser Schrift mit verdientem Ruhme gedacht worden ist, und der wegen seines frühzeitigen Hintritts eben so allgemein beklagt wurde, als man ihn bey seinen Lebzeiten in Rücksicht seines männlichen und ruhmvollen Verhaltens allgemein bewunderte. Er ward im Monat Februar auf einer Recognoscirung getödtet. Durch sein Absterben verlor sein Vaterland einen sehr brauchbaren, unermüdeten und einsichtsvollen Offizier, welcher sich durch sein menschenfreundliches Betragen die Zuneigung aller unter seinem Befehl stehenden Truppen erwarb, und durch seinen Muth jedermann Zutrauen einflößte *). Einen Monat nachher wiederfuhr auch das nämliche Geschick dem Obristleutnant Markham, welcher während eines Angriffs, den er zur Zeit wo das Fort Bizzotton vom Feinde belagert wurde, gegen einen Vorposten unternahm, sein Leben verlor. Die Britten bemächtigten sich zwar jenes Vorposten, nahmen auch dem Feinde seine Fahnen nebst sechs Feldstücken ab, und tödteten ihm mehr als sechshundert Mann; aber leider war dieser Sieg durch den Verlust eines so vortrefflichen und unternehmenden Befehlshabers sehr theuer erkaufte. Indes hat wenigstens der Gedanke etwas tröstliches, daß diese wackern jungen Leute, ob sie gleich in der Blüthe des Lebens weggerafft wurden, doch auf dem Gefilde der Ehre starben, sich für

E 3

*) Er war eigentlich als Hauptmann bey dem 49sten Regiment angestellt, diente aber als Obristleutnant bey der Legion St. Marc, die aus Colonialtruppen bestand.

das Beste ihres Vaterlandes opferten, und mitten unter den Segenswünschen und Beyfallsbezeugungen ihrer Mitbürger den Geist aufgaben. Ach, wie mancher andere junge Mann, der eben so wie sie an den Gefahren dieses unglücklichen Krieges Theil hatte, würde nicht gern sein Schicksal gegen das ihrige vertauscht haben! Wie groß war nicht die Anzahl derer, die — nicht auf dem Bette der Ehren, sondern auf dem Krankenlager — nicht unter dem Jauchzen triumphirender Sieger, sondern unter dem Winseln und Wehklagen zur Verzweiflung getriebener Menschen starben! Wie vielen ward nicht das traurige Loos zu Theil, von dem scheußlichen Pestfieber nach und nach aufgerieben zu werden, das Leben zu verlieren, ohne einen Feind gesehen zu haben, und unberühmt aus der Welt zu gehen *)!

*) Die Krankheit, an welcher so viele brave Krieger zu St. Domingo starben, wird gewöhnlich das gelbe Fieber genannt. Zwey geschickte Aerzte, nämlich Doctor Kusch zu Philadelphia, und Doctor Benjamin Moseley zu Pall-Mall in London wohnhaft, haben diese abscheuliche Seuche ausführlich beschrieben. Das Gemälde welches dieser letztere von dem Zustande eines seiner westindischen Patienten (eines zwar jungen aber sehr verdienten Offiziers) entwirft, welcher vier Tage lang mit diesem Uebel behaftet war, und sodann daran starb, ist meisterhaft. „Ungefähr vier Stunden vor dem tödtlichen Hintritt dieses allgemein geschätzten jungen Mannes (sagt der Doctor) ward ich in dessen Wohnung gerufen. Als ich zu ihm ins Zimmer trat, warf er einen schwarzen blutartigen Schleim aus, und blutete aus der Nase. Aus den Augenwinkeln, dem

Was ich weiter oben über die Unzulänglichkeit der Mittel sagte, wodurch man die Einwohner von St. Domingo wieder zum Gehorsam zu bringen suchte, das habe ich keineswegs in der Absicht niedergeschrieben, als wenn es etwan gewissen Leuten, welche in angesehenen Aemtern stehen, zum Vorwurf gereichen sollte; auch hat (wenn ich mich anders recht kenne) der Hang zur Partheylichkeit nicht

§ 4.

Munde, und Zahnfleische, stieß ebenfalls eine blutartige Feuchtigkeit. Sein Gesicht war stark mit Blut besudelt, und dieses machte, nebst dem matten Blick seiner Augen, einen kläglichen Contrast mit seiner natürlichen Gesichtsfarbe. Sein Unterleib war geschwollen und ganz außerordentlich aufgetrieben. Sein ganzer Körper war dunkelgelb, und hie und da mit blauen Flecken überzogen. Seine Hände und Füße sahen völlig dunkelblau aus. Alle Theile seines Leibes waren kalt, ausgenommen in der Gegend des Herzens. Er litt an einem heftigen Schlucken, den er tief herauf holte. Uebrigens zeigte sich weder Wahnsinn noch Schlassucht, sondern er war vielmehr vollkommen bey Verstande. Er deutete mit den Augen auf die ganz veränderte Farbe seiner Haut, und ob er gleich nicht sprechen konnte, so gab er doch durch seine Blicke zu verstehen, es sey ihm nur allzu gut bekannt, daß das Leben, welches sich bereits aus allen Theilen des Körpers nach dem Herzen zurück gezogen habe, auch diesen letzten Posten nun bald dem Tode werde überlassen müssen. Da ihn das öftere Erbrechen völlig entkräftet hatte, so erstickte er endlich am Blute, welches er vor Mattigkeit nicht mehr auswerfen konnte. — Moseley on Tropical Diseases, dritte Ausgabe, Seite 459.

im geringsten auf mein Urtheil gewirkt. Ich bin weit davon entfernt, behaupten zu wollen, daß Großbritannien seine damalige Lage und Hülfquellen gestattet hätten, ein zahlreicheres Truppcorps zum Dienst auf St. Domingo zu bestimmen, als wirklich dahin geschickt wurde. Ich wage es nicht, mich in die geheimen Angelegenheiten des Cabinettes zu mischen; weiß aber mehr als zu wohl, daß die Minister Sr. Großbritannischen Majestät sich in der Nothwendigkeit befanden, auf gewisse Allianzen und Staatsverhältnisse Rücksicht zu nehmen, die von der äußersten Wichtigkeit waren. Eben so wenig kann ich mit Gewißheit behaupten, ob es möglich gewesen sey, oder nicht, verschiedene Detaschementer früher als es wirklich geschah, nach dem Kriegsschauplatze abgehen zu lassen, damit dieselben vor dem Eintritt der ungesunden Jahreszeit dort hätten eintreffen können. Lehret uns doch die tägliche Erfahrung, daß oft die besten Entwürfe, die weisesten Veranstellungen, durch tausenderley Zufälle und nicht zu vermuthende Hindernisse vereitelt werden. Sahen wir es doch selbst mit an, daß große Flotten, bisweilen mehrere Monate lang in den Seehäfen Großbritanniens durch widrige Winde zurück gehalten wurden; daß mächtige Kriegsschwader durch Sturm und Ungewitter gezwungen waren, unverrichteter Dinge wieder umkehren und nach Hause zu segeln, nachdem sie alles Mögliche vergebens angewandt hatten, den Ort ihrer Bestimmung zu erreichen. Dieß sind Entschuldigungsgründe, die ich der Wahrheit zu Steuer nicht mit Stillschweigen übergehen darf. Eben so

freymüthig muß ich aber auch bekennen, daß es weit besser gewesen seyn würde, wenn man auf das Unternehmen gegen St. Domingo gänzlich Verzicht gethan hätte, im Fall es an einer hinlänglichen Kriegsmacht zu dessen Ausführung fehlte *). Die Absichten des brittischen Ministeriums waren offenbar darauf gerichtet, sich des ganzen den Franzosen zugehörigen Antheils jener Insel zu bemächtigen. Daß sie bey dieser Gelegenheit das größte Vertrauen auf die Mitwirkung der französischen Einwohner setzten, in dieser Rücksicht aber durch die Berichte ihrer zu St. Domingo befindlichen Commissarien auf die schändlichste Art hintergangen wurden, wird niemand in Abrede stellen. In-
deß aber konnten sie doch mit voller Gewißheit vorhersehen,

E 5

*) Wenn der unglückliche Ausgang des Unternehmens gegen St. Domingo eine Rechtfertigung der ursprünglichen Maaßregeln nothwendig macht, welche man dießfalls zum Grunde legte, so muß man vor allen Dingen erwägen, daß General Williamson, unter andern Beweggründen, die gegründetste Veranlassung hatte, zu glauben, daß die republikanischen Commissarien mit gefährlichen Entwürfen gegen Jamaika beschäftigt waren. Er mochte daher, allem Vermuthen nach, dafür halten, daß er ihr Vorhaben auf keine zweckmäßigere Art vereiteln könne, als wenn er ihnen in ihrer Heimath volle Arbeit verschaffe. Ich halte es für sehr nöthig, dieß zur Rechtfertigung eines Offiziers anzumerken, welchem die größte Achtung gebührt; denn nicht leicht hat sich jemand unter unsern Zeitgenossen größere Verdienste um das Vaterland erworben, wie er.

daß sie von den Anhängern und Truppen der republikanischen Regierung einen fürchterlichen Widerstand zu gewärtigen haben würden. Sie hätten bedenken sollen, daß nur sehr wenige französische Pflanzler ihr Leben und ihre Glücksgüter für das allgemeine Beste aufs Spiel setzen würden, wenn sie sich nicht allen möglichen Schutz und Beystand zu versprechen hätten. Nach meiner Einsicht würde die ganze Kriegsmacht, welche Großbritannien damals entbehren konnte, nicht zureichend gewesen seyn, die dortige Colonie unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Sachverständige Männer behaupten, es würden nicht weniger als sechstausend Mann dazu erforderlich gewesen seyn, um nur allein zu Port au Prince Ordnung und Ruhe zu erhalten. Meines Wissens betrug aber die ganze Anzahl der brittischen Truppen zu St. Domingo, vor dem Aprilmonat 1795, nie über zweytausend, zweyhundert Mann. Selbst von diesen war, nach der Eroberung von Port au Prince, nicht einmal die Hälfte, und während der heißen und ungesunden Monate August, September und October, kaum noch ein Drittheil im Stande die Waffen zu führen *).

*) Nachstehendes Verzeichniß ist authentisch.

Angabe der Provinzialtruppen im Dienst des brittischen Gouvernements zu St. Domingo, den ersten Januar 1795.

	dienstfähige Leute. Kranke. Totalsumme.		
Zu Port au Prince	496	48	544
— Mole St. Nicolas	209	38	247
— St. Marc	813	321	1134
	<hr/> 1518	<hr/> 407	<hr/> 1925

Der Hauptfehler, welchen man sich während des ganzen Laufs der Kriegsoperationen in St. Domingo zu schulden kommen ließ, bestand vielleicht darin, daß man auf eine eben so befremdende als unerklärbare Art die Gelegenheit verabsäumte, sich der Stadt und des Hafens Aux Cayes, wie auch des kleinen, auf der nämlichen Küste befind-

Angabe der brittischen Truppen zu St. Domingo den 1sten Jan. 1795.

	dienstfähige Leute.	Kranke.	Totalsumme.
Zu Port au Prince	366	462	828
— Mole St. Nicolas	209	166	375
— Jeremie	95	59	154
— Tiburon	34	18	52
— St. Marc	48	33	81
	752	738	1490

Die nächste Truppenverstärkung, welche man aus Europa erhielt, traf zu Ausgang des Monates April 1795 ein, und bestand aus zwey Regimentern (nämlich dem ein und achtzigsten und sechs und neunzigsten) welche zusammen vierzehnhundert Mann ausmachten. Eine anderweitige Verstärkung (das zwey und achtzigste Regiment) kam in dem nächstfolgenden Augustmonat an. Alle diese Corps, und besonders das letztere, litten einen sehr großen Verlust, weil sie gerade während der ungesunden Jahreszeit ans Land gesetzt wurden. Das zwey und achtzigste Regiment war bey seiner Ankunft neunhundert und achtzig Mann stark. Hievon wurden in Zeit von zehn Wochen nicht weniger als sechshundert und dreyßig beerdigt. Von mancher Compagnie blieben nur noch drey Gemeine übrig, die im Stande waren Dienste zu thun.

lichen, Hafens zu Jacmel zu bemächtigen, ehe man zu der Attaque von Port au Prince schritt. Hätten wir auf der einen Seite der Halbinsel jene Plätze, und auf der andern den Posten L'Acul besetzt, so würden wir dadurch die Verbindung zwischen der südlichen Provinz und den beyden andern ganz abgeschnitten haben; die Schifffahrt von den Windinseln nach Jamaika hätte ohne alle Verhinderung fortgesetzt werden können, und da wir hiernächst auch die beyden Vorgebürge, welche die Mündung der Bucht von Leogane formiren (nämlich Cap St. Nicolas und Cap Tiburon) in unserer Gewalt gehabt hätten, so würden zugleich die Kauffarthenschiffe, welche für Rechnung Großbritanniens befrachtet waren, auf ihrer Fahrt nach den Windinseln gedeckt worden seyn. Dieß alles hätte bewerkstelligt und durchgesetzt werden können; wenigstens erforderten es, wie mich dünkt, die Grundsätze der Politik, dießfalls einen Versuch zu machen. Was Port au Prince anbelangt, so würde man am besten gethan haben, wenn man die dortigen Festungswerke gleich nach erfolgter Einnahme geschleift, und sodann die Truppen wieder aus der Stadt gezogen hätte.

Der Umstand, daß die Feinde Aux Cayes und Jacmel in Händen behielten, verschaffte ihnen nicht nur Gelegenheit, sich hinlänglich mit Mannschaft und Kriegsbedürfnissen zu versorgen, sondern auch wegen der Feindseligkeiten, welche wir an ihren Küsten verübt hatten, Depressalien zu gebrauchen, und unsern Handel zu unterbrechen. Es ist bekannt, daß in jenen beyden Seehäfen mehr als

dreyßig, zum Theil stark bewaffnete Raper ausgerüstet wurden, deren Raubgier und Wachsamkeit fast kein einziges Schiff entweichen konnte, das von den Windinseln nach Jamaika segelte. Die große Anzahl von Piraten, welche sie in Zeit von wenig Monaten aufbrachten, gewährte ihnen reichlichen Ersatz für den Verlust jener Schiffe, welche man ihnen zu Port au Prince genommen hatte *).

- *) Hier folgt ein Verzeichniß der Schiffe, welche nach Jamaika bestimmt waren, aber binnen Jahresfrist (nämlich vom Junius 1794 bis zum Junius 1795) vom Feinde weggekapert, und nach Aux Cayes gebracht wurden. Sie hatten größtentheils trockene Waaren, Lebensmittel und Plantagenprodukte an Bord, und mehrere dieser Ladungen waren von großem Werth. Edward, Capitain William Marshall den 13ten Jun. 1794 von Bristol. Fame, Capitain Robert Hall, im Julius 1794 von L. und Cork. Bellona, Capitain Thomas White, im Julius 1794 von Liverpool. Hope, Capitain William Swan, im Julius 1794 von Liverpool. Molly, Capitain Peter Mawdsley, den 5ten März 1795 von Afrika, nebst 300 Negern. Hodge, Capitain George Brown, den 19ten März 1795 von Liverpool. William, Capitain Thomas Calloine, den 20sten März 1795 von Liverpool. Bell, Capitain Thomas Weir, den 20sten März 1795 von Greenock. Duffler, Capitain Thomas Sewell, den 20sten März 1795 ein Transportschiff. Druid, Capitain Thomas Wilson, den 14ten März 1795 von Leith. Martha, Capitain William Reid, den 31sten März 1795 von London. Alexander, Capitain Benjamin Moor, den 17ten April 1795 von Glasgow. Lovely Pegg, Capitain Peter Murphy, den 17ten April 1795 von

Ob ich nun gleich bisher nicht das geringste behauptet habe, was mir nicht im höchsten Grade wahrscheinlich vorkommt, so will ich dennoch zu guter Letzt sehr gerne zugestehen, daß vielleicht manche wichtige Thatsachen und Umstände vorhanden seyn konnten, wovon ich nicht unterrichtet bin, und deren nähere Kenntniß demjenigen unumgänglich nöthig ist, der die Maafregeln, welche man bey dieser Gelegenheit befolgte, aus dem richtigen Gesichtspunkte beurtheilen will. Einem Schriftsteller, der in aller Gemächlichkeit auf seinem Studierzimmer sitzt, und eine parthenische Erzählung der Begebenheiten vor sich liegen hat, kann es freylich nicht schwer fallen, in der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten allerley Fehler und Mißgriffe

Glasgow. Swallow, Capitain Lachlan Waß, den 10ten May 1795 von Glasgow. Dunmore, Capitain Stephen Connick, den 26sten May 1795 von London. Maria, Capitain Stephen Wilkinson, den 26sten May 1795 von London. Minerva, Capitain Stephen Robertson, den 4ten Jun. 1795 von Afrika, nebst 400 Negern. General Matthew, Capitain Thomas Douglas, den 8ten Jun. 1795 von London. Ein Schooner, dessen Name nicht angegeben ist, Capitain Adam Walker, den 22sten Jun. 1795 von Glasgow. Hope, Capitain Hambleton, den 22sten Jun. 1795 von Glasgow. Caledonia, Capitain Hunter, den 25sten Jun. 1795 von Leith. Molly, Capitain Simpson, den 27sten Jun. 1795 von Glasgow. Resolution, Capitain Taunton, den 29sten Jun. 1795 von Hull. Außerdem noch verschiedene nach Kingston gehörige Schiffe, deren Namen nicht angegeben sind.

zu entdecken; auch gehört eben keine große Weisheit dazu, dergleichen Fehleritte, wenn wirklich welche begangen worden sind, nach Maaßgabe später erlangter Erfahrung ausfindig zu machen, und sie zu tabeln. Es ist nun einmal das Loos des Menschen, daß oft die besten Entwürfe mit Fehlern vereinbaret sind, die selbst der kurzsichtigste Beobachter wahrnehmen kann. Die nämliche Hand, (sagt ein angesehener Schrifsteller) welche nicht vermögend ist eine Hütte zu bauen, kann den herrlichsten Pallast zerstören.

Allein nunmehr stellt sich uns, wider alles Erwarten, eine ganz neue Scene zur Betrachtung dar; denn während der Zeit daß ich an diesem Werk arbeitete, erhielt man die Nachricht, daß Spanien diese große und herrliche Insel auf immerwährende Zeiten an die französische Republik abgetreten habe. Dieser außerordentliche und unerwartete Vorfall wird ohne Zweifel reichhaltigen Stoff zu mancherley Untersuchungen und Betrachtungen darbieten, um sowohl den Umfang und Ertrag des abgetretenen Territoriums anzugeben, als auch die gegenwärtige Stimmung, so wie überhaupt den Charakter der spanischen Einwohner zu erforschen. Werden sie sich diesen Tausch, der bekannlich ohne ihr Vorwissen und ihren Consens bewerkstelligt wurde, gutwillig gefallen lassen? Wird es ihnen recht seyn, so ohne alle Vorbereitung von der monarchischen Verfassung zur republikanischen überzugehen? Oder kann man wohl vernünftiger Weise hoffen, daß es ihnen nunmehr Ernst seyn werde, den brittischen Truppen zur Eroberung dieses Landes behülflich zu seyn, damit es unter

Großbritanniens Herrschaft komme? Und möchte dieser Beystand wohl kräftig genug seyn, die öffentliche Ruhe, und besonders die Subordination unter dem zahlreichen Corps der rebellischen Negern wieder herzustellen? Die Beantwortung dieser tiefliegenden Fragen muß unumgänglich zu Erörterungen führen, die noch ungleich wichtiger seyn werden; denn, es sey nun daß sich ein thätiges und betriebsames Volk im Besitz dieses Landes, welches noch gar vieler Verbesserungen fähig ist, wirklich erhält, oder daß die Empörung und Anarchie ihren blutigen Kampfplatz behauptet, so scheint doch auf jeden Fall das künftige Schicksal und Interesse der Colonien, welche Großbritannien in jenem Welttheil besitzt, von dem Ausgange dieser großen und wichtigen Begebenheit abzuhängen. In Rücksicht dieser und anderer damit verwandten Gegenstände, kann ich der Wißbegier des Lesers, in Ermangelung der benöthigten Hülfsmittel, leider nur wenig Befriedigung geben. Indes will ich ihm die Resultate meiner dießfallsigen Nachforschungen, nebst einigen darüber angestellten Betrachtungen, im nächstfolgenden Kapitel vorlegen, womit ich zugleich gegenwärtiges Werk schließen werde.

Viertes Kapitel.

Ehemaliger Zustand der spanischen Colonie. — Columbus erbauet die Stadt St. Domingo 1498. — Drake plündert sie 1586. — Muthmaßungen und Betrachtungen über ihre dormalige Verfassung, und über den Zustand des Ackerbaues im Innern des Landes. — Anzahl und Charakter ihrer jetzigen Einwohner. — Deren Erbitterung gegen die französischen Pflanzler und Scheelsucht gegen die englischen. — Vermuthung über das Schicksal welches der ganzen Insel bevorsteht. — Schlußbemerkungen.

Die spanische Colonie in Hispaniola (denn der Name St. Domingo kömmt eigentlich nur der Hauptstadt zu) war die erste Niederlassung, welche von den Europäern in der neuen Welt angelegt wurde. Daß sie ihr Daseyn bloß der Raubgier und Mordsucht zu danken hatte, ist eine zwar traurige aber zu sehr bestätigte Wahrheit, als daß man dieselbe widerlegen könnte. Die einzige Absicht der ersten spanischen Abentheurer, welche sie anlegten, war bloß darauf gerichtet, das Eingeweide der Erde zu durchwühlen, um Gold und Silber zu gewinnen. Diese rasende Habgier kostete wenigstens einer Million friedlicher und harmloser Menschen das Leben, welche diese Insel bewohnten. Als die Bergwerke erschöpft waren, gingen einige Europäer,

Zweyter Theil. F

die etwas mehr Betriebsamkeit als ihre übrigen Landsleute besaßen, allgemach an, Cacao, Zucker und Ingwer zu bauen. Da aber die wenigsten Einwohner Vermögen hatten, zugleich auch neue Gold- und Silberminen in Mexico entdeckt wurden, so wanderte eine große Menge derselben aus. Zwar hatten sie sich bereits mehrmals in ihrer Erwartung getäuscht gesehen; allein diese Erfahrung verminderte dem ungeachtet ihre Habsucht nicht, sondern sie beharrten nach wie vor bey dem tollen Entschluß, auf einem kürzern Wege zu Geld und Gut zu gelangen, als derjenige war, den ihnen die Industrie zeigte, welche Geduld und Beharrlichkeit erfordert. Ehe noch ein Jahrhundert vorüberging, war Hispaniola fast ganz entvölkert, und würde sogar aufgehört haben eine Colonie zu seyn, wenn nicht der Erzbischof in der dortigen Hauptstadt St. Domingo residirt hätte, und zugleich auch die obersten Civil- und Criminal-Gerichte daselbst befindlich gewesen wären, an welche die Einwohner aller spanischen Besitzungen in diesem Theile der neuen Welt zu appelliren pflegten *).

Die Niederlassung der Franzosen im westlichen Theile der Insel, wovon ich bereits hinlängliche Nachricht ertheilt habe, gab zwar die erste Veranlassung zu einer unversöhnlichen und forterblichen Feindschaft zwischen beyden Colonien, verschaffte aber gleichwohl den Spaniern sehr wesent-

*) Die Justizverwaltung im ganzen spanischen Amerika ist heutiges Tages in zwölf Gerichtshöfe, oder Audiencias eingetheilt, wovon die eine zu St. Domingo residirt.

liche Vortheile. Als nämlich die Anzahl der französischen Einwohner zunahm und ihre Pflanzungen sich immer weiter ausbreiteten, bedurften sie eine größere Anzahl Ochsen für ihre Märkte, und Pferde für ihre Mühlen. Diese konnten sie mit geringer Mühe von ihren Nachbarn bekommen; und auf diese Art entstand zwischen beyden ein Verkehr, der noch bis auf den heutigen Tag fortbauert, so daß die Spanier von den Franzosen europäische Manufakturwaaren erhalten, und ihnen Vieh dafür geben. Auch blieb das Beyspiel der lucrativen Thätigkeit, und des daraus entspringenden Wohlstandes, welches diese letztern täglich vor Augen sahen, nicht ganz ohne Wirkung. Die Cultur der Zuckerkelder, welche in dem Gebiete der Spanier fast ganz darnieder lag, fing nach und nach an, in verschiedenen Gegenden wieder aufzuleben, und sie legten mehrere Pflanzungen an, worauf Cacao, Indigo, Ingwer und Taback gewonnen wurde. Die Quantität Zucker, welche sie zu Anfange dieses Jahrhunderts außer Land schickten, soll jährlich in funfzehntausend Kisten bestanden haben, deren jede sieben Centner wog.

Da das Land, wie der Augenschein zeigt, gegen die Mitte und nach Osten zu viel bergigter ist als in den westlichen Gegenden, so läßt sich vermuthen, daß der Distrikt, welchen die Spanier besitzen, seiner natürlichen Beschaffenheit nach, bey weitem nicht so fruchtbar seyn mag, als der französische. Der größere Theil der Insel stand, bis zu dem erwähnten Tractate mit der französischen Republik, unter spanischer Herrschaft; mithin dürfen wir uns um

so weniger darüber verwundern, daß mehr als die Hälfte der dazu gehörigen Ländereyen bis auf den heutigen Tag eine unangebaute Wildniß blieb, von welcher man nicht den geringsten Gewinn zog. Die Abtheilungslinie fing sich auf der nördlichen Küste bey dem Flusse Massacre an, erstreckte sich von da, jedoch vermittelst einiger Krümmungen, quer durch das Land, und endigte sich auf der Südseite bey einer kleinen Bucht, *Les Ances a' Pierre* genannt. Vermöge dieser Theilung fielen beynabe zwey Drittheile der Insel den Spaniern zu. Wenn man von der nördlichen Gränze ausgehet, und längs der Seeküste gegen Osten wandert, so ist der erste bemerkenswerthe Platz, welchen man auf diesem Landstrich antrifft, *Monte Christi*, eine Stadt, die sich in ältern Zeiten durch den Schleichhandel, welchen ihre Bewohner mit Nordamerika trieben, zu einigem Ansehen empor schwang. Jetzt ist sie weiter nichts mehr als ein elendes Dorf, das von einigen Fischern bewohnt wird, und die umliegende Gegend stellt ein trauriges Bild von gänzlicher Vernachlässigung und Unfruchtbarkeit dar. Nicht weit von diesem Orte ergießt sich der Fluß *St. Jago* in die See, an dessen Ufern man, in einiger Entfernung landeinwärts, sehr große Strecken Graslandes wahrnimmt. Von der Mündung dieses Flusses bis nach *Punta Isabella*, (dem Orte, wo Christoph Columbus die erste Niederlassung anlegte) ist der Boden auf einem Striche von funfzehn Meilenweges gar nicht angebauet, ob er gleich übrigens ziemlich fruchtbar zu seyn scheint. Von *Isabella* bis nach *Old Cap Francois* ist die Seeküste dem Anschein

nach ganz verödet, ausgenommen in der Gegend von Puerto de Plata. Nicht besser siehet es in der Gegend aus, wo die Bay von Samana befindlich ist. Wenn man aber um das äußerste Ende der Insel gegen Osten zu herumsegelt, so fällt einem eine große Strecke flaches Land in die Augen, das unter der Benennung Los Llanos (die Ebenen) bekannt ist. Am westlichen Ende derselben, und zwar an den Ufern des Flusses Ozama, erblickt man die Hauptstadt.

Diese Stadt, welche geraume Zeit die ansehnlichste in der neuen Welt war, wurde im Jahr 1498 von Christoph Columbus erbauet, und erhielt ihren Namen von Sanct Dominicus, einem Heiligen, den man damals ganz außerordentlich verehrte. In dem Werke des spanischen Geschichtschreibers Oviedo, welcher sich ungefähr im dreißigsten Jahre nach ihrer Erbauung daselbst niederließ, befindet sich eine Beschreibung ihrer damaligen Verfassung und Bevölkerung, die eben so interessant als authentisch ist, und die ich eben darum dem Leser hier von Wort zu Wort vorlegen will.

„Damit ich nun aber auch (sagt der erwähnte Geschichtschreiber) etwas von dem vornehmsten und ansehnlichsten Plage dieser Insel erzähle, welches die Stadt San Domenico ist, so muß ich sagen, daß es, was die Gebäude anbelangt, in ganz Spanien keine einzige Stadt giebt (selbst Barcellona, wo ich mich zum öftern umgesehen habe, nicht ausgenommen) die ihr, wenn man alles gehörig mit einander vergleicht, im Ganzen genommen den Vorzug streit-

tig machen kann. Denn die Häuser zu San Domenico sind größtentheils von Stein, wie jene zu Barcellona auch. Ihre Anlage ist viel schöner als jene von Barcellona, weil die Straßen nicht nur breiter und ebener, sondern auch viel gerader sind, so daß man von einem Ende zum andern sehen kann. Denn da diese Stadt erst in unsern Zeiten und zwar ganz neu erbauet wurde, so suchte man hierzu den schicklichsten Platz aus, und maß auch die Straßen vermittlest der Richtschnur, der Bleywage und des Compasses ab, so daß sie in dieser Rücksicht alle andere Städte übertrifft, die ich je gesehen habe. Sie liegt so nahe an der See, daß auf der einen Seite zwischen der See und der Stadt kaum so viel Platz übrig ist, als die Stadtmauern einnehmen. Auf der andern Seite, und zwar dicht an den Häusern, fließt der Fluß Ozama vorüber, welches in der That ein sehenswürdiger Anblick ist; denn schwer beladene Schiffe fahren auf diesem Strome ganz nahe ans Land, und legen so zu sagen vor den Hausthüren an. Mitten in der Stadt ist eine Festung und Citadelle. Der Hafen ist ebenfalls so schön und bequem zum Löschen oder Ausladen der Schiffe eingerichtet, daß man nicht leicht an einem andern Orte in der ganzen Welt etwas ähnliches antrifft. Die Anzahl der Feuerstätten beläuft sich ungefähr auf sechshundert, und es sind, wie ich bereits gesagt habe, größtentheils steinerne Häuser. Es giebt welche darunter, die so geräumig und zugleich so schön eingerichtet sind, daß jeder Grand von Spanien, so groß und vornehm er immer seyn mag, mit seiner Familie und seinem

ganzen Hofstaat darin wohnen könnte. Besonders ist jenes, welches Don Diego Colon, Seiner Majestät Vicekönig, in dieser Stadt besitzt, von der Art, daß ich in ganz Spanien keines wüßte, das nur den vierten Theil so gut und bequem eingerichtet wäre. Da es oberhalb des erwähnten Hafens liegt, durchaus von Stein gebauet ist, aus einer Menge großer und schöner Zimmer besteht, und sowohl auf das umliegende Land als auch auf die See eine ganz vortreffliche Aussicht hat, so sollte ich meynen, daß Seine Königliche Majestät, in Rücksicht seiner Pracht und Herrlichkeit, es eben so gern bewohnen würden, als jedes andere noch so schöne Gebäude in Spanien. Unlängst ist auch daselbst eine Cathedralkirche erbauet worden, und sowohl der Bischof, dessen Würde man solches ohnehin schuldig ist, als auch die dabey angestellten Domherren, sind reichlich präbendirt. Diese Kirche besteht aus Kalk und Steinen, und ist ein treffliches Werk der Baukunst. Hienächst giebt es auch noch drey Klöster daselbst, welche nach dem Namen des heiligen Dominicus, des heiligen Franciscus, und der heiligen Maria de Mercedes, benannt worden sind. Ferner hat der königliche Schatzmeister, Herr Michael Passamont, ein gut eingerichtetes Spital daselbst gestiftet, worin arme Leute verpflegt werden. Kurz diese Stadt nimmt von Tage zu Tage an Reichthum und Wohlstand zu; theils deswegen, weil sowohl der besagte Admiral und Vicekönig, als auch der von Seiner Königlichen Majestät angestellte Oberhofkanzler, nebst seinem Conseil, sich für beständig dort aufhalten; theils aber auch darum,

weil sich die reichsten und angesehensten Kaufleute auf dieser Insel niederlassen, indem ihre Lage dem Handel ganz ungemein zu statten kömmt, und es doch eben so leicht ist, Waaren aus Spanien zu beziehen, als dergleichen aus dieser Insel dahin zu versenden; denn diese letztere hat jetzt einen großen Ueberfluß an mancherley Dingen, womit sie Spanien versorgen kann, und giebt so zu sagen mit Wucher zurück, was sie ehemals von dorthier erhielt *).

Damals hatte die Stadt St. Domingo nach aller Wahrscheinlichkeit den höchsten Grad ihres Wohlstandes erreicht. Ungefähr sechzig Jahre nachher (den ersten Januar 1586) ward sie von Sir Franzis Drake attackirt und erobert. In Hakluyt's Sammlung findet sich eine Nachricht von diesem Vorfall, die einen Augenzeugen zum Verfasser hat, und zum Beweis dienet, daß St. Domingo noch damals eine große und ansehnliche Stadt war. Es empört das Menschengefühl, wenn man vernimmt, daß Drake sich vermöge der Kriegsgesetze berechtigt glaubte, sie ungefähr einen Monat nachher durch Feuer zu vertilgen. »Wir machten uns in aller Frühe daran (sagt der Geschichtschreiber, welcher diese Seereise beschrieb) die vordesten Häuser in Brand zu stecken; da es aber prächtige steinerne Gebäude waren, die sehr hohe Dächer hatten, so kostete es uns nicht wenig Mühe, sie zu zerstören. Wir trafen zwar einige Tage nach einander die Veranstaltung,

*) Diese Stelle ist aus der englischen Uebersetzung des Richard Eden entlehnt, die im Jahr 1555 zu London gedruckt wurde.

daß alle Morgen vom Frühesten an, bis gegen neun Uhr, wo die große Hitze eintrat, zweyhundert Seelente keine andere Beschäftigung vornehmen durften, als Feuer anzulegen und es zu unterhalten, da mittlerweile eine gleiche Anzahl Soldaten aufgestellt wurden, die dafür sorgen mußten, daß man diese Leute nicht in ihrer Beschäftigung störte; demungeachtet konnten wir es aber, während dieser Zeit, nicht dahin bringen, daß nur ein Drittheil der Stadt von den Flammen verzehret worden wäre. Da wir nun endlich des Feueranlegens müde wurden, so gingen wir den Vorschlag ein, uns die Summe von fünf und zwanzigtausend Ducaten, das Stück zu fünf Schilling sechs Pence gerechnet, auszahlen zu lassen, und des übrigen Theils der Stadt zu schonen *).“

§ 5

*) Nachstehende Anekdote, die der nämliche Geschichtschreiber erzählt, ist zu auffallend, als daß wir sie mit Stillschweigen übergehen können. Hier sind seine eigene Worte: Während der Zeit daß die englischen Truppen in der Stadt lagen, ereignete sich der Fall, daß der General Depeschen an den spanischen Gouverneur sandte, und zwar durch einen Neger, der eine weiße Flagge trug, welche Waffenstillstand andeutete, wie solches auch von Seiten der Spanier zu geschehen pflegt, wenn sie in der Absicht zu uns kommen, um mit uns zu reden. Unglücklicherweise begegnete dieser Neger einigen von denen, die als königliche Offiziere auf der spanischen Galeere angestellt gewesen waren, welche wir bey der Einnahme der Stadt mit erobert hatten. Diese Leute gerietzen bey Erblickung jenes Negers in Wuth, und

Von dem dormaligen Zustande dieser alten Stadt, so wie von der Anzahl ihrer Einwohner und ihren Handelsgeschäften, kann ich schlechterdings keine zuverlässige Nach-

einer von ihnen stieß ihm den Degen durch den Leib, ohne daß er ihnen die geringste Veranlassung dazu gab, und ob wir gleich ihre Vothschafter bey jeder Gelegenheit bestmöglichst behandelt hatten. Schwer verwundet kam der arme Mensch wieder zum General zurück, und nachdem er ihm erzählt hatte, wie grausam man mit ihm umgegangen sey, gab er vor seinen Augen den Geist auf. Der General, welchen dieser Vorfall eben so sehr schmerzte als entrüstete, ließ sogleich dem Kriegsprofos Befehl zugehen, er solle die Veranstaltung treffen, daß ein paar Franziscaner, welche sich eben damals in der Gefangenschaft befanden, an der nämlichen Stätte aufgehangen würden, wo jene Frevelthat begangen worden sey. Zugleich schickte er auch einen andern Gefangenen zu den Spaniern, der ihnen die Ursache jener Hinrichtung erklären, und ihnen die Nachricht überbringen mußte, daß hinführo, und so lange sie die Mörder, welche den Voten des Generals ums Leben gebracht hätten, nicht ausliefern würden, damit man sie zur wohlverdienten Strafe ziehen könne, kein Tag vorübergehen solle, an welchem nicht zwey Gefangene vor ihren Augen aufgehangen werden sollten, und daß man so lange damit fortfahren werde, als noch Gefangene vorhanden wären. Hierauf brachte der ehemalige Capitain der königlichen Galeere gleich des andern Tages den Uebelthäter vor die Stadt, und erbot sich, uns denselben zu überliefern. Man glaubte aber, es sey eine ehrenvollere Genugthuung für uns, wenn man sie dazu anhielt, die Hinrichtung selbst und zwar vor unsern Augen zu vollziehen, welches auch wirklich geschah.

richt erlangen. Daß sie schon seit langer Zeit in Verfall gerathen seyn mag, will ich gar nicht in Abrede stellen; daß sie aber, wie Raynal versichert, ganz von Einwohnern entblößt und völlig zerstöret seyn sollte, glaube ich nicht. Der dortige Dom und andere öffentliche Gebäude, sind noch immer vorhanden, und dienen noch unlängst einer beträchtlichen Anzahl von Priestern und Rechtsgelehrten zum Aufenthalt. Auch blieb die Stadt, so lange sie unter spanischer Herrschaft stand, eine erzbischöfliche Diöces, zu welcher, dem Vernehmen nach, die Bischöffe zu St. Jago in Cuba, zu Venezuela in Neuspanien, und zu St. John's in Porto Ricco, als Suffragane gehörten. Diesen Verhältnissen, wozu noch der Umstand gerechnet werden muß, daß der dortige Hafen sehr sicher, geräumig, und bequem ist, überall drey Faden tief Wasser hat, und von einem Baume geschützt wird, unter welchem die größten Schiffe hinwegsegeln können, hat die Stadt St. Domingo bis jetzt ihre Erhaltung zu danken, und wahrscheinlich wird sie auch ferner vor dem gänzlichen Untergange bewahrt bleiben. Mit diesen dürftigen Nachrichten muß sich der Leser für diesmal begnügen. Von der Art und Weise, wie die Spanier die liegenden Gründe benutzen, welche sie auf dieser Insel besitzen, weiß man eben so wenig etwas Zuverlässiges, wie von ihren Vermögensumständen und Handelsverhältnissen. Wie man sagt, soll es doch einige Pflanzer dafelbst geben, welche Zucker, Cacao, und Taback zu ihrem eignen Gebrauch bauen; vielleicht wird auch eines und das andere von diesen Waaren zu weiterm Vertrieb nach Spa.

nien gesandt. Allein der wesentlichste Artikel der Ausfuhr besteht noch gegenwärtig, wie schon zu jener Zeit, wo die Arbeiten in den Erzgruben aufhörten, in den Häuten des Hornviehes, welches sich so außerordentlich vermehret hat, daß die Eigenthümer dieser Thiere ihre Anzahl nicht zu hunderten, sondern vielmehr zu tausenden anschlagen. Auch werden ihrer alljährlich (wie ich meines Wissens schon an einem andern Orte angemerkt habe) eine große Anzahl blos deswegen geschlachtet, um die Felle derselben zu verkaufen *).

Es kömmt mir daher sehr wahrscheinlich vor, daß die Cultur des Erdbodens in allen solchen Gegenden dieser Insel, welche den Spaniern zugehören, fast gänzlich vernachlässigt werde, und daß man große Strecken des schönsten Landes, welches man nur irgendwo antreffen kann, und das ehemals einem Paradies glich, worin ein simples unschuldigtes Volk wohnte, den Thieren des Feldes überlasse, und gierigen Geiern, die auf ihrem Nas herumflattern **).

*) Man sagt, zu Barcellona sey im Jahr 1757 eine Gesellschaft entstanden, die das ausschließliche Privilegium erhalten habe, in dem spanischen Antheil von St. Domingo die Wiederherstellung des Ackerbaues und des Handels zu betreiben. Der Erfolg hievon ist mir nicht bekannt.

**) Eine Anspielung auf den Gallinazo, oder amerikanischen Geier; einen sehr gierigen und gefräßigen Vogel, der sich von Nas nährt. In St. Domingo giebt es eine ungeheure Menge dieser Vögel. So bald nur die

Von dieser Art ist allem Vermuthen nach die Gegend, welche Los Llanos genannt wird, und deren ich bereits weiter oben erwähnte. Sie erstreckt sich von der Hauptstadt nach Osten zu über achtzig englische Meilen weit in die Länge, und ist zwanzig bis fünf und zwanzig dergleichen breit. Da sie aller Orten sehr reichlich mit Wasser versehen ist, so würde daselbst, nach aller Wahrscheinlichkeit, jedes tropische Produkt zur größern Vollkommenheit gedeihen. Daß sie zur Zeit der Dürre auf eine künstliche Art gewässert werden könne, läßt sich ebenfalls vermuthen.

Nicht völlig so groß als Los Llanos, aber noch ungleich fruchtbarer als sie, soll das herrliche Thal gegen Norden seyn, welches unter der Benennung von Vega Real bekannt ist. Mitten durch dasselbe schlängelt sich der Fluß Yana, der, nachdem er seinen Lauf über fünfzig Meilen weit fortgesetzt hat, sich endlich gegen Osten in die Bay Samana ergießt. Es ist wohl schwerlich zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß dieser und der vorgenannte Bezirk für sich allein eine weit größere Quantität Zucker und andere köstliche Waarenartikel hervorbringen würden, als die sämmtlichen Besitzungen der Engländer in Westindien überhaupt.

Wiewohl nun diese Ebenen unter allen Gegenden des Landes den größten Umfang einnehmen, so sind sie doch keinesweges die einzigen, welche die Natur mit einer so außerordentlichen Fruchtbarkeit gesegnet hat. Ueberall, so-

Jäger den Thieren die Haut abgestreift haben, fallen sie scharenweise über die Cadaver her, und verzehren sie.

gar tief in den Gebürgeu, giebt es lichte Plätze, welchen man leicht beykommen kann, wo der Boden ungemein üppig ist, und folglich den Anbau ganz außerordentlich erleichtern würde. Ja selbst die Berge befördern die Fruchtbarkeit in den tiefer liegenden Gegenden, welchen sie zur Einfassung dienen.

Wenn man siehet, daß die Menschen diese Wohlthaten des gütigen Schöpfers gar nicht anzuwenden wissen, und dieselben ganz unbenutzt liegen lassen; wenn man zugleich die himmelschreyenden Ungerechtigkeiten und Verbrechen bedenkt, wodurch diese Länder ihren rechtmäßigen Eigenthümern von den Spaniern entrisen wurden; so wird man dadurch auf sehr traurige herzbeklemmende Betrachtungen geführt, und kann sich unmöglich des Ausrufs enthalten: Herr, wie unerforschlich sind die Wege deiner Vorsehung!

So unerheblich und unvollständig sind meine Nachrichten in Betreff jenes Territoriums beschaffen; gleichwohl sind es die besten, welche ich hierüber ertheilen kann. Eben so wenig bin ich im Stande, über die Anzahl und Verfassung seiner jetzigen Bewohner eine befriedigende Auskunft zu geben. Daß in frühern Zeiten nach und nach eine große Menge Menschen aus Spanien auswanderten, und sich in jenen Gegenden niederließen, ist nicht dem geringsten Zweifel unterworfen. Herrera, ein glaubwürdiger Schriftsteller, der seine Nachrichten aus den besten Quellen schöpfte, versichert uns, daß sich während eines gewissen Zeitraums nicht weniger als vierzehntausend Castilianer in

Hispaniola befanden. Diese Insel stand wegen ihrer Reichthümer in so großem Rufe, daß ganze Schaaren von Menschen aus allen Klassen und Ständen in der schwärmerischen Erwartung dahin eilten, an der Goldbärnte, welche daselbst bevorstehen sollte, ebenfalls Antheil zu nehmen. Wirklich waren auch die dortigen Bergwerke ganz außerordentlich ergiebig. Robertson versichert, sie hätten mehrere Jahre lang viermalhundert und sechszigtausend Pfund *) Ausbeute gegeben. Vergleicht man diese Angabe mit einer Anekdote, die ich bereits in einem meiner frühern Werke **) angeführt habe, daß nämlich die Einwohner, zu jener Zeit, wo Admiral Drake diese Insel eroberte, so arm waren, daß sie anstatt des baren Geldes lederne Münzen unter sich eingeführt hatten, so kann uns dieß zu einem überzeugenden Beweis dienen, daß das rechte Mittel Geld und Schätze zu erlangen, nicht sowohl darin besteht, wenn man im Innern der Erde herumwühlt, als vielmehr deren Oberfläche gehörig bearbeitet und anbauet. Da nämlich die Einwohner weder Manufakturwaaren, noch Produkte des Landbaues hatten, welche sie gegen andere Dinge, die sowohl zur Erhaltung des Lebens als zum Luxus gehören, zum Tausch anbieten konnten, so wanderte ihre ganze Baarschaft in kurzer Zeit nach Europa. Als sie nun ihre Bergwerke gänzlich erschöpft hatten, geriethen sie in die äußerste Armuth, und Müßiggang, Entvölkerung

*) Ueber hunderttausend Pfund Sterling.

**) Im ersten Theil meiner Geschichte der brittischen Colonien in Westindien.

und gänzliche Ausartung waren die unausbleiblichen Folgen hievon *).

Die Einfuhr afrikanischer Negerklaven, wovon ich die Entstehung und eigentlichen Urfiedern schon anderswo angezeigt habe **), fand in dieser Insel sehr frühzeitig statt. Allein dieß Hülfsmittel trug eben nicht sonderlich dazu bey, die Bevölkerung der dortigen Colonie zu vermehren; denn fürs erste nahmen die Weissen, welche sich nach dem

*) Der Abbe' Raynal hat den groben Irrthum, wodurch sich die Menschen verleiten lassen, dem Gold und Silber, welches eigentlich nur einen erkünstelten Werth hat, einen wirklichen Werth bezulegen, so auch die Thorheit deren man sich dadurch schuldig macht, wenn man den Bergbau dem Ackerbau vorzieht, sehr gut ins Licht gesetzt. Er vergleicht die Spanier in dieser Rücksicht mit dem Hunde in der Fabel, der nach dem Schatzen schnappte, und darüber den Knochen verlor, welchen er im Munde hatte.

**) Man lese hierüber, was ich im zweyten Kapitel des vierten Buchs meiner Geschichte der brittischen Colonien in Westindien gesagt habe. Dort vergaß ich jedoch eines merkwürdigen Umstandes zu erwähnen, den ich hier anführen will. Als nämlich die Portugiesen anfangen den Sklavenhandel zu treiben, wendeten sie sich an den Pabst, und baten ihn, daß er dieß Gewerbe vermittelst einer Bulle sanctioniren möchte; welches auch wirklich von Seiten Seiner Heiligkeit geschah. Zu Folge dieser Vergünstigung und Vollmacht, etablirte man zu Lissabon einen sehr ansehnlichen Sklavenmarkt, auf welchem um das Jahr 1539 gewöhnlich zehn bis zwölftausend Negern verkauft wurden.

dem festen Lande begaben, um daselbst reichhaltigere Minen aufzusuchen und ihre Glücksumstände zu verbessern, ihre Negern gemeiniglich mit fort; und zweytens raffte die Pockenkrankheit in wenig Jahren eine ungeheure Menge derselben hinweg. Im Jahr 1717 bestand die ganze Anzahl der Einwohner in den dortigen spanischen Besitzungen, Sklaven, freye Leute, Jung und Alt, mitgerechnet, nur noch aus achtzehntausend vierhundert und zehn Personen; und seitdem mag sie sich wohl eher vermindert als vermehrt haben. Auf jeden Fall ist die Anzahl der ganz Weissen (in so fern man sie vermittelst dieser Benennung von denen unterscheidet, die aus vermischtem Geblüt stammen,) verhältnißmäßig sehr unbedeutend; denn sie beträgt vielleicht, im Ganzen, nicht viel über dreytausend Personen.

Des erblichen und unauslöschlichen Grolls, welchen die spanischen und französischen Pflanzler gegen einander hegen, ist bereits im Vorhergehenden gedacht worden. Dieser allgemein bekannte Umstand veranlaßte nach aller Wahrscheinlichkeit die Hoffnung, daß die Spanier sehr bereitwillig seyn würden, die Kriegsunternehmungen der brittischen Truppen zu unterstützen, wovon sich aber in der Folge das Gegentheil zeigte. Durch nachdrückliche und wiederholte Vorstellungen brachte es zwar endlich Obristleutenant Brisbane im Jahr 1794 so weit, daß dem damaligen Commandanten zu Verettes, Don Francisco de Villa Nueva, von dem in der Stadt St. Domingo residirenden Gouvernment der Befehl zugeschiekt wurde, die Miliz des dortigen Distrikts zu den brittischen Truppen

Zweyter Theil. G

stößen zu lassen, indem sich die brittische Besatzung zu St. Marc anheischig gemacht habe, sie mit Kriegsbedürfnissen und Lebensmitteln zu versorgen; dieser Befehl aber ward sehr schlecht befolgt. Die gesammte Anzahl der Spanier, welche mit ins Feld rückten, betrug kaum dreyhundert Mann, und selbst diesen war es kein rechter Ernst, sich für das allgemeine Beste zu verwenden. Der Grund hiervon lag hauptsächlich darin, daß sich die französischen Royalisten in der Gegend von St. Marc weit zahlreicher einfanden als in irgend einem andern Distrikte, und daß die Spanier alle französische Colonisten ohne Ausnahme haßten und verabscheueten. Hierzu kam noch der Umstand, daß die Spanier gegen die Engländer im höchsten Grade neidisch waren, und ihnen schlechterdings nichts Gutes gönnten; denn sie ließen es sich auf eine sehr auffallende Art merken, wie ungern sie es sähen, daß diese letztern die Stadt St. Marc nebst den umliegenden fruchtbaren Gefilden in Besitz hatten. Sie rückten zwar in Verbindung mit ihnen vor, bemächtigten sich auch wirklich der Stadt und des Hafens Gonaive; allein ihr nachheriges Betragen zeugte von der schwärzesten Verräthercy und von der niederträchtigsten Feigherzigkeit. Sobald nämlich dieser Ort von einem kleinen Detaschement rebellischer Negern angegriffen wurde, ließen sich die Spanier auf die unverantwortlichste Art daraus vertreiben, und gaben die französischen Einwohner der Wuth jener Unmenschen preis, welche dieselben (auf eben die Art wie solches von ihren Spießgesellen zu Fort

Dauphin gesehen war) insgesammt ermordeten, und ihren Wohnort in Asche legten *).

§ 2

*) Da die gutgesinnten Einwohner von Fort Dauphin, einer Stadt, die in der nördlichen Provinz der französischen Colonie liegt, und an das spanische Gebiet gränzt, sich keinen Beystand von den Engländern versprechen konnten, und gleichwohl wegen eines Angriffs von Seiten der rebellischen Negern äußerst besorgt waren, so baten sie das spanische Gouvernemet um Schuß, und erbaten sich, demselben ihre Stadt zu übergeben. Man bewilligte ihnen die vorgeschlagenen Bedingungen, welche größtentheils auf ihre persönliche Sicherheit Bezug hatten, und der spanische Commandant ließ eine Proklamation ergehen, worin er allen französischen Pflanzern, welche sich dahin begeben würden, den vollgültigsten Schutz versprach. Eine beträchtliche Anzahl dieser Leute ließ sich durch jene Proklamation hinter das Licht führen, und suchte an dem vorbenannten Orte ihre Zuflucht. Allein Montags den siebenten Julius 1794 drang der Negergeneral Jean Francois, der nämliche welcher sich bereits im Jahr 1791 an die Spitze der Rebellen gestellt hatte, mit einigen tausenden seiner Leute in die Stadt. Die spanischen Truppen hatten ihm, weder auf ihren Vorposten, noch vor den Thoren, den geringsten Widerstand entgegen gestellt. Die Einwohner verschlossen sich in ihren Wohnungen, und rechneten mit der größten Zuversicht auf den versprochenen Schutz von Seiten des Commandanten. Man denke sich ihr Entsetzen, als sie auf einmal in allen Straßen der Stadt das Geschrey vernahmen: Hoch lebe der König von Spanien! Schlagt alle Franzosen tödt! Thut aber den Spaniern nichts zu leide!

Ueberhaupt möchte wohl den gegenwärtigen spanischen Eigenthumsbesitzern zu St. Domingo kein großes Unrecht geschehen, wenn man den größten Theil derselben als eine verächtliche, ganz aus der Art geschlagene Menschengattung, als einen buntscheckigten, aus europäischem, indischem und afrikanischem Geblüte entsprossenen Mischmasch betrachtet, auf den sich die nämliche Betrachtung anwenden läßt, welche ich an einem andern Orte *) in Rücksicht derjenigen Spanier anstellte, die zu Jamaika wohnten, als diese Insel im Jahr 1655 erobert wurde. Diese Leute sind eben so wenig durch gesellschaftlichen Umgang gebildet worden, als sie je eine gute Erziehung genos-

Sofort entstand ein Gemetzel, worin nicht weniger als siebenhundert und ein und siebenzig Franzosen, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, ermordet wurden. Die spanischen Soldaten sahen diese Greuel als ruhige Zuschauer mit an, und keiner getraute sich nur eine Hand zu regen. Man sagt jedoch zu ihrer Entschuldigung, daß sie unfehlbar mit den Franzosen gleiches Schicksal gehabt haben würden, wenn sie sich ins Mittel gelegt hätten. Hiernächst erzählt man für gewiß, daß der spanische Commandant, Mont. Calvados, von Mitleid bewogen worden sey, einige französische Herren von seiner Bekanntschaft in spanische Montirungen zu stecken, und sie unter seine Truppen zu vertheilen. Andere wurden in geheim auf die Citadelle gebracht, und des Nachts nach Monte Christi geleitet, von wo sie auf einem amerikanischen Fahrzeuge, welches nach Saalem gehörte, der Todesgefahr glücklich entflohen.

*) Im ersten Theil meiner Geschichte der brittischen Colonien in Westindien.

fen haben. Von immerwährendem Müßiggehen entkräftet, und von drückender Armuth darnieder gebeugt, bringen sie ihre Lebenszeit in dumpfen geistlosen Hinbrüten zu. Leute, deren Charakter von solcher Beschaffenheit ist, möchten sich, wie ich sehr fürchte, wohl schwerlich dazu verstehen, den brittischen Truppen thätigen Beystand zu leisten, so groß auch übrigens ihre Antipathie gegen die französische Nation seyn mag, und so ungern sie sich dazu verstehen werden ihre Regierungsform und Gesetze zu verändern. Anstatt sich der französischen Oberherrschaft zu unterwerfen, werden die besten Familien wahrscheinlich nach Cuba flüchten, oder sich sonst wo unter ihren Landsleuten, auf dem zunächst liegenden Continente, einen andern Aufenthalt suchen; diejenigen aber, welche auf der Insel wohnen bleiben, müssen sich nothwendig unter der allgemeinen Volksmasse verlieren, die aus farbigten Leuten, Franzosen und Engländern besteht; und diese Gattung von Menschen wird sich, allem Vermuthen nach, in der Folge der Städte und angebauten Gegenden an der Seeküste bemächtigen, das Innere des Landes hingegen den rebellischen Negern überlassen. So, und nicht anders, wird das Schicksal dieser einst so blühenden und herrlichen Colonie höchst wahrscheinlich ausfallen. Mit wahren Leidwesen setze ich die Bemerkung hinzu, daß Großbritannien von der außerordentlichen Anstrengung, die es dormalen auf diesem mit Blut überschwemmten Kriegstheater zeigt, sich schlechterdings keine andere Wirkung versprechen kann, als daß dadurch jene Katastrophe nur desto früher herbeygeführt wird.

Hier wäre nun der schicklichste Ort, die Fügungen der göttlichen Vorsehung zu bewundern, welche sich der in die Sklaverey geschleppten Afrikaner bediente, um die himmelschreyenden Ungerechtigkeiten zu rächen, welche man an den ursprünglichen Bewohnern dieser Insel verübte. Auch könnte ich meine Leser mit der zwar schmeichelhaften, aber leider ganz irrigen Vorstellung unterhalten, daß, da die Negern zu St. Domingo die Vortheile mit ansahen, die den weißen Leuten die Civilisirung gewährt, da sie wahrnahmen, daß gesellschaftliche Ordnung, ungestörte Industrie und Gehorsam gegen die Gesetze, (Wohlthaten, deren Genuß ihnen in ihrer Heimath gänzlich versagt war,) sowohl auf die individuelle als allgemeine Wohlfahrt den größten und wesentlichsten Einfluß haben, daß, sage ich, vielleicht einige hervorstechende Genieen unter ihnen aufstreten möchten, durch deren Beyspiel und Lehre sie bewogen werden könnten, ihre grausamen und abscheulichen Landesgebräuche abzulegen, der wilden Lebensart zu entsagen, sich nach und nach an die Civilisirung zu gewöhnen, einen saubern Charakter anzunehmen, und ihre Lebenszeit der Erforschung der Wahrheit und der Ausübung der Tugend zu widmen. Diese Vorstellung hat so viel Reizendes für die Einbildungskraft, daß jedes gutdenkende menschenliebende Wesen sich unmöglich des Wunsches enthalten kann, dieselbe realisirt zu sehen; sie ist aber leider weiter nichts als ein bloßes Werk der Phantasie, ein leeres Traumgebild. Die Erfahrung hat satzsam gezeigt, daß der Mensch lange er im Stande zügelloser Freyheit lebt, und dem

Gesetz nicht gehorcht, schlechterdings keiner geistigen oder moralischen Verbesserung fähig ist. Die Cariben auf der Insel St. Vincent, und die Maronen in Jamaika, waren ursprünglich ebenfalls afrikanische Sklaven, und was diese jetzt sind, das werden künftig die Negern seyn, welche sich zu St. Domingo in Freyheit gesetzt haben; nämlich Menschen, die mitten in der bürgerlichen Gesellschaft als Wilde leben; die nichts von häuslicher Ruhe, persönlicher Sicherheit, Ackerbau, oder Eigenthum wissen; die weder die Pflichten des menschlichen Lebens, noch jene sanften und herzerhebenden Verbindungen kennen, die dessen ganzen Werth ausmachen; die schlechterdings nicht arbeiten wollen, ob gleich ihre Dürftigkeit so groß ist, daß ihrer viele verhungern müssen; die einander nicht über den Weg trauen, und gegen ihre Nebenmenschen lauter rachgierige, trennlose, blutdürstige und widernatürliche Gesinnungen hegen; die sich für frey halten, da sie doch dem drückendsten Despotismus ihrer Oberhäupter preisgegeben sind, und alle Leiden der Knechtschaft erdulden müssen, ohne je der Wohlthaten theilhaftig zu werden, die aus dem Gehorsam gegen das Gesetz entspringen.

Sollte dasjenige, was ich hier in Betreff des Schicksals, welches diesem unglücklichen Lande bevorsteht, nicht etwan aus Uebereilung, sondern nach reifer Ueberlegung vorher sage, durch den Erfolg bestätigt werden; so wird man auf alle anderweitigen Entwürfe Verzicht thun, und sich einzig und allein mit der dringenden Vorstellung be-

schäftigen müssen, den Folgen triumphirender Anarchie und einer vom Glück begünstigten Empörung auf alle mögliche Art vorzubeugen, und zu verhindern, daß dieses schreckliche Beyspiel auf unsere eigenen Colonien keinen nachtheiligen Einfluß habe. Dieser Gegenstand wird frühzeitig genug die ernstlichste Aufmerksamkeit von Seiten unserer Regierung erfordern, und ich bin sehr überzeugt, daß er auf keine andere Art beseitigt werden kann, als wenn sich das brittische Parlament mit der Legislatur in den Colonien zu gemeinschaftlicher Mitwirkung vereint. Auf der andern Seite könnte man aber vielleicht einwenden, dieser Gegenstand sey von allzu großer Wichtigkeit, und Frankreich besitze viel zu reichhaltige Hülfsmittel seine Absichten durchzusetzen, als daß sich dessen Vorhaben, dieses ganze Land unter seine Nothmässigkeit zu bringen, nur im geringsten bezweifeln lasse. Man könnte ferner annehmen, daß es ihm endlich (nachdem es durch die traurige Erfahrung belehrt worden, daß es von Seiten der Gesetzgeber die größte Tollheit sey, rohen Barbaren die Freyheit zu schenken, und sie ohne alle Vorbereitung in die verwickelten Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens zu setzen) gelingen werde, das ganze zahlreiche Corps der flüchtig gewordenen Negern wieder zum Gehorsam zu bringen, die öffentliche Sicherheit, Ordnung und Subordination wieder herzustellen, und eine Constitution einzuführen, die den dermaligen Verhältnissen aller zu St. Domingo befindlichen Volksklassen vollkommen gemäß wäre. Wenn dieß — so Gott will! — der Fall seyn sollte, so läßt sich das Resultat hievon leicht im

voraus bestimmen, ohne daß man hiezu eines prophetischen Geistes bedarf. Die Mittelklasse der Pflanzer, welche in allen westindischen Colonien die meiste Betriebsamkeit besitzt, wird durch den wohlfeilen Preis des Landes und durch die außerordentliche Fruchtbarkeit des Erdreichs angelockt werden, sich in St. Domingo niederzulassen; und auf diese Art wird man in jener herrlichen Insel ein westindisches Reich entstehen sehen, welches sich alle europäische Besitzungen, die unter dem Wendezirkel liegen, binnen wenig Jahren unterwürfig und zinnbar machen wird. Vermöge seiner Lage, im Mittelpunkte des brittischen und spanischen Amerika, und windwärts zunächst an jene Colonien beyder Nationen gränzend, die unter allen die einträglichsten sind, wird es sich nicht nur in Stand gesetzt sehen, dem dortigen Handel eine selbstbeliebige Richtung zu geben, sondern auch alle Schätze Mexico's nach und nach an sich zu ziehen. Dann, aber leider zu spät, wird der gedemüthigte Spanier den Leichtsinm und die Unvorsichtigkeit beklagen, wodurch er sich verleiten ließ, seine Besitzungen zu St. Domingo den Franzosen abzutreten, und Großbritannien wird hinfällige Muffe finden, über den ungeheuren Schaden nachzudenken, welcher ihm dadurch zuwächst. Dieß ist fürwahr ein fürchterliches Dilemma, dessen Auflösung nur allein dem Allwissenden bekannt ist, der das Schicksal der Länder und Reiche nach seiner Willkühr lenkt. Uebrigens kann ich die große Wahrheit nicht oft genug wiederholen, daß sowohl Großbritannien selbst, als auch den brittischen Colonien, wie auch immer der Ausgang dieser merkwürdi-

gen Begebenheit beschaffen seyn möge, und ohne Rücksicht ob er glücklich oder unglücklich ausfalle, unendlich viel daran gelegen seyn müsse, sich die vorliegende Geschichte zur Warnung dienen zu lassen! Wenn Großbritannien zu rathen ist, so muß es sich durch dieses Beyspiel veranlaßt finden, den verderblichen Lehren jener halbverrückten Fanatiker und verabscheuungswürdigen Nordbrenner Einhalt zu thun, die, unter dem schändlichen Vorwande der Menschenliebe und des Eifers für das Wohl der leidenden Menschheit, den ruhigen und zufriedenen Regern in unsern eigenen Colonien nichts als Mord und Aufruhr predigen. Widrigensfalls haben wir ganz gewiß zu befürchten, daß die Schreckensscenen des Blutvergießens und der Verheerung, welche wir zu St. Domingo mit ansahen, unter unsern eigenen Landsleuten und Mitbrüdern im brittischen Westindien von neuem wieder ausbrechen werden. Der allmächtige Gott wolle uns doch vor diesem unübersehbaren Unglück in Gnaden behüten!

Mit noch feyerlichem Ernst wende ich mich nunmehr zu den Pflanzern, die jene Colonien bewohnen, und vermöchte ich es, so würde ich mich einer mehr als menschlichen Stimme bedienen, um ihnen wohlmeinend zu rathen, daß sie sich über den beschränkten Gesichtskreis ihrer Lokalvorurtheile erheben, und einige temporäre Vortheile großmüthig aufopfern möchten, um das zu bewerkstelligen, was das großbritannische Parlament, trotz aller seiner Machtvollkommenheit, nicht einmal in Vorschlag bringen, geschweige denn vollstrecken darf. Ich fodere sie

nämlich mit der unbefangenen Offenherzigkeit, und aus wahrhaft brüderlicher Zuneigung auf, von freyen Stücken die Veranstaltung zu treffen, damit die Einfuhr afrikanischer Sklaven nach und nach eingeschränkt, gehemmt, und endlich ganz abgeschafft werde; nicht etwan auf eine ungerechte und mit Gewaltthätigkeit verknüpfte Art, die den eben so wichtigen als mannichfaltigen Interessen, welche von dem Erfolg dieses Unternehmens abhängen, zum größten Nachtheil gereichen würden, sondern durch solche Mittel, die zwar langsam wirken, aber eben darum desto gewisser zum Zweck führen. Der gesetzgebenden Gewalt in den Colonien, und sonst niemanden, gebührt, vermöge ihrer Lage und der genauen Kenntniß der dortigen Lokalkhältnisse, das Recht, dieses große und preiswürdige Unternehmen durchzusetzen; und sowohl das Beyspiel von St. Domingo, als auch die Pflicht der Selbsterhaltung, warnt uns, wie die unsichtbare Hand welche an die Wand schrieb, es mit diesem Vorhaben ja nicht lange mehr ansehen zu lassen. Ihr Betragen gegen die armen Negerklassen, über die ihnen, vermöge der Statuten Großbritanniens, des Glückswechsels, und des Gesetzes der Erbfolge, unumschränkte Macht und Gewalt zusteht, war, im Ganzen betrachtet, (trotz den schändlichen Verläumdungen, welche man ihr von Zeit zu Zeit aufgebürdet hat,) seit den leztverfloffenen zwanzig Jahren von solcher Beschaffenheit, daß es über allen Tadel erhaben ist, und jeder Untersuchung Troß bieten kann. Wenn sie diesem menschenfreundlichen System fernerhin treu bleibt, und sich desselben insonderheit

dazu bedienet, die Negeren nach und nach zu civilisiren, und für die Ausbildung ihrer Geistesanlagen zu sorgen, ehe sie ihnen größere Freyheiten bewilligt, so ist dieß alles was der Menschenfreund wünschen kann; denn auf diese Art wird alles bewirkt, was die Klugheit gestattet. Solcherge-
gestalt werden die Pflanzler mit der Zeit ihren Feinden nicht nur eine treffliche Brustwehre entgegen stellen können, sondern zugleich alle Zufriedenheit und Gemüthsruhe genießen, die dem Nethlichen der Beyfall eines guten Gewissens ge-
währt, das unter den widrigsten Umständen eine nie versie-
gende Quelle des Trostes und der beruhigendsten Hoffnungen ist. Mittlerweile werden ihre Verläumber und Ver-
folger der Verachtung und Vergessenheit preisgegeben wer-
den; denn ehrenrührige Beschuldigungen dauern zwar eine
Zeitlang, aber Wahrheit und Gerechtigkeit siegen und bestea-
hen für und für.

Erläuterungen und Zusätze.

Zweyter Theil, Zweytes Kapitel, Seite 30.
Sie ließen nämlich eine Proclamation ergehen, kraft deren jede Art von Sklaverey gänzlich abgeschafft wurde.

Diesß Verfahren wurde im nächstfolgenden Februar vom Nationalconvente vermittelst eines Decrets bestätigt, welches von Wort zu Wort also lautet:

Decret des Nationalconvents vom sechzehnten des Pluviose; im zweyten Jahr der einen und untheilbaren französischen Republik.

Der Nationalconvent erklärt hiemit, daß die Sklaverey der Regern in allen Colonien abgeschafft ist. Demzufolge decretiret er, daß alle Menschen die in den Colonien wohnen, ohne Unterschied der Farbe, französische Bürger sind, und alle Rechte genießten sollen, die ihnen die französische Constitution zusichert.

Zugleich ertheilt er dem Wohlfahrtenschuß den Auftrag, über die Mittel, welche auf die Vollstreckung des

gegenwärtigen Decrets abzwecken, unverzüglich Bericht zu erstatten.

Revidirt von den Inspectoren. Unterzeichnet: Auger, Cordier. S. E. Monnel.

Kollationirt und mit dem Original verglichen, von uns dem Präsidenten und Secretarien des Nationalconvents, zu Paris, den zwey und zwanzigsten Germinal, im zweyten Jahre der einen und untheilbaren Republik. Unterzeichnet: Amar, Präsident, A. M. Baudot. Monnot. Ch. Pottier, und Peyssard. Secretarien.

Da die meisten französischen Inseln, nicht lange nach der öffentlichen Bekanntmachung dieses sonderbaren Decrets, den Engländern in die Hände fielen, so konnte dasselbe sonst nirgends als nur in der nördlichen Provinz von St. Domingo vollstreckt werden, und die Art und Weise wie dieß geschah, war, so viel ich davon gehört habe, eben so sonderbar wie das Decret selbst. Man ließ nämlich die Negern von den dortigen Plantagen zusammen berufen, und eröffnete ihnen, nun wären sie insgesammt freye Leute, und folglich stünde es bloß bey ihnen, ob und wenn sie ihren zeitherigen Gebietern den Dienst aufkündigen wollten. Zugleich sagte man ihnen aber auch, da die französische Republik Soldaten nöthig habe, und da der Staat keine Müßiggänger dulden könne, so würden sich die herrenlosen Negern gefallen lassen müssen, einem oder dem andern schwarzen Regimente einverleibt zu werden, dergleichen man eben zu errichten im Begriff stehe.

Anfänglich waren zwar mehrere Negern mit dieser Alternative zufrieden, und ließen sich demzufolge wirklich als Soldaten einschreiben; als aber die übrigen vernahmen, daß diese Leute viel härter als gewöhnlich behandelt würden, und sehr schlechte Kost bekämen; so hatte dieß die unerwartete Folge, daß sie viel ruhiger und fleißiger waren, als vorher, und dringend baten, man möge sie doch ja nicht zwingen, ihren zeitherigen Zustand zu verändern.

Ebendasselbst Seite 32. In der nördlichen Provinz war eine große Anzahl rebellischer Negern durch Hunger und Krankheiten aufgerieben worden.

Die Negern hatten durch den Krieg, noch mehr aber durch die oben angezeigten Umstände einen solchen Verlust erlitten, daß man im Jahr 1793 allgemein behauptete, diese Volksklasse sey wenigstens um hunderttausend Mann vermindert worden. (Siehe die Reflexions sur la Colonie de St. Domingue Tom. 2. p. 217.) Seitdem hat die Sterblichkeit noch mehr überhand genommen, so daß ich sehr überzeugt bin, daß St. Domingo gegenwärtig (im Junius 1796) wenn man die Weißen mit rechnet, welche theils an Krankheiten starben, theils auswanderten, kaum noch zwey Fünftheile von jenen Einwohnern (sowohl schwarzen als weißen) aufzuzeigen hat, die daselbst zu Anfang des Jahr's 1791 vorhanden waren. Zu Folge dieser Berechnung büßten also in diesem unglücklichen Lande,

während eines Zeitraums von sechs Jahren, zum allerwenigsten dreymalshunderttausend Menschen ihr Leben ein.

Ebendasselbst Seite 37. Da die Vorschläge oder Capitulationsartikel der Einwohner von Jeremie schon vorläufig durch ihren Agenten, Herrn Charmilly, bey dem General Williamson in Richtigkeit gebracht worden waren.

Da ich vernuthe, daß diese Capitulationsartikel in England aufgesetzt, und von den königlichen Ministern in Ordnung gebracht wurden, ehe noch Herr Charmilly von dort abreisete, so will ich sie doch dem Leser hier vorlegen. Die großgedruckten Stellen sind merkwürdig.

Capitulationsartikel, die von den Einwohnern des Districts La Grande Ance, (mit Inbegriff des Reviers Jeremie) durch ihren, vermöge einer von dem Sicherheitsauschuß des vorbenannten Ortes unterm 1 Sten August 1793 ausgestellten Vollmacht, hierzu ernannten Repräsentanten, Herrn Charmilly, in Vorschlag gebracht, und Sr. Excellenz dem Generalmajor Williamson, als Sr. Majestät Stellvertreter und Gouverneur in Jamaika, zur Genehmigung vorgelegt wurden.

Art. I. Daß die Eigenthumsbesitzer zu St. Domingo, da ihnen alle Zuflucht zu ihrem rechtmäßigen Souverain gänzlich abgeschnitten ist, und derselbe sie von der Tyraney

ney

ney unter welcher sie dermalen seuffzen unmoßlich befreuen kann, Seine Majestät den König von Großbritannien um Beystand ansehen, Ihn den Eid der Unterthanen: ue und des Gehorsams schwören, und Ihn bitten, ihre Colonie unter Seinen Schus zu nehmen, ingleichen auch sie als getreue und gute Unterthanen zu behandeln, und zwar bis zum allgemeinen Friedensschluß; wo sie sich sodann der Uebereinkunft, welche Seine Großbritannische Majestät, die französische Regierung, und die verbündeten Mächte, in Rücksicht der künftigen Oberherrschaft von St. Domingo mit einander treffen werden, willig unterwerfen wollen.

Antwort: Zugestanden.

Art. II. Daß, so lange bis die Ruhe und Ordnung zu St. Domingo völlig wieder hergestellt seyn werde, der von Sr. Großbritannischen Majestät ernannte Gouverneur volle Macht und Gewalt haben solle, alle und jede Maaßregeln zu ergreifen, die er zu Handhabung der Polizey und der öffentlichen Sicherheit für nöthig erachten werde.

Antwort: Zugestanden.

Art. III. Daß niemand wegen vorhergegangener Unruhen zur Verantwortung gezogen werden solle, ausgenommen nur diejenigen, welche bey einem oder dem andern Gerichtshofe im Wege Rechtens angeklagt werden, weil sie entweder eine Mordthat verübt, oder das Eigenthum ihrer Nebenmenschen durch Feuer vernichtet, oder andere angezeigt haben, dergleichen Verbrechen zu begehen.

Zweyter Theil.

5

Antwort: Zugestanden.

Art. IV. Daß die Mulatten alle jene Privilegien zu genießen haben sollen, deren sich diese Volksklasse in den brittischen Colonien zu erfreuen hat.

Antwort: Zugestanden.

Art. V. Daß, wenn die Colonie am Ende des Kriegs unter der Oberherrschaft Seiner Großbritannischen Majestät bleibe, und die Ordnung daselbst wieder hergestellt würde, in solchem Fall die Gesetze des Eigenthums respectirt, und alle bürgerliche Rechte, welche vor der französischen Revolution in der besagten Colonie gültig waren, beybehalten werden sollen; wobey jedoch, und zwar bis zur Formirung einer allgemeinen Colonialversammlung, Seiner Großbritannischen Majestät das Recht vorbehalten bleibe, alles dasjenige provisorisch zu verfügen, was die öffentliche Ruhe und das allgemeine Beste der Colonie erheische; daß hiernächst nicht eher eine Colonialversammlung veranstaltet werden solle, bis die Ordnung der Dinge in allen Theilen der Colonie wieder hergestellt sey, wes Endes dem königlich Großbritannischen Gouverneur bis zu jenem Zeitpunkte eine aus sechs Personen bestehende Committee zu Verwaltung der Staats- und Polizeygeschäfte behülftlich seyn solle, jedoch also und dergestalt, daß er freye Macht und Gewalt habe, jene Personen aus der Anzahl der Eigenthumsbesitzer zu wählen, welche sich in den drey Provinzen, woraus die Colonie besteht, vorfinden.

Antwort: Zugestanden.

Art. VI. Daß, in Erwägung der großen Verheerungen, welche die Colonie durch Aufruhr, Mordbrennerey und Plünderung, erlitten hat, der von Seiner Majestät ernannte Gouverneur, bey der Besitznahme der Colonie, um dem ausdrücklichen Verlangen der Einwohner in dieser Rücksicht Genüge zu leisten, berechtigt seyn solle, zu Tilgung der Schulden einen Aufschub von zehn Jahren zu bewilligen, und zwar von dem Tage an, wo man ihm die Colonie übergeben wird; ingleichen auch einen Aufschub aller davon zu entrichtenden Interessen, welcher sich mit dem ersten August 1791 anfangen, und mit Ablauf des erwähnten, zu Tilgung der Schulden anberaumten, zehnjährigen Termins, zu Ende gehen soll; von welchem Aufschube jedoch alle diejenigen Schulden auszunehmen wären, welche Mündel an ihren Vormündern, abwesende Pflanzler an denen welche ihre Güter verwalten, und die Pflanzler unter sich selbst, wegen Transferirung des Eigenthums zu fodern haben.

Antwort: Zugestanden.

Art. VII. Daß die Abgaben von der Ein- und Ausfuhr aller und jeder europäischen Waarenartikel, auf eben den Fuß eingerichtet werden sollen, wie in den brittischen Colonien.

Antwort: Zugestanden; und wird man demzufolge den Tariff öffentlich bekannt machen und aushängen, damit sich jedermann darnach richten könne.

Art. VIII. Daß den Fabrikanten, welche weissen Zucker verfertigen, das Recht zustehen solle, ihren rohen Zucker ebenfalls auszuführen, doch also und dergestalt, daß sie sich allen Vorschriften unterwürfen, welche man dießfalls für nöthig erachten möchte.

Antwort: Zugestanden; und sollen demzufolge vom weissen Zucker die nämlichen Abgaben entrichtet werden, die in der Colonie zu St. Domingo während des Jahres 1789 üblich waren.

Art. IX. Daß die katholische Religion aufrecht erhalten und geschützt, zugleich aber auch keine Art des evangelischen Gottesdienstes untersagt werden solle.

Antwort: Zugestanden; jedoch unter der Bedingung, daß alle Priester, welche den von der französischen Regierung vorgeschriebenen Eid abgelegt haben, außer Landes geschickt, und durch andere ersetzt werden sollen.

Art. X. Die landüblichen Abgaben, welche zum Unterhalt der Besatzungen, und zu Bestreitung der Staatsausgaben, welche die Colonie betreffen, erforderlich sind, sollen wieder auf den nämlichen Fuß gesetzt werden, wie im Jahr 1789, nur allein den Erlaß und die Unterstützung ausgenommen, welcher den Einwohnern, die ihr Eigenthum durch Brandschaden eingebüßt haben, so lange zu gut kommen soll, bis ihre Besitzungen sich wieder in vorigem Stande befinden. Alle und jede Summen, welche von Seiten Großbritanniens vorgeschossen werden, um das Deficit jener Abgaben zu ergänzen, wird die Colonie treulich verrechnen; und dieses Deficit sowohl, als auch

alle öffentliche Ausgaben, welche zum Besten der Colonie gemacht werden, (ausgenommen die Unterhaltung der zu ihrem Schutz bestimmten königlichen Seemacht) wird die Colonie allemal wieder ersetzen.

Antwort: Zugestanden.

Art. XI. Der königlich Großbritannienische Gouverneur zu St. Domingo wird sich bey dem spanischen Gouvernement dahin verwenden, daß dasselbe die Negern und Viehherden wieder herausgebe, welche die rebellischen Negern auf spanischem Gebiete verkauft haben.

Antwort: Zugestanden.

Art. XII. Die Einfuhr von Lebensmitteln, Vieh, Getraide, und allerley Holzarten, die in amerikanischer Fahrzeugen und aus den vereinigten Staaten von Nordamerika geschiehet, soll zu St. Domingo gestattet seyn.

Antwort: Zugestanden; jedoch unter der Bedingung, daß die amerikanischen Schiffe, deren man sich zu diesem Handel bedienet, nur ein Verdeck haben; auch soll diese Einfuhr nur so lange statt finden, als solches unumgänglich nöthig ist, die Colonie wieder in Aufnahme zu bringen, und derselben die benöthigte Subsistenz zu verschaffen, oder so lange bis man die erforderlichen Maasregeln ergreifen kann, jene Einfuhr auf den nämlichen Fuß einzurichten, wie in andern englischen Colonien; ferner soll man sowohl über die Anzahl der besagten Schiffe, als auch über ihre Ladung ein genaues Verzeichniß führen, um solches nicht nur den Hochverehrlichen Lords, welche die Auf-

sicht über Seiner Majestät Schatzkammer führen, sondern auch einem der vornehmsten Staatssecretaire alle Vierteljahre vorzulegen; auch soll den besagten Schiffen unter keinerley Vorwand gestattet seyn, auf ihrer Rückfahrt Produkte der Colonie einzuladen, ausgenommen Melaszucker und Rum.

Art. XIII. Von obigen Bedingungen soll keine einzige als eine Restriction zu betrachten seyn, wodurch etwa dem Großbrittannischen Parlamente die freye Macht und Gewalt benommen werden könnte, die Staatsverfassung der Colonie zu bestimmen und einzurichten.

Antwort: Zugestanden.

A n h a n g.



Im Jahr 1794 erschien zu Paris: Histoire des défastres de Saint-Domingue, précédée d' un tableau du régime et des progrès de cette Colonie depuis sa fondation jusqu' à l' époque de la révolution française, 1 Vol. in 8vo, avec Carte. Der Verfasser ist ein Pflanzer (Colon) der sich nach Frankreich geflüchtet hat, und, wie er sagt, mit seiner Familie in einer entfernten Provinz lebt. Herr Edwards hat aus diesem Werke, das zwar ohne historische Kunst abgefaßt ist, aber wegen der darin enthaltenen Materialien geschätzt zu werden verdient, besonders in gegenwärtigen zweytem Theile Mancherley entlehnt, jedoch alles besser geordnet und in Verbindung gesetzt.

Im Jahr 1796 gab dieser nämliche Pflanzer Reflexions sur la Colonie de Saint-Domingue, in zwey ziemlich starken Octavbänden, heraus, die Herr Edwards zwar ebenfalls anführt, aus denen er aber nur Wenig benutzen konnte, weil sie nicht sowohl Thatfachen, als vielmehr eine Menge weiterschweifiger Betrachtungen enthalten, denen es noch dazu nicht selten an innerm Gehalt fehlt. Mißmuthig darüber, daß die Histoire des desastres etc. in Frankreich keinen Eindruck machte, daß die Berichterstatter im Convent dieselbe ganz mit Stillschweigen übergiengen, wenn sie den Zustand jener Colonie schilderten, und in dieser Rücksicht die größten Unwahrheiten verbreiteten, macht er

es sich zur Pflicht, ihre Betrügereyen in diesen Betrachtungen ans Licht zu ziehen, und ihnen darüber derb und tüchtig die Wahrheit zu sagen. Hätte er sich bloß hierauf eingeschränkt, so würde er sich dadurch kein geringes Verdienst erworben haben; allein er wollte wie Raynal schreiben, ohne dieses berühmten Schriftstellers Geist zu besitzen, und eben dadurch mußte sein Werk von seinem sonstigen Werthe unendlich verlieren. Er beginnt mit einer Schilderung der Colonien des Alterthums und des Mittelalters, um zu zeigen, daß noch kein Volk so unverständlich mit seinen Colonien verfahren sey, wie Frankreichs Revolutionsregenten mit der Colonie auf St. Domingo. Da er, in der Verblendung seines Nationalstolzes, nicht glauben kann, dieß sey aus Dummheit geschehen, so wähnt er, Wilberforce habe im englischen Parlamente bloß deshalb auf die Abschaffung des Negerhandels angetragen, um Frankreich zu verderblichen Maasregeln in Ansehung seiner Colonien zu reizen, und die ganze Revolution in Frankreich sey ein Werk des englischen Ministeriums. Dieß rettet ja aber die Ehre seiner Landsleute nicht, die vielmehr in dem verächtlichsten Lichte erscheinen, wenn Pitt sie nach seiner Willkühr wie Drahtpuppen lenkte. Am Ende thut er Vorschläge zu Wiederherstellung der Colonie, die aber von den dormaligen Volksherrschern in Frankreich wohl ebenfalls keinen sonderlichen Beyfall zu erwarten haben dürften. Bey allen diesen Gebrechen, enthält aber dennoch sein Werk mancherley interessante Notizen, die zu einer Nachlese der vorstehenden Geschichte des Revolutions-

kriegs auf St. Domingo qualifizirt sind, und deren zusammengebrängte Darstellung dem Leser wohl um so weniger unangenehm seyn dürfte, da Manches, was Herr Edwards als allgemein bekannt voraussetzte, und eben darum nur flüchtig berührte, vermittelt dieser Nachrichten entweder erläutert, oder wenigstens bekräftigt wird. Hier folgen sie also, und zwar in der nämlichen Ordnung, wie sie der Uebersetzer in den obervähnten Reflexions vorgetragen fand.

I.

Ursprung des Verhältnisses zwischen St. Domingo und dem Mutterlande.

Frankreich hat den Besitz dieser Insel weder seiner Politik noch seinem Waffenglück zu verdanken, sondern bloß der freywilligen Unterwürfigkeit jener kühnen Abentheurer, die unter den Namen der Boucaniers oder Flibustiers bekannt sind, und deren in vorstehendem Werke mit verdienetem Ruhme gedacht wird. Als diese Korsaren St. Domingo unter ihre Bothmäßigkeit gebracht hatten, sahen sie wohl ein, daß sie sich vor allen Dingen um den Schutz einer großen Macht bewerben müßten, wenn ihnen diese herrliche Eroberung nicht wieder entrisßen werden sollte. Da nun die meisten Oberhäupter dieser Gesellschaft geborne Franzosen waren, die von Enthusiasmus und Vorliebe für ihr Vaterland glühten, so thaten sie den übrigen Mitgliedern den Vorschlag, sich diesfalls an Frankreich zu

wenden, ihm St. Domingo als Eigenthum zu übergeben, und mit demselben einen förmlichen Vertrag zu schließen. Dieß geschah. Die Glibustiers schwuren dem Mutterlande, welches sie an Kindes statt annahm, Treue und Gehorsam, so wie sich dieß hinwiederum anheischig machte, sie gegen ihre Feinde zu schützen, ihre Rechte zu verteidigen, ihr Eigenthum unter den Schutze des Gesetzes zu nehmen, und ihnen bey jeder Gelegenheit Hülfe und Beystand zu leisten. Dieß waren die wesentlichsten Bedingungen jenes eben so einfachen als in der Natur des allgemeinen Völkerrechts gegründeten Vertrags, und es ist nicht zu läugnen, daß sie von Frankreichs Monarchen, so herrschsüchtig sie übrigens seyn mochten, bis auf das Zeitalter Ludewigs des Vierzehnten treulich erfüllt wurden. Selbst dann, als die französische Staatsverfassung durch eingerissene Mißbräuche in Willkühr ausgeartet war, und der zunehmende Flor jener Colonie mancherley Abänderungen nothwendig machte, wurden dennoch jene Fundamentalartikel unverbrüchlich beygehalten.

Der erste Souveränitätsact, welchen Frankreich in Betreff seiner neu acquirirten Unterthanen zu St. Domingo ausübte, bestand darin, daß es daselbst im Jahr 1665 einen Gouverneur, Namens Duparquet, anstellte, welcher diesen ehrenvollen Posten deswegen erhielt, weil er durch seine Rathschläge am meisten dazu beygetragen hatte, jene Verbindung zwischen ihnen und dem Mutterlande zu Stande zu bringen. Dieser Staatsbeamte machte sich des in ihn gesetzten Vertrauens in der Folge immer würdiger,

und betrug sich auf eine so gerechte und wahrhaft väterliche Art, daß er sich dadurch die allgemeine Liebe seiner Untergebenen erwarb. Auf ihn folgten in ununterbrochener Reihe mehrere rechtschaffene tugendhafte Männer, welche die nämliche Stelle bekleideten, und worunter besonders D' Ogeron, Ducasse und L' Arnage, mit Achtung und Dankbarkeit erwähnt zu werden verdienen. Ersterer lebte unter den neuen Colonisten wie ein Hausvater unter seinen Angehörigen, und verdienet in Rücksicht der Wohlthaten, die er rings um sich her verbreitete, als der wahre Stifter jener Colonie betrachtet zu werden. Ihn hatte man es hauptsächlich zu danken, daß die Flibustiers jene grausamen Gewohnheiten und blutdürstigen Gesinnungen, woran sie sich zufolge ihrer ehemaligen kriegerischen Lebensart gewöhnt hatten, nach und nach ablegten, und mildere Sitten annahmen. Mehr als einmal besänftigte er ihre Wuth, wenn sie über die gewaltsamen Eingriffe, welche sich Frankreich gegen ihre Rechte erlaubte, im höchsten Grad aufgebracht waren, sich denselben auf die nachdrücklichste Art widersetzten, und dadurch zu erkennen gaben, daß sie zwar mit dem Mutterlande einen Vertrag geschlossen, aber auf ihre Privilegien, und besonders auf ihre Freyheit, keineswegs Verzicht gethan hätten. D' Ogeron bediente sich ihres Zutrauens und seiner Ueberredungskraft, den Frieden wieder herzustellen, und ihnen solche Gesinnungen einzuslössen, die sowohl ihrem eigenen Interesse, als auch jenem des Mutterlandes zum größten Vortheil ge-
reichten. Allgemach gewöhnte er sie an eine ganz neue

bensart. Die friedlichen Beschäftigungen des Feldbaues, traten an die Stelle des zeitherigen Kriegs- und Raubsystems. Durch seine Veranstaltung kam nach und nach eine Art von Handel zu Stande, wodurch ihre dringenden, anfangs ziemlich eingeschränkten, Bedürfnisse befriedigt wurden. Er bestand darin, daß sie Cacao, Tabak und Rocou, die ersten Produkte, welche sie durch ihrer Hände Arbeit auf St. Domingo erzielten, gegen europäische Waaren vertauschten, die zwar eben nicht zu den feinsten gehörten, für die dortigen Colonisten aber einen sehr großen Werth hatten, da sie derselben höchst nöthig bedurften. Dieser Handel, welchen der kluge Gouverneur auf alle mögliche Art zu erleichtern suchte, und wobey beyde Theile mit der größten Ehrlichkeit zu Werke gingen, erregte einen gewissen Wettseifer unter den Colonisten, beförderte ihre Industrie, und legte den Grund zu jenem ausnehmenden Wohlstande, welcher ihre Bemühungen krönte.

Ihr Hang zu kriegerischen Unternehmungen dauerte indeß noch eine Zeitlang fort; theils weil er bereits zu tief eingewurzelt war, theils aber auch deswegen, weil sie von ihren Nachbarn, den Spaniern, welche diese Insel als ihr ausschließliches Eigenthum betrachteten, und gegen die neuen Colonisten bey jeder Gelegenheit die feindseligsten Gesinnungen äusserten, unaufhörlich beunruhigt wurden. Die Bewohner des französischen Antheils von St. Domingo wurden also wieder Flibusiers, und kämpften von neuem mit solchem Muthe, daß sie bey allen Vorfällen über ihre Feinde die Oberhand behielten. Die Erweiterung der Co-

Ionie war eine natürliche Folge dieser Siege. Ihre friedlichen Beschäftigungen blieben zwar mittlerweile nicht gänzlich liegen; doch wagten sie noch immer Streifereyen zur See. Dieß dauerte bis zu dem Zeitpunkte, wo Ducasse zum Gouverneur ernannt wurde. Um diese Zeit erlitten sie vor Carthagena, durch die Verrätherey ihres Anführers De Poincey, eine gänzliche Niederlage, und dieser Umstand bewog sie, von nun an auf dergleichen Unternehmungen Verzicht zu thun. Dieß ist die Epoche, wo die Bewohner des französischen Antheils von St. Domingo ernstlich anfangen sich mit dem Feldebau zu beschäftigen, wodurch sie den Grund zu dem nachherigen Glor dieser berühmten und wohlhabenden Colonie legten. So wie sich der Ruf von den daselbst zu erlangenden Vortheilen verbreitete, fanden sich binnen wenig Jahren mehrere Ausländer ein, die ebenfalls daran Theil zu nehmen wünschten, die Bemühungen der Colonisten unterstützten, ihre Arbeiten erleichterten, und ihnen in Betreff des Feldebaues mancherley neue Vortheile lehrten. Jetzt schränkten sie sich nicht mehr auf den Anbau des Tabaks, Cacao und Cocou ein, sondern legten weitläufige Pflanzungen an, auf welchen sie Indigo, Zucker und Caffee erzielten. Die nördliche und westliche Provinz waren die ersten Gegenden, welche man mit diesen köstlichen Produkten prangen sah. Der Caffeebaum, welcher in den Antillen fremd ist, ward zu Anfange dieses Jahrhunderts aus dem innern Arabien dahin verpflanzt. Der Verschleiß dieser Waaren hing größtentheils von der Ostindischen Compagnie in Frankreich

ab, welche gleich nach der Vereinigung dieser Insel mit Frankreich errichtet worden war. Ihre Privilegien schrieben sich vom Jahr 1674 her, und erstreckten sich über die sämmtlichen französischen Antillen. Ungeachtet sie sich manche Mißbräuche und Ungerechtigkeiten erlaubte, kann man dennoch nicht in Abrede stellen, daß sie sich wesentliche Verdienste um die neuen Colonisten erworben hatte. Demungeachtet fanden diese letztern ihr Joch so drückend, daß sie sich gegen dieselbe empörten, und alle ihre Agenten fortjagten. Im Jahr 1698 ward daselbst die sogenannte Compagnie royale de Saint Domingue errichtet, die aus Leuten bestand, welche ihr Augenmerk vorzüglich auf die südliche Provinz gerichtet hatten. Vermöge ihrer Privilegien erhielt diese Handelsgesellschaft die Erlaubniß, alle in jener Provinz befindliche unangebaute Ländereyen für ihre Rechnung urbar zu machen, und dieselben gegen Erlegung gewisser Abgaben erb- und eigenthümlich zu besitzen. Ferner ertheilte man ihr das Recht, nach ihrem Gutbefinden Gesetze und Verordnungen daselbst einzuführen, Civilbeamten anzustellen, die Offizierstellen zu besetzen, und mit auswärtigen Mächten Kriegs- oder Friedensbündnisse zu schließen. Kurz, man übertrug ihr alle Souveränitätsrechte, nur mit dem Unterschiede, daß ihre Unterthanen von den Lehnspflichten dispensirt waren, und daß sie nur eine gewisse Anzahl Neger und Weiße in die Colonien verpflanzen durfte. Man hätte voraus sehen können, daß diese außerordentlichen Vergünstigungen die größten Mißbräuche nach sich ziehen würden, wie es auch wirklich geschah.

schah. Anfänglich theilte sie zwar der Industrie einen gewissen Schwung mit; allein ihr Wucher, ihre Monopolen, die schlechte Beschaffenheit ihrer Waaren, und die Bedrückungen jeder Art, welche sie sich gegen den Landmann erlaubte, machten diesen endlich so mißmüthig, daß er seine Hände dem Gelbbau entzog und sich mit andern Arbeiten beschäftigte. Demzufolge ging die Compagnie royale de Saint-Domingue durch ihre Habsucht und durch den unermesslichen Aufwand, den ihre Etablissements veranlaßten, von selbst wieder ein. Nur erst in neuern Zeiten erhob sich die südliche Provinz, und zwar durch Beyhülfe des Handels, zu demjenigen Wohlstande, worauf sie von Natur, und vermöge der Fruchtbarkeit ihres Bodens, die gerechtesten Ansprüche zu machen hat. Das Jahr 1756 war die Epoche, wo eigentlich das goldene Zeitalter der Colonie zu St. Domingo begann.

2.

Barnave's Prophezeihung.

Der verunglückte Barnave, *) dessen Talente und hinreißende Beredsamkeit die constituirende Nationalversammlung zu den widersprechendsten Handlungen verleiteten, der aber durch die Erfahrung nach und nach zu reifern Einsichten gelangte, hatte das Unglück, welches der Colonie zu St. Domingo bevorstand, mit allen seinen schrecklichen Folgen vorher gesehen. Zuverlässig hätte man denselben

*) Er wurde bekanntlich guillotiniert.

vorbeugen können, wenn man in jenem stürmischen Zeitpunkte, wo aber freylich der wirklich vorhandene Augenblick Alles war, die Vergangenheit und Zukunft hingegen für Nichts geachtet wurde, vermögend gewesen wäre, seinen Ermahnungen und Rathschlägen Gehör zu geben. Folgende Stelle, die in dem Bericht vorkommt, welchen er kurz vor dem Decrete vom vier und zwanzigsten September 1791 abstattete, verdienet wörtlich hier angeführt zu werden, da sie einer Prophezeiung nicht unähnlich ist:

»Zum öftern legte man Euch bereits in dieser Versammlung das Interesse der Nation, welches von der Entscheidung der Frage, die gegenwärtig erörtert werden soll, abhängig ist, nach seinem ganzen Umfang vor Augen. Man stellte Euch vor, daß die Existenz Eures Handels, Eurer Schiffahrt, und gewissermaßen auch die des Ackerbaues, bey dieser Frage mit interessirt sey. Man bewies Euch, daß der Verlust der Colonien, außer den Unglücksfällen, die ohnehin unmittelbar daraus entspringen, noch weit schrecklichere Folgen nach sich ziehen würde; daß, von dem Augenblick an, wo Ihr keine Colonien mehr hättet, fast Eure ganze Handelsmarine zu Grunde gehen müßte; daß es Euch folglich an tauglichen Matrosen fehlen würde, Eure Kriegsfлотten zu bemannen; daß Ihr in Ermangelung dieser Kriegsfлотten keinen Handel mehr zur See und nach andern Weltgegenden treiben könntet, weil Euch dadurch die Mittel ihn zu schützen und zu vertheidigen entzogen würden. Wenn sich der Fall ereignete, daß wir die Vortheile, welche uns die Colonien gewähren, wo nicht

ganz, doch wenigstens zum Theil verlohren, oder sie wenigstens auf lange Zeit entbehren müßten, so würde die unvermeidliche Folge davon seyn, daß in allen unsern Seehäfen Mangel und Elend herrschen, alle Arbeiten daselbst gänzlich aufhören, und unsere Manufakturen sogleich den empfindlichsten Stoß leiden würden. Meinet Ihr denn aber, daß es unter diesen Umständen keine Schwierigkeit haben werde, die öffentlichen Abgaben zu erheben? Daß das Papiergeld, dessen Werth bloß auf dem Zutrauen des Publikums beruhet, nicht auf der Stelle in den schrecklichsten Mißcredit kommen werde? Sagt mir einmal, ob Ihr wohl glaubt, daß sodann unsere guten Bürger im Tauschhandel mit auswärtigen Nationen nicht unendlich verlieren würden? Sagt mir endlich, ob es Euch denn gar nicht wahrscheinlich dünkt, daß unter einer Million Menschen, die weder Arbeit noch Brod haben, und bey dem allgemeinen Elende ganz und gar keine Hoffnung vor sich sehen, nothwendig Unruhen entstehen müssen? Man denke sich, wenn es anders möglich ist, den Gebrauch, welchen man von diesen Menschen machen, die entsetzlichen Ausschweifungen, wozu man sie verleiten könne, wenn sodann das Volk über Veränderungen klagt, und Veränderungen wünscht; (denn das Volk ist immer nur mit einer und eben derselben Vorstellung beschäftigt, und diese betrifft sein Wohl oder Weh; geht es ihm wohl, so wünscht es in diesem Wohlstande zu verharren; geht es ihm aber übel, so sehnt es sich nach einer Abänderung der bestehenden Regierungsform;) wenn, sage ich, das über seine Leiden aufge-

brachte Volk, sich über Veränderungen beschwert; wenn Millionen geschäftloser Menschen, sich und ihre Waffen, einem jeden der sich ihrer bedienen will, zu beliebigem Gebrauch anbieten! In diesem Fall würde es wo nicht leicht, doch wenigstens möglich seyn, die eingeführte Constitution wieder abzuändern, und die monarchische Verfassung entweder über den Haufen zu stoßen, oder sie weit über ihre Gränzen auszudehnen. Hiernächst lasse man den bedenklichen Umstand nicht aus der Acht, daß eine Handvoll farbige Leute, welche sich dermalen hier in Paris aufhalten, ihre Placate, ich weiß nicht auf wessen Antrieb, an alle Ecken dieser Hauptstadt ankleben, und zugleich dieser Versammlung unaufhörlich anliegen, ihnen nicht etwa bloß bürgerliche Rechte, denn diese werden ihnen ohnedieß von jedermann zugestanden, sondern wirkliche politische Privilegien zu ertheilen, die wenigstens drey Millionen im Mutterlande befindliche Franzosen entbehren müssen. Nun sage man mir, ob wohl ein Interesse dieser Art, worauf die farbigen Leute in ihrer Heimath fast gar keine Rücksicht zu nehmen pflegen, dem unermesslichen Interesse des Vaterlandes vorgezogen zu werden verdiene? Seitdem das letzte Decret (vom funfzehnten May) in den Seestädten bekannt geworden ist, haben sie sammt und sonders die dringendsten Vorstellungen dagegen eingeschickt. Selbst jene Handelsplätze, die, zu der Zeit wo dieses Decret ertheilt wurde, keinen Laut von sich gaben, suppliciren nunmehr, da sie die traurige Erfahrung klüger gemacht hat, auf das beweglichste, eine Verordnung abzuändern, die sie beynah zur Verzweiflung treibt.

„Man höret in dieser Versammlung einmal über das andere die Versicherung wiederholen, das Interesse der Colonisten und Handelsleute diene zum Beweis, daß jene Vorstellungen kein Gehör verdienen. Als wenn das Interesse der Handelsleute, nach der dermaligen Beschaffenheit der Umstände, nicht das Interesse von ganz Frankreich wäre!

„Es giebt allerdings Fälle, wo das Interesse der Handelsleut vom Handelsinteresse selbst und von dem Interesse der Nation wesentlich verschieden ist; dieß läßt sich aber hier gar nicht anwenden. Wenn von Erhaltung der Colonien die Rede ist, so versteht sich von selbst, daß hiebey nicht nur der Rheder, welcher die Waaren an Ort und Stelle schaffen läßt, und den Kaufpreis dafür empfängt, sondern auch der Fabrikant, welcher sie verfertigt, und der Landmann, welcher den Stoff dazu aus der Erde herbeyschafft, in gleichem Grade interessirt sey. . . .“

Dieß war die Meynung eines Mannes, den man gewiß keiner Partheylichkeit zu Gunsten der Colonisten beschuldigen kann, da ihn dieselben für ihren grimmigsten Feind hielten. Voll Eigendünkel, mit einer glühenden Einbildungskraft begabt, und äusserst begierig, auf der Schaubühne, welche seinem Stolge sich darbot, eine Rolle zu spielen, ließ er sich unwillkürlicher Weise zu einem der vornehmsten Werkzeuge gebrauchen, St. Domingo durch seine ungestüme Hitze, und durch den Einfluß, welchen er auf die frühern Berathschlagungen in Betreff dieses Gegenstandes hatte, ins Verderben zu stürzen. Erfahrung und Nachdenken verhalfen ihm zwar in der Folge zu reifern

Einsichten, aber leider war es zu spät. Seine klägliche Prophezeiung nahte schon damals ihrer Erfüllung, und ist leider nunmehr bis auf die kleinsten Umstände bestätigt worden. St. Domingo ist heutiges Tages weiter nichts mehr als ein ungeheurer Schutt- und Aschenhaufen. Frankreich, (die politischen Quacksalber mögen noch so viele Einwendungen gegen diese traurige Wahrheit machen) hat jetzt keine Colonien, keinen Handel, keine Marine mehr; und der Friede, so vortheilhaft er übrigens ausfallen mag, wird die gräßliche Lage dieses Reichs nur desto mehr ins Licht setzen, und ihm über die Entwicklung dieser fürchterlichen Katastrophe die Augen öffnen.

3.

St. Domingo in seinem jetzigen Zustande.

Zur Zeit, wo ich dieß schreibe (1796), befindet sich die Colonie zu St. Domingo in einem solchen Zustande, daß ihr gänzlicher Ruin, und ihre völlige Unbrauchbarkeit für das Mutterland, nur von solchen Menschen bezweifelt werden kann, die entweder gar nicht von der wahren Beschaffenheit der Sache unterrichtet sind, oder sie aus boshaften und selbstfüchtigen Absichten zu verhelen suchen. Dieß wird sich am besten nach Maafgabe folgender Skizze beurtheilen lassen.

St. Domingo besteht bekanntlich aus drey Provinzen, worunter die nördliche ehemals die reichste war. Diese ist nunmehr in eine menschenleere unwirthbare Wü-

ſie verwandelt. Ihre Gefilde, wo ehemals unüberſehbare Strecken mit Zuckerrohr bepflanzt waren, liegen jetzt brach. Auf ihren Anhöhen, unweit der Seeküſte, wachſen jetzt wilde Geſträuche anſtatt der Kaffeebäume. Alle Wohnungen, alle Manufakturen, Zuckermühlen und andere Gebäude liegen jetzt in der Aſche, ſo, daß man nur hie und da noch einige Ueberbleiſel davon wahrnimmt. In dieſem großen und fruchtbaren Strich Landes ſiehet man nirgends keine Menſchen, ausgenommen in dem kleinen Bezirke, welcher das Städtchen Port de Paix umgiebt. Hier halten ſich einige Negerhorden auf, die von ihren Anführern in der Abſicht zuſammen getrieben worden ſind, um dem Feinde, welcher das in der Nähe liegende Mole-Saint-Nicolas beſetzt hat, die Stirn zu bieten; ingleichen auch eine kleine Anzahl weiſſer Menſchen, die ehemals in jener Gegend anſäßig waren, und welche nunmehr das Bedürfniß ihr Leben zu kriſten mit einander vereint hat. Auch unter den Trümmern, welche man heutiges Tages noch immer die Kapſtadt zu nennen pflegt, irren einige dieſer weiland Reichen umher, die ſich aber in ſo erbarmenswürdigen Umſtänden befinden, daß ſie ſich mit den Negern, welche daſelbſt ebenfalls Schutz und Sicherheit ſuchen, unaufhörlich herumwalgen, damit ſie nur einige Lebensmittel in ihre Gewalt bekommen, um nicht ganz zu verhungern.

Die weſtliche Provinz hat zwar keine ſo gewaltſamen Erſchütterungen erlitten; ſtellt aber gleichwohl keinen erfreulichern Anblick dar. Die wenigen daſigen Gegenden, welche noch nicht gänzlich verheert ſind, dienen zu einem

immerwährenden Zankapfel, den die rebellischen Mordbrenner und die Engländer, welche sich seit zwey Jahren daselbst festgesetzt haben, einander mit der größten Wuth und Erbitterung freitig machen. Was endlich die dritte, oder südlliche Provinz anbelangt, die ebenfalls den Verheerungen der Rebellenhorden, die mit unwiderstehlicher Macht wütheten, ausgesetzt war, so ist daselbst nur noch das einzige Revier Jeremie übrig, welches durch die weissen und farbigen Einwohner, durch ihre treu gebliebenen und bewaffneten Regier, ingleichen auch durch die Ausländer, welche sie nothgedrungen zu Hülfe rufen mußten, gegen die Streifereyen jener Barbaren beschützt wurde. An der Seeküste von St. Domingo haben die Engländer alle Distrikte und Ortschaften in Besitz genommen, die nur den geringsten Gewinn abwerfen; um die übrigen aber, von welchen sie sich keinen Nutzen versprechen, bekümmern sie sich nicht. Auf der andern Seite versammelten die Spanier alle Krieger, die unter dem Befehl der Regergenerale Jean Francois und Biassou stehen, und den Kern der Revolutionstruppen ausmachen, zu ihren Fahnen, und besetzten alle Gegenden, die an das spanische Gebiet gränzen. Das Verfahren jener wie dieser zeigt offenbar, daß sie bey ihrem Einrücken in die Colonie keine andere Absicht hatten, als den gänzlichen Ruin derselben zu befördern, und daß sie zwar ihre Eroberungen, so lang es daselbst noch einige Schätze zusammen zu scharren gäbe, behaupten, alsdann aber sie ihrem traurigen Geschick preisgeben würden. Die Engländer waren so habfüchtig, so begierig, das Wenige

was die bedauernswürdigen Colonisten übrig behalten und ihrem Schutz übergeben hatten, an sich zu reißen, daß diese eben so übel daran waren, als wenn sie den Räubern in die Hände gefallen wären, und folglich ihren übereilten Entschluß, solche gewinnstüchtige Menschen zu Hülfe gerufen zu haben, schmerzlich bereuten. Die Spanier betrogen sich als würdige Abkömmlinge jener Barbaren, die in ältern Zeiten Amerika verheerten, dürsteten eben so sehr nach Blut, als die Engländer nach Reichthümern, und verübten um ihren bekannten Charakter nicht außer Ruf kommen zu lassen, weit ärgere Grausamkeiten, als die Rebellen selbst. Das entsetzliche Blutbad, welches sie zu Fort Dauphin gestatteten, wo eine große Anzahl Franzosen ermordet wurden, die sich auf ihr ausdrückliches Verlangen, und in der Hoffnung daselbst eingefunden hatten, eine sichere Freystätte zu finden, gehört unter die abscheulichsten Greuelthaten, die je in jenem neuentdeckten Welttheile verübt wurden.

Fast alle Weissen, welche sich zu St. Domingo niedergelassen hatten, sind von der Erde vertilgt; die wenigen Uebriggebliebenen haben sich in andere Länder geflüchtet. Die Volksraße der Schwarzen ist durch Krieg, Krankheiten und Raubgier, wenigstens um ein Drittheil vermindert worden. Ein unerseßlicher Verlust! Alles was männlichen Geschlechts und im Stande ist die Waffen zu tragen, treibt jetzt das Kriegshandwerk. Die Anführer dieser Leute sind theils Weisse, theils Mulatten oder Neger, die sich ihrer in der Absicht bedienen, öftere Streifereyen in jene Gegenden vorzunehmen, die von den Engländern besetzt

sind, und die, sie mögen glücklich oder unglücklich ablaufen, immer mit Raub und Verwüstung verbunden sind. Weiber und Kinder, so wie überhaupt alle die, welche nicht zum Kriegswesen taugen, müssen das Feld bauen, um die Armee mit Lebensmitteln zu versorgen. Die erstern, welche nun schon seit mehreren Jahren daran gewöhnt sind, eine sehr ausschweifende und unstete Lebensart zu führen, möchten sich wohl schwerlich dazu hereden lassen, derselben zu entsagen. Die letztern, deren Geschick sich nicht im mindesten verbessert, sondern vielmehr merklich verschlimmert hat, da sie, die Wahrheit zu sagen, aus der Sklaverey der Weißen in die Sklaverey ihrer eigenen Landsleute gerathen sind, die ungleich härter und fast gar nicht zu ertragen ist, seufzen im Stillen über ihr trauriges Loos, und würden wahrscheinlich keine große Schwierigkeiten machen, wieder zu ihren ehemaligen Herren zurück zu kehren, und ihre vorigen Arbeiten von neuem zu übernehmen. Alle Ochsen und Pferde, diese nützlichen Thiere, welche für die Colonisten einen desto größern Werth haben mußten, je weniger sie dieselben bey dem Feldbau und andern schweren Arbeiten entbehren konnten, sind rein aufgezehrt und so ganz von der Erde verschwunden, daß man nirgends eine Spur mehr von ihnen antrifft. Kahle Mauern, deren Inneres völlig ausgebrannt ist, und die jeden Augenblick den Einsturz drohen, sind die einzigen Ueberbleibsel jener prächtigen Gebäude, welche mit unermesslichen Kosten aufgeführt wurden, und deren Wiederherstellung noch weit kostspieliger seyn würde, da es den Bewohnern dieser Insel

an Bauholz fehlt. Wenn es je möglich seyn sollte, dergleichen Gebäude wieder aufzuführen, so würde man sich dießfalls an die Anglo-Amerikaner wenden müssen, welche die Gewohnheit hatten, die Colonie nicht nur mit Zimmerholz zu versorgen, sondern ganze zugehauene Häuser dahin zu bringen, deren einzelne Theile numerirt waren, und sodann an Ort und Stelle zusammengefügt wurden. Gesezt nun aber auch, diese Ausländer wären im Stande, jene ungeheure Menge von Gebäuden, deren die Colonisten bedürftig seyn würden, wieder herbeyzuschaffen; wo wollte man die Kosten hernehmen, die zu Bestreitung eines solchen Unternehmens erforderlich sind, und jede Berechnung weit übersteigen? Ehedem hätte man die kostbaren Produkte, welche die fruchtbaren unübersehblichen Ebenen um die Hauptstadt, dem Mittelpunkte des dortigen Handels, hervorbrachten, zum Unterpfande dafür einsetzen können; hievon ist aber heutiges Tages, wie bereits weiter oben gesagt worden, nicht die geringste Spur mehr vorhanden. Die unergleichlichen, über allen Ausdruck ergiebigen Anlagen zu Morin, Limonade, Petite Ance und du Nord, existiren nur noch im Gedächtniß derer, welche dieselben in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit sahen. Alle diese Gegenden und Ortschaften sind dergestalt zu Grunde gerichtet, daß sie nicht das allgeringste Hülfsmittel zu einem neuen Etablissement darbieten. Von den achthundert Schiffen, welche der Handel mit den Colonien alljährlich beschäftigte, legten sich gewiß mehr als die Hälfte bey der Hauptstadt vor Anker, weil die Eigenthümer derselben schon im Vor-

aus wußten, daß sie ihre Waaren in kurzer Zeit baselbst umsetzen und frische Ladung bekommen würden. Jetzt, da dort alles mit Feuer und Schwert verheert ist, würde ein Schiffer, der sich an dieser von allem entblößten Küste zufälligerweise vor Anker legte, die größte Mühe haben, nur eine mittelmäßige Ladung an Mann zu bringen, oder nur eine einzige Tonne Colonialprodukte an Bord zu bekommen. Es ist in der That unbegreiflich, wo die wenigen Menschen, welche sich noch dermalen zwischen den Trümmern dieser ehemals so blühenden Stadt aufhalten, ihren Lebensunterhalt hernehmen. Wahrscheinlich haben sie aber mit dem fürchterlichsten Mangel zu kämpfen, der sich nur denken läßt.

4.

Ueber den Entwurf, die englischen Colonien zu revolutioniren.

Es giebt Leute, welche behaupten wollen, man habe die Neger zu St. Domingo hauptsächlich deswegen in Freyheit gesetzt, damit der Greuel der Verwüstung auch in den Zuckerinseln ausbrechen möchte, die unter englischer Vorherrschaft stehn. So schändlich und unmoralisch ein Projekt dieser Art immer seyn mag, so wahrscheinlich machen es die Vorfälle zu St. Domingo, daß man sich wirklich mit dessen Ausführung beschäftigte. Allein, wenn man es auch zu Stande gebracht hätte, so würde man doch keinen andern Vortheil davon gehabt haben, als eine

blinde Nachgier zu befriedigen, der Menschheit neue Wunden zu schlagen, und unser eigenes Elend zu vermehren. Es ist allerdings nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich, daß dieser menschenfeindliche Plan über kurz oder lang seine Absicht erreichen werde. Es bedarf hiezu nur eines einzigen Regers, der verwegen genug ist, über die Meerenge zu schiffen, welche St. Domingo von Jamaika trennt, und auf letztbenannter Insel die Gährung unter den Sklaven zu vermehren, die, zufolge der dumpfen Gerüche, welche sich unter ihnen verbreitet haben, ohnehin schon zum Aufruhr geneigt sind. Welcher Vortheil kann aber hieraus für Frankreich entspringen? Fürwahr kein anderer, als daß es Elend auf Elend häuft, und in den Besitzungen einer mit ihm wetteifernden Nation ein Unglück anrichtet, das ihm zuletzt auf seinen eigenen Kopf fallen wird. Die unvergleichlichen Prozeduren, welche wir mit unsern Colonien vornahmen, haben die Waaren, welche wir ehemals von dorthen bezogen, nach und nach (wie sich leicht vorher sehen ließ) ganz außerordentlich vertheuert, und gleichwohl befinden wir uns in der unvermeidlichen Nothwendigkeit den Ausländern in dieser Rücksicht jene Vortheile zuzuwenden, die uns, nach Beschaffenheit unsrer vormaligen Handelsverhältnisse, von ihnen zustossen. Da nämlich St. Domingo ganz in Verfall gerathen, und noch zur Zeit wenig oder gar keine Hoffnung vorhanden ist, daßelbe bald wieder in vorigen Flor zu bringen, so bleibt uns natürlicherweise kein anderes Mittel übrig, als unsern Zucker, Raffee, und andere kostspielige Waaren, die der

Lurus zum dringenden Bedürfnis gemacht hat, aus den Colonien anderer Nationen zu beziehen. Wenn wir nur ihre Besitzungen verwüsten, so ist leicht zu erachten, daß wir jene Waarenartikel in Zukunft entweder gänzlich entbehren müssen, oder wenigstens die Preise derselben außerordentlich in die Höhe treiben werden, indem wir die Engländer durch jenes Manöver in die Nothwendigkeit setzen, die Colonialprodukte nach Bengalen und in ihre weitsechichtigen afrikanischen Besitzungen zu verpflanzen. In der That würde es ihnen eben keine sonderliche Mühe kosten, jene Gegenden von den Antillen aus damit zu versorgen; ja es ist sogar wahrscheinlich, daß diese betriebsame Nation schon dergleichen Versuche gemacht habe, um ihren Handel auf jeden Fall vor oberrwähnten Ereignissen sicher zu stellen. Mithin würde jene Verwüstung den Engländern nicht nur keinen Schaden zufügen, sondern wohl noch obendrein zu ihrem Vortheil gereichen, in sofern sie nämlich auf diese Art von lästiger Concurrenz befreuet, und in Stand gesetzt würden, mit jenen köstlichen Waaren das nämliche Monopol zu treiben, wie die Holländer mit den Gewürzwaaren aus Ceylan und den Molukken. Die nachtheiligen Folgen dieses neuen Systems würden sich also nur auf jene europäischen Völker erstrecken, die sich nicht von der Nothwendigkeit dispensiren können, ihnen dergleichen Waarenartikel abzukaufen.

5.

Nothwendigkeit des Negerhandels.

St. Domingo, in seinem jetzigen zerrütteten Zustande, verhält sich zu Frankreich wie eine drückende Last, und wenn es dieselbe nicht abschüttelt, so geschiehet es blos deswegen, weil es sich in der Folge Nutzen davon verspricht, und noch immer die Hoffnung unterhält, demselben wieder zu seinem vorigen Flor zu verhelfen. Zu Erreichung dieser Absicht müßte das Mutterland vor allen Dingen darauf bedacht seyn, den Verlust wieder zu ersetzen, welchen die dortige Colonie in Ansehung ihrer Volksmenge erlitten hat, und dieß um so mehr, da dieselbe von jeher nach Verhältniß des Terrain zu klein war. Wie müßte man denn aber in dieser Rücksicht von Seiten Frankreichs verfahren? Soll es vielleicht zahlreiche Scharen seiner eigenen Landesfinder in jene Gegenden verpflanzen? Zu wünschen wäre es allerdings, daß es alle die, welche sein Inneres zerfleischt haben, dorthin schicken könnte, damit sie daselbst Besserung lernten! Aber Frankreich braucht seine Einwohner selbst, gleichviel ob sie gut oder schlecht sind; denn seine Manufakturen sind in Verfall; der Ackerbau liegt darnieder; ein langwieriger blutiger Krieg hat ihm Wunden geschlagen, die es vielleicht in einigen Jahrhunderten nicht verschmerzen wird. Ueberdieß ist auf die Thätigkeit des europäischen Arbeitmannes, so rüstig und unbroffen er immer in seiner Heimath seyn mag, unter jenem heißen Himmelsstrich gar nicht zu rechnen. St. Do-

mingo, das zwischen dem achtzehnten und zwanzigsten Grade nördlicher Breite liegt, war von jeher das Grab aller Europäer, welche Bedürfniß oder Ehrgeiz in die Nothwendigkeit setzte, sich daselbst eine Zeitlang über Vermögen anzustrengen. Der europäische Colonist taugt zu nichts weiter, als die Arbeiten des Feldbaues anzuordnen, und allenfalls solche Beschäftigungen zu treiben, die man verrichten kann, ohne sich dabey der brennenden Sonnenhitze bloß zu stellen. Glücks genug für ihn, wenn er im Stande ist, seine Gesundheit vor dem schädlichen Einfluß des dortigen Klima zu verwahren, welches noch überdieß die schädlichsten Leidenschaften in ihm rege macht, und desto stärker auf ihn wirkt, je schwächer er wird. Die Krankheiten, welche seinem Daseyn drohen, lassen sich freylich auf eine sehr kleine Anzahl reduciren, und ich weiß, daß Leute mehrere Jahre lang unter jenem Himmelsstriche gelebt haben, ohne je von ihnen befallen zu werden; dieß setzt aber eine ganz eigene Lebensart voraus, die sich nur unter solchen Umständen führen läßt, wozu ein großes Vermögen gehört.

Wenn nun aber auch gleich der Europäer durch den schädlichen Einfluß des Klima in den Anillen verhindert wird, seine Pflanzungen selbst anzulegen und zu bearbeiten, so ist er doch daselbst wegen seiner Einsicht und Thätigkeit unumgänglich nöthig, um alles gehörig anzuordnen, und das Oekonomiewesen zu besorgen. Die eigentlichen Feldarbeiten waren bis auf den heutigen Tag einer Menschenvase zugetheilt, die, wegen ihrer gesunden Leibesbeschaffenheit

heit und körperlichen Stärke, zu den schönsten gehört, die es auf Erden giebt, und die sowohl die Aehnlichkeit des Klima als auch der Nahrungsmittel in Stand setzte, ohne Nachtheil ihrer Gesundheit in den Anzügen zu leben. Nur dieser Afrikaner kann man sich zu den Feldarbeiten bedienen, die nicht sowohl wegen der Beschaffenheit des Erdbodens, als vielmehr wegen der brennenden Sonnenhitze beschwerlicher als anderswo sind. Diese kommt jedoch derjenigen noch lange nicht bey, an welche sich die meisten Afrikaner in ihrem Vaterlande gewöhnt haben. Man will sogar behaupten, daß diese Leute, wenn sie eine Zeitlang unter dem dortigen Himmelsstriche gelebt haben, an körperlicher Stärke und Schönheit gewinnen; entweder weil ihnen eine gewisse Temperatur der Luft besser bekommt, oder weil ihnen eine arbeitsame Lebensart zuträglicher ist, als die immerwährende Unthätigkeit, worin sie ihre Tage auf der Küste von Afrika zubringen.

Da nun *St. Domingo*, wie aus obigem erhellet, unmöglich mit lauter Europäern besetzt werden kann; da man, wenn dieß auch thunlich wäre, die häufigen Auswanderungen, welche ein Projekt dieser Art nothwendig voraussetzt, in Frankreich schlechterdings nicht gestatten würde, so bleibt wohl kein anderes Mittel übrig, als diese Insel, wie zeither, mit Afrikanern zu bevölkern. Gleichwohl hat es nach der dormaligen Lage der Sachen das Ansehen, als ob man auch auf dieß gänzlich Verzicht gethan habe. Wie hätte man es denn aber nun anzufangen, um die dortige Colonie mit einer hinlänglichen Anzahl von Ar-

Zweyter Theil. R

keitern zu versorgen? Soll man sich vielleicht so lange gedulden, bis die noch vorhandene Volkszahl, die ohnehin durch die zeitherigen Unglücksfälle außerordentlich vermindert worden ist, allmählich wieder zunimmt? Oder wäre es nicht vielmehr rätlich den Negerhandel wieder einzuführen, wie ehemals? Was den erstern Vorschlag anbelangt, so fällt von selbst in die Augen, daß es mit dessen Ausführung, wenn man auch annimmt, daß die Freyheit den stärksten Einfluß auf die Bevölkerung habe, so langsam von statten gehen würde, daß sich das Mutterland wohl schwerlich eine merkliche Verbesserung seines Zustandes davon versprechen könnte. Der zweyte Punkt, nämlich der Negerhandel, machte freylich ehemals einen Theil der Colonialverfassung aus: allein nach dem fürchterlichen Geschrey, welches unsere neuern Schriftsteller darüber erhoben haben, und nach Maaßgabe unserer dormaligen politischen Verhältnisse, scheint er allerdings auf ewige Zeiten proscribirt zu seyn. Gern würde ich denselben gänzlich mit Stillschweigen übergangen haben, wenn ich nicht unlängst in einer, unter öffentlicher Autorität bekannt gemachten Staatschrift gelesen hätte, man müsse sich hinführo zur Cultur der Antillen, wie solches in den ältesten Zeiten des Feudalsystems bey den Europäern gebräuchlich war, sogenannter Engagés (Lohnknechte) bedienen. Man versteht unter dieser Benennung Leute, die während einer bestimmten Anzahl von Jahren auf ihre Freyheit Verzicht thun, sich anheischig machen das Land zu bauen, und dafür, je nachdem ihr Contract lautet, entweder den vierten oder

dritten Theil, auch wohl die Hälfte, der durch sie erzielten Produkte, zur Belohnung erhalten. Dergleichen Menschen, sagt man, sollen häufig in Afrika zu bekommen seyn, wo sie im Stande der Sklaverey leben.

Läßt uns diesen Vorschlag, der bey'm ersten Blick für den Menschenfreund so viel Anziehendes hat, etwas näher beleuchten!

Der Negerhandel, ob er gleich von jeher aus dem gehässigsten Gesichtspunkte dargestellt worden ist, hatte gleichwohl auch seine gute Seite, wie so manche andere politische Einrichtung, die, trotz allen damit verbundenen Mißbräuchen, doch manchen Nutzen stifet. Die Menschen, welche auf diese Art verhandelt wurden, waren entweder Kriegsgefangene, die, wie es bey jenen wilden Völkerschaften der Brauch ist, jederzeit ermordet, wo nicht gar gefressen werden, oder gebohrne Sklaven, die aus einer Hand in die andere gingen, und die sich unter der Herrschaft der Europäer eines viel bessern Schicksals zu erfreuen hatten, als ihnen in ihrem Vaterlande und unter ihren eigenen Landsleuten zu Theil wurde. Man tauschte diese Leute gegen andere Waaren ein, und zwar anfänglich um einen mäßigen Preis; da aber dieser Tauschhandel sehr einträglich war, und folglich auch andere handeltreibende europäische Nationen sich darauf einließen, so entstand dadurch eine starke Concurrnz, und jener Preis stieg nach und nach außerordentlich hoch. So lange nun diese Concurrnz fortbauert, so lange der Ausländer Sklaven für seine Waaren bekömmt, und folglich der Habsucht derer, welche

jene unglückliche Menschen verkaufen, immer neue Nahrung giebt; so lange schmeichelt man sich umsonst mit der Hoffnung, hierin eine Aenderung zu treffen. In der That läßt sich nichts Abentheuerlicheres denken, als der Entwurf, die Neger auf Afrika's Küste, durch allerley Vorspiegeln von Freyheit und Glück, dergestalt in Enthusiasmus zu setzen, daß sie in hellen Haufen nach unsern Schiffen eilen, um sich nach unsern Colonien transportiren zu lassen, und dort das Land anzubauen!

6.

Charakter der Neger.

Die Neger, diese Menschen, welche von ihren tyrannischen Gebietern, vermuthlich in der Absicht damit man ihnen das Recht nicht entziehen sollte, sie unter ihr eisernes Joch zu beugen, mit den gehäßigsten Farben geschilbert worden sind, deren Genie, Talente und Verstandeskräfte hingegen andere, aus ganz entgegengesetzten Beweggründen, bis in den Himmel erhoben haben, machen eine ganz besondere Gattung des menschlichen Geschlechts aus. Sie kommen auf eben die Art schwarz auf die Welt, wie andere gleich von ihrer Geburt an weiß, gelb, kupferfarbig, oder olivengrün aussehen, ohne daß man irgend einen andern Grund, eine andere Ursache dieser sonderbaren Naturerscheinung angeben kann, als daß es der Natur beliebt habe eine eigene Spielart von Menschen hervorzubringen. Kann man gleich nicht in Abrede stellen, daß sie von ihr,

gleich andern Völkern der Erde, zum Genuß aller Wohlthaten und Prærogativen berufen wurden, welche sie der Menschheit ausschließlich zugetheilt hat, so bleibt doch nicht minder wahr, daß sie manchem andern Volke in Rücksicht ihrer moralischen Eigenschaften eben so weit nachstehen, als sie daselbe vielleicht an Gesundheit, Stärke und Gewandtheit des Körpers übertreffen. Man könnte mir zwar schuld geben, als wenn ich etwas für einen Naturfehler erkläre, das eigentlich blos Folge ihrer rohen Lebensart und des gänzlichen Mangels an Geistescultur sey; allein der ursprüngliche Bewohner von Canada hat eben auch nicht mehr Geistesbildung genossen, als der afrikansische Neger, folgt gleich ihm dem blossen Naturtriebe, und ist sogar den nämlichen Lastern ergeben, setzte aber dennoch schon manchen Europäer in den Fall, nicht nur die Feinheit seiner Sinne, sondern auch seinen durchdringenden Verstand bewundern zu müssen. Das ganze Negergeschlecht macht zusammen eine besondere und zwar sehr ausgebreitete Nation aus, die das ganze innere Land von Afrika und zugleich auch die ganze unermessliche Küste bewohnt, welche an den Ocean stößt. Der Charakter der verschiedenen Volksstämme, woraus sie besteht, ist fast überall der nämliche, und weicht blos in verschiedenen Nuancen ab, die aber nicht merklich genug sind, als daß sie einen wesentlichen Unterschied formiren sollten, den man etwa den verschiedenen Modificationen der Himmelsgegenden zuschreiben könnte, unter welchen jenes unermessliche Land liegt. Der Neger bleibt sich fast immer gleich, wenn

er auch wirklich in andere Gegenden verfezt wird. Die ganze Veränderung, welche mit ihm vorgeht, besteht blos darin, daß er diese oder jene Gewohnheiten ablegt, und andere dafür annimmt; im Grunde findet aber zwischen dem Bewohner von Afrika und dem Feldarbeiter in den Antillen kein anderer Unterschied statt, als blos in Rücksicht der Sprache und der Beschäftigung. Ich will ihn hier ganz so schildern, wie ich ihn, während eines Zeitraums von funfzehn Jahren, durch Umgang und sorgfältige Beobachtung kennen lernte.

Der Neger ist ein herzengutes, einfältiges Geschöpf, das sich zu allem abrichten läßt, und so zu sagen keinen eigenen Willenstrieb hat. Wolte man seinen Charakter und seine Neigungen nach Maaßgabe der Grausamkeiten und Verbrechen beurtheilen, die er auf Anstiften einiger ruchlosen Bösewichter verübt hat, so würde man ihm eben so großes Unrecht zufügen, als den Franzosen wiederfahren würde, wenn man die unmen schlichen Handlungen, welche wir täglich vor unsern Augen begehen sehen, zum Maaßstabe ihres Nationalcharakters machte. War es möglich, unter einem so aufgeklärten Volke, welches man für das kultivirteste in der ganzen Welt hielt, dergleichen fürchterliche Erschütterungen hervorzubringen, so dürfen wir uns fürwahr nicht wundern, wenn jene rohen und ungebildeten Menschen, wovon noch überdies eine sehr große Anzahl in drückender Knechtschaft schmachtete, den Verführungsmitteln nicht widerstehen konnten, deren sich der Fanatismus bediente, dieselben zur Wuth und Rachgier zu

entflammen. Besonders hüte man sich, ihrem Temperamente Dinge zur Last zu legen, die bloß eine Folge des Sklavenjochs sind, welches man ihnen aufgebürdet hat, und das die Seele, je nachdem es mehr oder weniger drückend ist, in eben dem Verhältniß herabwürdigt. Ich lernte eine Menge dieser Leute kennen, welche sich unter der Herrschaft leutseliger Gebieter ganz still und ruhig verhielten, und alles was man ihnen auftrug mit der größten Bereitwilligkeit besorgten; ich bemerkte aber auch, daß sich andere unter der unbarmherzigen Behandlung, welche sie von ihren Tyrannen erdulden mußten, in die durchtriebsten Bösewichter, in grimmige Tyger verwandelt hatten, die im Stande waren, das Aergste zu unternehmen, was sich nur denken läßt. Von Natur sind sie mäßig, geduldig und schüchtern, mit einem Wort, große Kinder, deren sich hundert von einem einzelnen Manne leiten und regieren lassen, und zwar auf eine so unterwürfige Art, daß es das Ansehen hat, als wüßten sie gar nicht, daß sie Kräfte und Hülfsmittel besitzen, sich seiner Beherrschung zu entziehen. Die gränzenlose Sorglosigkeit, welcher sich die Weißen überließen, die doch mitten unter ihnen lebten, vertritt die Stelle des schönsten Lobspruchs, der ihnen ertheilt werden kann.

Indeß ist nicht zu läugnen, daß der Neger eine Menge Lasten mit aus Afrika bringt, die sich sodann mit denen, welche er in der Sklaverey annimmt, vereinbaren; oder bestimmter zu reden: der Sklavenstand trägt dazu bey, die

lasterhaften Neigungen, die dem Regier von Natur eigen sind, vollends zu entwickeln. Er ist oder wird unbeständig, lügnereisch, treulos und unfähig jeder Anhänglichkeit. Wenn man ihn auch gleich dem Stande der Trägheit und Unwissenheit entreißt, und sich seiner zu Verrichtungen bedienet, die seinem Herrn, und nicht selten ihm selbst, einen wesentlichen Nutzen gewähren, so läßt sich dennoch unmöglich mit Gewißheit entscheiden, welches Gefühl in seiner Seele die Oberhand habe; ob Verdruß über die Unterbrechung seiner ehemaligen Indolenz; oder Freude über den Besitz seines Vermögens und über die Bekanntschaft mit Lebensgenüssen; wovon er in seiner vormaligen Lage gar keinen Begriff hatte. Er mag von einem menschenfreundlichen Oberherrn noch so gut behandelt, oder von einem hartherzigen und geldgierigen noch so arg tyrannisiert werden, so wird man doch in seinen Gesichtszügen nicht die mindeste Veränderung bemerken; sondern er wird sich vielmehr in beyden, einander ganz entgegengesetzten, Fällen, dem äußern Ansehn nach, völlig gleichgültig verhalten. Da er seine wahren Gesinnungen sorgfältig verheelt, oder vielmehr im höchsten Grad unempfindlich, gleichgültig und sorglos ist, so fällt es ihm eben so wenig ein, gegen seinen Tyrannen jene Merkmale des Unwillens und des concentrirten Schmerzes zu äußern, die denselben vielleicht zur Vernußt bringen und bewegen würden wieder in sich zu gehen, als einem gütigen und menschenliebenden Oberherrn jene dankbare Zufriedenheit zu bezeigen, die zum Beweis dienen könnte, daß er von dessen Wohlthaten gerührt sey,

und die derselbe für die süßeste Belohnung halten würde, die ihm dafür zu Theil werden könnte. Das ist das höchste Gut
 Indes ist ihm ein gewisser Hang eigen, der aus allen seinen Handlungen hervorleuchtet, und den er nicht im geringsten zu verhehlen sucht; nämlich: ein unüberwindlicher Abscheu vor jeder Art von Arbeit. Da er weder den Stolz noch die Leidenschaften dessen besitzt, der ihm den Zwang auflegt, sich damit zu beschäftigen, so strebt er nur nach Ruhe und Gemächlichkeit. Nachahmungstrieb und Pflichterinnerung regen sich selten in ihm. Die Furcht und Zwang sind die einzigen Triebfedern, wodurch er bewogen werden kann Beschäftigungen vorzunehmen, gegen die er den größten Widerwillen hegt, und wovon er sich so geschwind wieder loszumachen sucht, als es nach Beschaffenheit der Umstände nur immer geschehen kann. Die Dankbarkeit, oder innere Ueberzeugung, daß dergleichen Arbeiten auf die Beförderung seines wahren Wohls abzwecken, sind schlechterdings nicht vermögend in dieser Rücksicht ihm bessere Gefinnungen einzuslößen. Der Neger ist nie glücklicher, als wenn er nichts thun darf, und selten oder nie wird er die Gelegenheit unbenuzt lassen, die Nachsicht eines gütigen Obern mehr oder weniger zu mißbrauchen, um jener Glückseligkeit theilhaftig zu werden; so wie er hingegen unter der Aufsicht eines Despoten alle seine Obliegenheiten pünktlich erfüllt. Es ist eine sonderbare, aber sehr gegründete Beobachtung, die ich zum öftern machte, daß Arbeiter, die sich in den kläglichsten Umständen befanden, und so zu sagen fast ganz von Mangel und Elend entkräftet

waren, ihr Tagewerk viel besser besorgten, als andere, an welchen man alle Merkmale des Wohlstandes und einer guten Behandlung wahrnahm. So ist der Widerspruch beschaffen, welchen man, nicht ohne Befremden, im Charakter des Negersklaven überhaupt bemerkt. Er ist und bleibt ungerührt, es mag ihm wohl oder übel gehen; seine moralische Gefühllosigkeit wird dem Anschein nach nicht im geringsten unterbrochen, weder durch Güte noch Strenge. Diese auffallende Singularität befremdet aber nur so lange, als man nicht zu der Quelle derselben zurückgeht, und die Entdeckung macht, daß der Grund davon in der moralischen Indolenz und in den Vorurtheilen des Regers zu suchen ist. Er betrachtet nun einmal die ganze Volksclasse, welche über ihn zu gebieten hat, aus einem und eben demselben Gesichtspunkte, gleichviel ob er unter ihrer Herrschaft glücklich oder unglücklich ist. Steht er unter der Botmäßigkeit eines Herrn, dessen Strenge er fürchtet, so ist er thätig und arbeitsam; hat er es hingegen mit einem gutmüthigen oder schwachköpfigen Vorgesetzten zu thun, so betrügt er sich äußerst nachlässig und undankbar, und sucht ihn auf alle mögliche Art zu hintergehen; denn er ist in seinen Augen doch weiter nichts, als ein Mitglied jener Menschengattung, die er haßt und verabscheuet, oder, welches eben so viel sagen will, ein Weiser. Dieses tief eingewurzelte Vorurtheil, welches aus dem ganzen Betragen selbst der folgсамsten Regern hervorleuchtet, dienet gewöhnlich zum Vorwand, jene Vorurtheile zu rechtfertigen, von welchen die

Europäer fast durchgehends gegen sie eingenommen sind; wenigstens hat es die nachtheilige Folge, daß sich eine große Anzahl Sklaveneigenthümer das Wohl oder Weh dieser Menschen gar nicht mehr zu Herzen nehmen, andere hingegen sie mit der größten Härte behandeln.

Als der Neger noch Sklav war, verabscheute er, wie gesagt, alles was Arbeit hieß. Nachdem er das Joch, womit er belastet war, zerbrochen hatte, bestand der erste Gebrauch, welchen er von seiner Freyheit machte, darin, daß er alles, was nur die entfernteste Veranlassung geben konnte ihn wieder zur Arbeit anzuhalten, von grundaus vernichtete. Wenn er demnach mordete, so hatte er hiebey die Absicht, sich alle diejenigen vom Halse zu schaffen, die ihm ehemals sein Tagewerk zutheilten; wenn er alles in Brand steckte, so geschah es hauptsächlich deswegen, um alles mit Stumpf und Stiel auszurotten, was nur den allergeringsten Vorwand darbieten könnte, ihm je wieder neue Arbeiten aufzubürden.

Ist es unter diesen Umständen wohl denkbar, dergleichen Menschen durch gültliche Mittel zu gestitteten Staatsbürgern zu bilden?

Die Cariben zu St. Vincent.

Unweit dieser Insel verunglückte vor Zeiten ein Schiff, welches eine beträchtliche Ladung Negerklaven an

Bord hatte, die nach den Colonien gebracht werden sollten. Ein Theil dieser Leute rettete sich ans Land, und wurde von dessen Bewohnern, den ursprünglichen Caraißen, un-
gemein gut aufgenommen. Aus ihrer wechselseitigen Be-
gattung, entstand nach und nach die vermischte Volksraße,
welche diese Insel noch bis auf den heutigen Tag im Besiß
hat. In der Folge legten zwar die Europäer verschiedene
Niederlassungen daselbst an; allein jene neidischen streitsüch-
tigen Menschen setzten ihnen dergestalt zu, daß sie sich
mehrmals genöthigt sahen, Kriegstruppen aus Europa
kommen zu lassen, um sich gegen dieselben zu vertheidigen,
und ihren furchtbaren Anfällen Einhalt zu thun. Nur
mit vieler Mühe gelang es ihnen endlich, sich im ungestör-
ten Besißstande des Landstrichs zu erhalten, der ihnen von
jenen Insulanern durch erzwungene Verträge überlassen
worden war. Indes konnten sie es, ungeachtet aller an-
gewandten Schmeicheleyen, nie dahin bringen, ihnen ihr
menschenfeindliches Mißtrauen zu benehmen, noch weniger
sie von ihrer Lebensweise durch den Anblick europäischer
Reichtümer und Lebensgenüsse abwendig zu machen. Sie
bezeigten zwar über dergleichen Dinge ihr Wohlgefallen,
gaben aber zugleich zu verstehen, daß ihnen dieselben viel
zu theuer erkaufte schienen, wenn sie dafür auf ihre Landes-
gebräuche Verzicht thun, und besonders einer geschäftlosen
Lebensart entsagen sollten, die ihre ganze Glückseligkeit
ausmacht. Kurz, diese ganz für sich lebende Wilden
sind noch heutiges Tages die nämlichen Menschen, die sie
vor hundert Jahren waren. Doch nein! Ich irre.

Die Bekanntschaft mit den Europäern hat Räuber,
Spitzbuben und Trunkenbolde unter ihnen erzeugt

8.

Präsumtive Folgen der Negerfreyheit.

Vermöge des Decrets vom sechzehnten Pluviose
(1794 alten Stils) wurden die sämmtlichen Afrikaner,
welche, so lange sie im Sklavenstande lebten, diejenige
Volksklasse zu St. Domingo ausmachten, die den Feld-
bau zu besorgen hatte, für freye Leute erklärt; wiewohl
man, bestimmter zu reden, eigentlich nur dasjenige bestä-
tigte, was die beyden dort befindlichen Civilcommissarien
aus eigener Autorität angeordnet hatten. Da man diesen
Menschen alle Rechte französischer Bürger zugestanden
hat, so versteht sich von selbst, daß ihre Freyheit uneinge-
schränkt ist. Demungeachtet will man behaupten, daß
diese neugebackenen Republikaner sich nach wie vor mit dem
Feldbau beschäftigen, und der Colonie zu St. Domingo
vermittelst ihres Fleißes und ihrer Thätigkeit wieder zu
vorigem Glanze und Ansehen verhelfen würden. Wie in
aller Welt soll man sich diesen Widerspruch erklären? Ent-
weder ist die Freyheit jener Neger völlig uneingeschränkt,
oder sie findet nur unter gewissen Bedingungen statt. Im
erstern Fall sehe ich nicht ein, wie man sich das Recht an-
maßen kann, und wie man es anzufangen gedenke, Leute
zur Arbeit anzuhalten, die, wie ich bereits weiter oben
dargethan habe, sich schlechterdings nicht, weder aus

Neigung noch aus Bedürfniß dazu bequemen wollen. Sollte man aber, welches jedoch eben so ungerecht seyn würde, als es unwahrscheinlich ist, ihre Freyheit unter dem Vorwande einschränken wollen, daß jeder neue Bürger darauf bedacht seyn müsse, sowohl der Colonie als dem Mutterlande Nutzen zu verschaffen, so behaupte ich geradezu, daß diese sonderbare Einrichtung dem Geiste der Freyheit offenbar widerstreite, und daß dieselbe weiter nichts als ein leeres Hirngespinnst seyn würde, wenn man freyen Menschen den Zwang auflegen wollte, ganz gegen ihren Willen und ihre Neigungen zu handeln. In dieser letztern Voraussetzung lohnte es sich fürwahr nicht der Mühe, so schreckliche Auftritte zu veranlassen, und die Leute, welche dieselben bewirkten, noch überdies mit Beyfallsbezeugungen und Lobsprüchen zu überhäufen. Knechtschaft gegen Knechtschaft gerechnet, hätte man gewiß besser gethan, wenn man die alte Einrichtung beybehalten, die vorhandenen Mißbräuche abgestellt, und der willkürlichen Gewalt durch weise Gesetze vorgebeugt hätte, als daß man nach Verübung so mannichfaltiger Greuel wieder zu dem Beschluß zurückkehrte, eine Verfassung einzuführen, die von der ehemaligen fast gar nicht verschieden ist, durch Aufopferung großer, zum Theil unschätzbarer Vortheile erkauft wurde, und wahrscheinlich nicht den allergeringsten Ersatz dafür gewähren wird.

Ich halte mich hier an die Voraussetzung, daß man den Bewohnern der Colonie, vermöge der neuen Colonialverfassung, die Arbeitsamkeit zur Pflicht machen werde,

und gründe diese Vermuthung theils auf die Gesinnungen, welche das französische Gouvernement zu erkennen gegeben hat, theils auf die Instructionen, welche den Volksrepräsentanten, die nach St. Domingo bestimmt waren, aber der letztern Vorfälle wegen nicht dahin abgehen konnten, vermittelst eines vom Nationalconvent erlassenen Decretes ertheilt worden sind. Einer von diesen Leuten versicherte mich, er sey fest entschlossen, jeden Colonisten, der nicht arbeiten und dadurch zu Beförderung des allgemeinen Wohls beytragen werde, ohne Gnade und Barmherzigkeit deportiren zu lassen, gleich viel übrigens, ob er schwarz, weiß, oder gelb aussähe. Bey einer andern Gelegenheit, wo von dieser wichtigen Sendung die Rede war, berief sich dieser nämliche Repräsentant auf den Umstand, daß diejenigen, welche dazu ausersehen wären, sich an das Decret vom sechzehnten Plaviose halten müßten, und in keinem Punkte davon abweichen dürften. Wenn dieß der Inhalt ihrer Vollmachten war, so läßt sich nichts anders daraus schließen, als daß man jenes Decret, worin doch den Negern der volle Genuß uneingeschränkter Freyheit zugesichert wurde, wieder zu modificiren suchte, und mit dem Vorhaben umging, sie von neuem zur Arbeit anzuhalten. Man schien nicht einmal die Möglichkeit bevorstehender Schwierigkeiten zu ahnen, sondern ging vielmehr völlig so zu Werke, als wenn man schon im voraus überzeugt wäre, daß alle und jede in Freyheit gesetzte Neger auf den ersten Zuruf jener Civilcommissarien die nämlichen Arbeiten, welche sie als Sklaven verrichten mußten, in Ruhe und Frie-

de wieder fortsetzen würden, und mithin die Reorganisation der Colonie so zu sagen von selbst erfolgen werde. Was hatte man denn aber für Gründe, dieß zu glauben? Welche Veranstaltungen hatte man denn getroffen, jene Thiermenschen auf eine so wichtige Veränderung vorzubereiten, und ihnen die Willfährigkeit zuzutrauen, welche dergleichen übertriebene Hoffnungen voraussetzten? Wie war es nur möglich, daß man sich den Uebergang aus dem Zustande der Anarchie und des Faustrechts in einen Zustand der Ruhe und bürgerlichen Ordnung als eine so leichte Sache vorstellen konnte? Da es so schwer hielt, dem französischen Volke eine dauerhafte Constitution zu geben, und da dieselbe, ungeachtet dessen Gesetzgeber dasselbe täglich vor Augen haben, und mit seinem Charakter auf das genaueste bekannt sind, zweymal wieder umgeschmolzen wurde, so hätte man um so mehr Bedacht darauf nehmen sollen, diese Erfahrung auf jene Halbwilden anzuwenden, die unter einem so weit entfernten Himmelsstrich leben, und ihrem Charakter zufolge einem ähnlichen Unternehmen eben so viel moralische als physische Hindernisse in den Weg legen.

Arbeit soll demnach, wie gesagt, die Grundlage der neuen Colonialverfassung seyn, und kraft dieses Prinzips, vermittelst dieser ersten und wesentlichen Bedingung, schmeichelt man sich, St. Domingo nicht nur wieder in Aufnahme zu bringen, sondern auch hauptsächlich seinen Einfluß auf das allgemeine Wohl der französischen Nation wieder herzustellen. Wenigstens scheint es, als ob dieß der Endzweck

zweck jener Anordnung sey. Ehedem arbeitete der Neger unter der Aufsicht des Weissen, welcher sich eine Gewalt über ihn anmaßte, die auf dem Eigenthumsrechte beruhte; jener war also diesem aus Zwang unterworfen, und wenn sein Gebieter ihn auch noch so schonend behandelte, so konnte man doch immer für bekannt annehmen, daß er wider Willen arbeite. Jetzt, da man beyde auf gleichen Fuß gesetzt, und jede Art von Subordination abgeschafft hat, schmeichelt man sich gleichwohl diesen nämlichen Zustand der Dinge beyzubehalten, und hofft, der Neger werde seine Arbeiten nach wie vor unter der Aufsicht des weissen Colonisten fortsetzen, wenn man hiebey nur gewisse Bedingungen zum Grunde lege, wodurch ihr beyderseitiges Interesse im Gleichgewicht erhalten werde. Allein man vergißt, daß hier gar nicht die Rede von Beybehaltung einer schon bestehenden Verfassung seyn kann, sondern daß vielmehr alles darauf ankömmt, eine Ordnung der Dinge wieder einzuführen, die gar nicht mehr existirt. Denn, sind etwa die schrecklichen Ereignisse, welche jede Spur derselben vernichtet haben, nicht allgemein bekannt? Doch wir wollen unsere Betrachtungen über die neue Organisation ungestört fortsetzen.

Nachdem man fast alle Colonisten von der Erde vertilgt, und die wenigen, welche noch übrig geblieben sind, dem Haß, der Verfolgung und Proscription preis gegeben hat, scheint es, als wenn man ihnen nunmehr aus ganz besonderer Gnade das Eigenthumsrecht über jene Länderreien zugestehen wolle, die ihnen ehedem ohnehin zugehör-

Zweyter Theil.

£

ten, und über Werkstätten, die, nach der Ermordung oder Verbannung ihrer vormaligen Besitzer, der Fiscus an sich gerissen hat. Ungeachtet alles dessen, was sich zu St. Domingo ereignete, unterhält man dennoch die Hoffnung, daß die Colonisten wieder zu ihren Wohnplätzen zurückkehren, daß, sobald nur das Vaterland seine Stimme hören läßt, Furcht und Schrecken verschwinden, daß die Schwarzen und Weissen allen Haß, welcher sie zeither gegen einander erbitterte, gänzlich ablegen, hinführo in der schönsten Harmonie leben, und blos zu Beförderung des allgemeinen Wohls mit einander wetteifern werden. Fürwahr ein herrliches Project, woran weiter nichts zu tadeln ist, als daß es blos in der Einbildung besteht!

Wie konnte man nur auf den Gedanken verfallen, daß Menschen, die durch Interesse und Neigung himmelsweit von einander verschieden sind, die sich bis auf den Tod hassen und verfolgen, und einander seit vier Jahren auf Anstiften der Intrigue und des Partheygeistes alles erstinnliche Herzeleid zufügen, daß, sage ich, solche Menschen auf einmal alle Feindschaft ablegen, alle Beleidigungen vergessen, und künftig in gutem Vernehmen mit einander stehen sollen? Welcher Weiße würde es wohl wagen, auf Gerathewohl und blos im Vertrauen auf jene glänzende Versprechungen, unter den Mördern seiner Landsleute, wohl gar seiner Gattin und Kinder, sich niederzulassen? Würden sie nicht immer in Versuchung gerathen, jene Greuelthaten, wo nicht öffentlich, doch wenigstens in Geheim an ihren Feinden zu rächen? Wie würden sich die

Neger geberden, wenn sie vielleicht manche ihrer ehemaligen Gebieter wieder an ihrer Spitze sähen, Menschen, die zu einer Volksrasse gehören, welche sie von jeher verabscheuten, und bey deren Anblick sie sich nicht nur der vorigen Sklaverey erinnern, sondern auch jederzeit befürchten würden, sich wieder von neuem in dieselbe versetzt zu sehen? Wie sollten sie sich endlich mit jenen Obren wieder ausöhnen, welche man ihnen als die verabscheuungswürdigsten Tyrannen schilderte, die sammt und sonders von der Erde vertilgt werden müßten, wenn anders die Neger das schreckliche Schicksal vermeiden wollten, über kurz oder lang ihrer Rachgier aufgeopfert zu werden? Wenn hiernächst der moralische Erfahrungssatz seine Wichtigkeit hat, daß sich der Mensch nur nach und nach an die Vorstellung und Vollbringung des Lasters gewöhnt; so ist gewiß auf der Welt nichts schwerer zu bewerkstelligen, als jene Barbaren, deren Grimm und Blutgier während einer ununterbrochenen Reihe von Verbrechen jeder Art den höchsten Grad erreicht hat, auf einmal von ihrer Rachlosigkeit zu entwöhnen, sie in friedliebende arbeitsame Bürger zu verwandeln, und ihnen Gefühl für Tugenden beizubringen, die man selbst in den civilisirtesten Staaten nur selten beysammen findet.

Nein, ich bin fest überzeugt, daß diesem Hass, diesem unüberwindlichen Widerwillen, welchen die Weißen und Neger gegen einander hegen, auf keine andere Art Einhalt geschehen kann, als wenn man sie mit einer eisernen Ruthe regiert, wenn sie einem strengen, fest entschlossener

und unerschütterlichen Gouvernement subordinirt werden, das keiner von beyden Partheyen durch die Finger sehen, sondern unaufhörlich darauf bedacht seyn müßte, den Ausbrüchen ihrer Leidenschaften durch die zweckmäßigsten Anstalten vorzubeugen. Hier hat man es nicht etwa mit einem lenksamen Volke zu thun, dem damit gedienet ist, sich zum Guten leiten zu lassen; im Gegentheil kömmt es vielmehr darauf an, Menschen, die während einer langwierigen Anarchie ihre vormaligen Beschäftigungen und Obliegenheiten gänzlich vergessen haben, wieder unter das heilsame Joch der Gesetze zu beugen, und in nützliche Staatsbürger zu verwandeln; Menschen, die aller nur erdenklichen Laster und Verbrechen fähig sind; deren Verstand durch die unausgesetzten Bemühungen boshafter Unruhstifter ganz in Verwirrung gerathen ist; die nicht mehr, wie sonst, durch die Gewalt der Meynung im Zaum gehalten werden können, sondern durch verkehrte Grundsätze zur hartnäckigsten Widerspenstigkeit verleitet werden; kurz Menschen, die für das Glück, welches man ihnen zuwenden will, ganz und gar kein Gefühl haben, und nur durch die strengsten Zwangsmittel wieder zur Ordnung gebracht werden können.

9.

Ueber den Feldbau zu St. Domingo.

Der Feldbau besteht in der dertigen Colonie aus drey Hauptzweigen; nämlich aus dem Anbau des Zuckerrohrs, der Indigopflanze und des Kaffeebaumes. Die zwey zu-

erst genannten Producte wurden in ebenen Gegenden gezogen, und erfordern beyde, besonders aber der Indigo, welcher sehr zarter Natur ist, eine ganz außerordentliche Sorgfalt, Wartung und Pflege, die nie unterbrochen noch weniger verabsäumt werden darf, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, die Früchte langwieriger Arbeit in einem einzigen Augenblick zu verlieren. Die Verfertigung des Zuckers setzt ein sehr complicirtes Verfahren, und eine Menge Verrichtungen voraus, die vormalis bey der größten Anstrengung der Arbeiter, und der sorgfältigsten Wachsamkeit der Aufseher, kaum bestritten werden konnten. Wie sollte man dermalen im Stande seyn, dergleichen Fabriken zu errichten, da die Colonie in die tiefste Armuth versunken und völlig desorganist ist? Gegen einen einzigen arbeitsamen Neger, der sich allenfalls dazu verstehen möchte das Zuckerrohr anzupflanzen, und für dessen Wartung zu sorgen, würden sich wenigstens zwanzig andere finden, die, sobald der Saft hineingetreten wäre, (nach welchem sie außerordentlich lüftern find), dasselbe versthohlnerweise abschneiden und fortschleppen würden. Gesezt aber auch dieß geschähe nicht, so würde doch das Vieh, (wenn es anders noch dergleichen dort giebt, oder je wieder geben sollte), welches man nach dortigem Landesgebrauch bey Tag und Nacht auf freyem Felde herumlaufen läßt, die Hecken und Zäune durchbrechen, die ehedem mit der größten Sorgfalt bewacht wurden; eine Vorsicht, welche man jetzt, aus Mangel an Menschen, unterlassen müßte. Ich weiß zwar wohl, daß man diesen Mangel

an Arbeitern durch Einführung des Pflugschaars in der Folge gewissermaßen zu ersetzen hofft; ist es aber wohl zu vermüthen, daß man in einem so wohlhabenden Lande, dessen ganze Wohlfart auf der Verbesserung des Feldbaues beruhte, diese Methode nicht längst gekannt haben sollte? Allerdings ist es mehr als wahrscheinlich, daß die dortigen Colonisten dergleichen Versuche machten, die aber entweder unnütz, oder wohl gar schädlich waren, so daß sie es bey der hergebrachten ganz einfachen Verfahrungsart bewenden ließen, die um so schneller von statten ging; da, wie das Sprüchwort zu sagen pflegt, viele Hände kurze Arbeit machen.

Es ist freylich nicht zu läugnen, daß der Pflug in flachen, tiefliegenden und feuchten Gegenden, oder an solchen Stellen, wo man den Mangel an Regen durch das erkünstelte Hülfsmittel der Bewässerung ersetzen kann, allerdings gute Dienste leisten würde; ganz anders verhält es sich aber mit hochliegenden, dürren und sandigen Ebenen, wo man, aus Besorgniß das Erdreich auszutrocknen, sich nicht einmal getrauet, die Stoppeln zu verbrennen, die nach dem Abschneiden des Zuckerrohres stehen bleiben, und deren Asche einen ganz vortreflichen Dünger giebt. Dort würde das Pflügen unfehlbar die Folge haben, daß die brennend heißen Sonnenstrahlen aus dem umgewählten Erdreiche, das ohnehin sehr morsch ist und leicht aus einander fällt, die wenige Feuchtigkeit an sich zögen, welche man, ungeachtet der enormen Hitze, überall in einer gewissen Tiefe antrifft, und wodurch die Pflanze Leben und

Wachsthum erhält. Wenn aber auch gleich der Nutzen dieser Verfahrungsart eben so erwiesen wäre, wie ihre Ausführbarkeit; wenn sie auch wirklich für den Mangel an Feldarbeitern einen hinlänglichen Ersatz gewährte: so würde sie sich doch nur allenfalls auf die Zuckerkelder anwenden lassen; denn der Indigo erfordert eine ganz andere Behandlung, wobey unter andern eine gewisse Symmetrie beobachtet werden muß, die diejenige, welche man in unsern Kunstgärten wahrnimmt, wo nicht übertrifft, doch wenigstens ihr gleichkömmt. Noch weniger würde man sich ihrer auf jenen unweit der See liegenden Hügeln und Anhöhen bedienen können, die zwar ganz vortreflich angebauet waren, wo aber das steinigste und abschüssige Terrain den Pflanzler bisweilen in die Nothwendigkeit setzte, sich mit Händen und Füßen anzuklammern, und wo die Plantagen von Zeit zu Zeit ganz von neuem angelegt werden müssen; welches in den Ebenen nicht der Fall ist.

Hier auf diesen Hügeln war es, wo ehemals der köstliche Kaffeebaum angepflanzt wurde, von dessen allgemein beliebter Frucht man in den legt verfloffenen Jahren achtzig Millionen Pfund einsammelte; ein Quantum, womit man nicht nur Frankreich, sondern fast ganz Europa versorgen könnte, wo der Handel mit dieser Waare in eben dem Verhältniß zuzunehmen schien, je gesegneteter die Aertzen ausfielen. Leider hat aber dieser Theil des Feldbaues und der Handlung durch die schrecklichen Ereignisse auf St. Domingo so sehr gelitten, daß man beynah die Hoffnung aufgeben muß, denselben je wieder in Aufnahme zu brin-

gen. Der Kaffeebaum ist ein Gewächs von sehr zarter Beschaffenheit, das höchstens zwanzig, bisweilen aber kaum sechs Jahr alt wird, je nachdem es in einem guten oder schlechten Boden steht. Es erfordert die sorgfältigste Wartung und Pflege, so daß man es fast nie aus der Acht lassen darf. Das geringste Grasshälmchen, welches sich in der Nähe seiner Wurzel festsetzt, benimmt ihm seine Nahrung und macht daß er abstirbt. Er wächst so lange als er Zweige treiben kann, und verwelkt, wenn er dieß nicht mehr vermag. Dieser zwar schwache aber äußerst gefräßige Baum, saugt das Erdreich, welches ihn ernährt, ganz außerordentlich aus; da nun dasselbe durch das häufige Jäten, welches er nothwendig macht, seiner salzichten Theile beraubt wird, so darf nur noch etwa ein heftiger Regenguß dazu kommen, und seine ganze Fruchtbarkeit ist unwiederbringlich verloren.

Die Kriegsunruhen zu St. Domingo zogen unter andern die traurige Folge nach sich, daß diese einträglichen Pflanzungen fast durchgehends vernachlässigt wurden. Gleich nach dem Ausbruch derselben nahmen die Arbeiten darin immer mehr und mehr ab, so daß die herrlichen Kaffeeplantagen zu Dondon, Marmelade, Grande Riviere, Plaisance, Borgne und Limbé, schon seit länger als zwey Jahren ganz ausgestorben sind, und dem Auge weiter nichts als Ruinen und mit Unkraut bewachsene Haiden darstellen. Alle diese Gefilde sind in der Folge zu nichts mehr zu gebrauchen, und die vortheilhafteste Voraussagung, welche man allenfalls annehmen kann, ist diese,

daß der Colonist, wenn er sich je wieder dazu versetzen müßte, neue Pflanzungen anzulegen, sein Augenmerk auf einige spärlich mit Holz bewachsene Plätze richten werde, deren Bearbeitung er zur Zeit seines Wohlstandes nicht der Mühe werth achtete.

Welchen Vortheil kann man sich nun aber von diesem allen versprechen? Gesezt auch, es gelänge diesem oder jenem Pflanzler wirklich, die annoch vorhandenen Ueberbleibsel zusammen zu stoppeln und einige Plantagen anzulegen; wo soll er Muth und Geduld genug hernehmen, die Hindernisse zu überwinden, welche mit deren Bearbeitung verbunden sind? Da es ihm an den benötigten Hülfsmitteln und besonders an Lastthieren gebricht; da die Heerstraßen theils durch Regengüsse, theils aus Mangel an gehöriger Ausbesserung, von grundaus verdorben sind: so würde es ihm schlechterdings nicht möglich seyn, seine Erzeugnisse wie vormals sechs bis sieben oder acht Stunden weit von einem Orte zum andern zu schaffen. Wenn nun aber auch die Pflanzler nach und nach wieder in jene Lage versetzt würden, worin sich ihre ersten Vorfahren befanden, hiernächst aber weder im Lande selbst die nämlichen Hülfsmittel bey der Hand hätten, noch die Hoffnung eines glüklichen Erfolgs vor sich sähen, so würde doch sowohl der Zuckerfabrikant als auch der Kaffee- und Indigo-Händler, nach Ueberwindung unbeschreiblicher Schwierigkeiten und im Schweiß seines Angesichts, dem Handel weiter nichts anbieten können, als mittelmäßige Produkte, die bey weitem nicht zureichend seyn würden, seine Erwartun-

gen zu befriedigen und seine Speculationen zu erweitern. Demzufolge würden die Schiffer, mit welchen die Colonisten in Verhältnissen stehen, sehr viele Mühe anwenden müssen, ihre Waaren abzusetzen, und noch größere, statt derselben eine neue Ladung an Bord zu bekommen; mithin würden sie sich in den Seehäfen der Colonie nur in geringer Anzahl einfänden und vielleicht in der Folge ganz wegbleiben. An ihrer Stelle werden sodann Anglo-Amerikaner erscheinen, die sich, ihrer kleinen Fahrzeuge und unbedrächtlichen Ladungen wegen, bloß auf den Handel mit St. Domingo einschränken müssen, der aber bloß darin bestehen wird, daß sie Holz, Mehl, geräuchert Fleisch, vielleicht auch einige rohe und eben darum wohlfeile Waarenartikel gegen die Erzeugnisse der Colonisten vertauschen, welche letztern um so mehr zu bedauern sind, da sie nach Maaßgabe ihrer verminderten Bedürfnisse keine andere Waaren nöthig haben. Wahrscheinlich könnte sich auch der Fall ereignen, daß jene verödeten und von allem Nationalhandel entblößten Rheden wieder, wie in den ersten Zeiten der Colonie, von Schleichhändlern aus den umliegenden Inseln besucht würden, die unter fremder Herrschaft stehen. Da nun diese Leute keinen sonderlichen Kostenaufwand zu machen brauchen, mithin ihre Waaren viel wohlfeiler als andere loszuschlagen können, so würden sie den Colonisten, allem Vermuthen nach, ansehnliche Vortheile gewähren, und eben dadurch dem Mutterlande die wenigen Hülfsmittel, welche ihm zeither aus jenen Gegenden zuströmen, vollends entziehen. Da es nun schlechterdings

nicht möglich seyn würde, dergleichen Schleichhändler von jenen Küsten zu entfernen, so fällt von selbst in die Augen, daß die Bande, welche Frankreich und seine Colonien durch wechselseitiges Interesse an einander knüpften, in der Folge gänzlich aufgelöst werden und zerfallen müssen.

10.

Ehemalige Besitzungen der Spanier in St. Domingo.

Spanien hat bekanntlich seinen Antheil von St. Domingo im letztern Friedensschluß der französischen Republik überlassen. Es ist leicht zu erachten, daß die Aufopferung jenes Territoriums einer Nation schmerzlich wehthun mußte, die es sich von jeher zum Gesetz gemacht hatte, ihren Feinden nicht das kleinste Stückchen Land abzutreten, und die in frühern Zeiten durch die Eroberung von St. Domingo den Grund zu ihrem nachherigen Ruhm und zu der Obergewalt legte, welche sie durch ihre Siege in Amerika erlangte. Frankreichs dormalige Beherrscher geben sich das Ansehen, als ob sie durch diese Acquisition nicht nur für den ungeheuern Kostenaufwand, welchen der Krieg mit Spanien zur unvermeidlichen Nothwendigkeit machte, sondern auch für die eroberten Länder, die sie dieser Macht zurückgaben, hinlänglich entschädigt wären. Ja, man behauptete dieß so dreust und zuversichtlich, daß man sogar jenen Theil von St. Domingo namentlich auf die Liste der Nationalgüter setzte, die den Assignaten zum Unterpfand dienen sollten.

Ich habe keinesweges die Absicht, den Werth jener Eroberung nur im mindesten herabsetzen zu wollen, sondern werde mich hier bloß darauf einschränken, einige allgemeine Bemerkungen darüber anzustellen, und zwar als ein Mann, der jeden Theil dieses neu acquirirten Landes in Augenschein nahm, und über die Vortheile, welche aus dessen Besitz für Frankreich entspringen könnten, lange zuvor nachdachte, ehe man nur auf die entfernteste Art vermuthen konnte, daß es dieser Macht je zufallen würde.

Der spanische Theil von St. Domingo enthält bey nahe drey Fünftheile von dem Umfange dieser Insel. Er ist in seinem Innern weder bevölkert noch angebauet. Die Spanier haben zwar in der Gegend von Santo Domingo, und sonst noch hier und da, verschiedene Niederlassungen und Manufakturen angelegt; aber im Ganzen betrachtet sind ihre Besitzungen, sowohl was die Bevölkerung als auch die Landescultur anbelangt, noch sehr weit zurück, besonders wenn man sie mit jenen der Franzosen vergleicht. Beyde Territorien sind vermittlest einer ziemlich irregulären Gränzlinie von einander getrennt, die in Norden bey dem Fluß Massacre unweit Fort Dauphin beginnt, und in Süden bey der Bucht Neybe sich endigt. Eine kleine Anzahl spanischer Colonisten hat sich zwar durch ihre Verhältnisse mit den Franzosen bewogen gefunden, sich auf der Gränze niederzulassen, wo sie den Fleiß und Wohlstand jenes betriebssamen Volks täglich vor Augen haben und folglich zum Wettstreit angefeuert werden; übrigens aber sind ihre an der See liegenden Anhöhen noch immer mit ur-

alten Wäldern bedeckt, und ihre ebenen Gefilde und Thalgegenden bringen weder Baumwolle noch Zucker oder Indigo hervor, sondern stellen dem Auge unübersehbare Haiden dar, wo zahllose Heerden, die aus Pferden und Hornvieh bestehen, ihre Nahrung suchen. Von der Fruchtbarkeit des dortigen Erdbodens, den noch nie weder Hacke noch Spaten berührte, versprachen sich die Einwohner zu St. Domingo ganz außerordentliche Dinge. Es kann seyn, daß diese Vermuthung in Rücksicht desjenigen Landstrichs, welcher an der See liegt, gegründet ist; was aber die innern Gegenden anbetrifft, so werden diese theils wegen ihrer allzu großen Entfernung vom Meer, theils wegen Mangel an Wasser und wegen der Schwierigkeit brauchbare Landstraßen dafelbst anzulegen, wohl jederzeit eine nahrungstose und unwirhbare Wüste bleiben.

Wenn man die reichen Eigenthümer der Viehstücken (harrtes) und der wenigen Niederlassungen bey Santo Domingo abrechnet, so kann man von allen übrigen Einwohnern mit Wahrheit sagen, daß sie sich in sehr mittelmäßigen Glücksumständen befinden, und fast auf eben den Fuß leben, wie unsere freye Meger. Sie haben nicht die geringste Aehnlichkeit mehr mit jenen blutdürstigen geldgierigen Spaniern, welche sich dieses Landes hauptsächlich wegen seiner Bergwerke bemächtigten, und es von Einwohnern entblösten. Ihr Unvermögen, die Unmöglichkeit jene Minengänge ferner zu bearbeiten, und der Einfluß des Clima, haben nach und nach ihrer Habsucht Einhalt gethan, so daß sie heutiges Tages entweder von der Vieh-

zucht leben, oder sich in diesem weitschichten Lande hie und da als einzelne Colonisten angesiedelt haben, die sich nebst ihren Familien, und einer kleinen Anzahl Sklaven, von ihrer Hände Arbeit nähren. Da dergleichen Beschäftigungen eben mit keiner sonderlichen Mühe verbunden sind, so bleibt sowohl ihnen selbst, als auch ihren Diensthöten, Zeit genug übrig, ihren angeborenen Hang zum Müßiggang zu befriedigen. Sie behandeln diese letztern mit einer Nachsicht und Schonung, die, wenn man sie mit der Unmenschlichkeit ihrer Vorfahren vergleicht, in der That einen seltsamen Contrast macht. Sie gehen zum öftern auf die Jagd, um wilde Tauben und anderes Geflügel zu erlegen, woran dieses Land einen großen Ueberfluß hat; ingleichen auch Perlhühner und Schweine, welche letztern zwar von der zahmen europäischen Rasse stammen, aber unter diesem gesegneten Himmelsstrich keiner besondern Wartung und Pflege bedürfen, sondern ungehindert in den Waldungen herumlaufen, folglich wild geworden sind, und sich auf eine unglaubliche Art vermehrt haben. Jene Beschäftigung dienet den Spaniern nicht etwa bloß zum Vergnügen, sondern ist vielmehr einer ihrer vornehmsten Nahrungsweige, weil sie dadurch in Stand gesetzt werden, eine ungeheure Quantität geräuchert Schweinefleisch (casso) und anderes wohlschmeckende Wildpret, im französischen Antheil von St. Domingo gegen Waaren zu vertauschen, welche sie schlechterdings nicht entbehren können.

Mehrmals hörte ich von dortigen Colonisten die Frage erörtern, welches von beyden wohl für Frankreich

am vortheilhaftesten seyn möchte: sich der ganzen Insel zu bemächtigen, oder Spanien im ruhigen Besitz seines Antheils zu lassen? Sachverständige Männer, die über diesen wichtigen Gegenstand nachgedacht hatten, erklärten sich immer für das Letztere. Ihr Raisonnement gründete sich auf folgende Erfahrungssätze:

Der französische Theil, sagten sie, wird zwar immer mehr und mehr angebauet (versteht sich zur Zeit seines größten Wohlstandes) und der Flor desselben vermehret sich von Tage zu Tage; doch hat er den höchsten Grad von Vollkommenheit noch lange nicht erreicht. Noch giebt es überall, und besonders in der südlichen Provinz, unermessliche Strecken des fruchtbarsten Landes, welche nicht von rechts wegen anbauen sollte, und die wirklich vorhandene Volksmenge beträgt kaum die Hälfte von dem, was sie nach Verhältniß des Umfangs und nach Beschaffenheit der angewandten Hülfsmittel seyn könnte. Wenn nun der Rationalhandel, ob er gleich, vermöge seines eigenthümlichen Interesse, und durch Beyhülfe der großen Unterstützungen welche ihm das Gouvernement angedeihen ließ, so stark als möglich getrieben wurde, kaum zureichend war, die Bedürfnisse der dortigen Einwohner zu befriedigen, und eine kaum bemerkbare Vermehrung ihrer Volkszahl zu bewirken, so würde man sich gewiß um so mehr getäuscht finden, wenn man ihn als Hülfsmittel betrachten wollte, eine ganz neue Besizung von ungleich größerm Umfange in Aufnahme zu bringen. Mithin würde dieselbe Frankreich und seiner dortigen Colonie nicht nur keine Vortheile ge-

währen, sondern beyden unfehlbar zur Last fallen. Unter andern würde diese neue Acquisition wahrscheinlich die Folge haben, daß eine Menge unserer Landarbeiter, in der Hoffnung dort einen fruchtbaren Boden anzutreffen, und folglich in kurzer Zeit ansehnliches Vermögen zu erwerben, ihren zeitherigen Wohnsitz verändern, und hiernächst alle Flüchtlinge aus dem französischen Antheil von St. Domingo daselbst eine sichere Zuflucht finden würden. So lange demnach in unsern dortigen Besitzungen noch Ländereyen vorhanden sind, welche urbar gemacht werden können, und zu Pflanzungen taugen; so lange die Bevölkerung noch nicht so stark angewachsen ist, als es die Beschaffenheit der Umstände nothwendig macht; so lange ihrer Industrie und dem Absatz ihrer Waaren keine neue Aussichten eröffnet werden; so lange wird jede Vergrößerung des Territoriums dem dortigen Handel und dem Mutterlande nicht nur keine Vortheile gewähren, sondern auch dem Interesse beyder äusserst nachtheilig seyn.

Auf der andern Seite dürfen wir den Umstand nicht aus der Acht lassen, daß die französischen Colonisten von jeher den spanischen einen großen Theil ihrer Subsistenz zu verdanken hatten; denn diese lieferten ihnen nicht nur alles zum Schlachten benötigte Rindvieh, sondern ließen ihnen auch eine große Anzahl Pferde und Maulesel verabfolgen, deren sie zum Feldbau und bey ihren Manufakturen bedurften. Hiernächst konnte man immer gewisse Rechnung darauf machen, in jenen Gegenden eine ungeheure Menge französischer Fabrikwaaren, auf die geschwindeste und vortheil-

theilhafteste Art abzugeben. Da nun dergleichen Waaren dort einmal wie das andere Mode blieben, und sogleich in klingender Münze bezahlt wurden, so diente dieser Verkehr zu einem trefflichen Hülfsmittel, den Umlauf des baaren Geldes, dessen man im Handel und Wandel bedurfte, und welches ausserdem durch die geheimen Veranstellungen der Nationalfranzosen zuverlässig ausser Landes geschafft worden wäre, wo nicht zu vermehren, doch wenigstens zu unterhalten.

Hey so bewandten Umständen würde es sehr überflüssig seyn, wenn ich mich über diese interessante Materie, die gewiß das ernstlichste Nachdenken verdient, noch umständlicher erklären wollte. Wenn es nun aber in einem Zeitpunkte, wo Frankreichs Macht aufs höchste gestiegen war, wo sein Handel, seine Industrie und seine Hülfquellen, zu Ausführung eines jeden Unternehmens, mehr als zureichend schienen, nach dem Urtheil sachverständiger Leute nicht rathsam war, mit einer schon an sich sehr wichtigen Befügung noch eine ganz neue in Verbindung zu setzen; wie könnte es sich wohl in seiner jetzigen Lage von einem unermesslichen Territorium einigen Nutzen versprechen, wo es sowohl an Arbeitern als auch an allen und jeden Hülfsmitteln fehlt, deren man zu Besorgung des Feldbaues unumgänglich benöthigt ist? Wozu, sage ich, könnte ihm dieß nützen, da man selbst diejenige Volksklasse, die durch ihren Einfluß am meisten dazu beytragen konnte, jenes Land nach und nach anzubauen, entweder ermordet oder rein ausgeplündert hat, und da die Anzahl der dortigen Einwohner

Zweyter Theil.

M

überhaupt durch alle Arten von Unglück und Elend so schrecklich vermindert worden ist?

In jenen glücklichen Zeiten, wo sich die Colonie zu St. Domingo im blühendsten Zustande befand, und selbst die Ländereyen am theuersten bezahlt wurden, kam die oberste Staatsgewalt nie auf den Einfall, die Grundstücke, deren Vertheilung von ihrer Willkühr abhing, zu einem Gegenstande speculativer Geldschneiderey zu machen. Im Gegentheil wurden sie denen, welche Lust dazu hatten, unentgeltlich überlassen, und man pflegte dem dießfalls geschlossenen Verträge keine andere Bedingung beyzufügen, als nur einige allgemeine Clauseln, die darauf abzweckten, den Feldbau in Aufnahme zu bringen. Weit entfernt, dem Colonisten ein Stück Erdreich um Geld zu verkaufen, suchte man ihn vielmehr auf alle nur erdenkliche Art zu ermuntern, den Ertrag desselben durch zweckmäßigen Anbau so viel möglich zu erhöhen; und wenn es mit dem zunehmenden Flor der Colonie in der einen Epoche langsamer vorstatten ging als in der andern, so kam dieß bloß davon her, daß jene Aufmunterungen, welche man in ältern Zeiten aus sehr weisen Absichten eingeführt hatte, entweder gänzlich vernachlässigt wurden, oder doch nicht hinlänglich waren. Um den gewagten Operationen, welche man sich in Betreff dieser Materie erlaubt hat, vollends die Krone aufzusetzen, fehlte nur noch der einzige Umstand, daß man, wie solches dormalen geschieht, jene Eroberung mit zu den ergiebigen Hülfquellen zählte, welche dem Credit der Na-

tion wieder aufhessen, und ihren Verpflichtungen zum Unterpand dienen sollen.

Wenn der spanische Theil von St. Domingo, welcher vermöge des Friedenstractats vom Jahr 1795 an Frankreich abgetreten wurde, dazu bestimmt ist, je für dasselbe ein Gegenstand von Wichtigkeit, oder nur von einigem Nutzen zu werden, so kann dieser Fall nur erst in einem weit entfernten Zeitpunkt eintreten, dessen Annäherung sich nach der dormaligen Beschaffenheit der Umstände unmöglich mit einiger Wahrscheinlichkeit vorhersehen läßt. Man müßte das Gute wollen, müßte mit ehrlischer Unbefangtheit der Quelle so mannichfaltiger Uebel nachspüren, und dieselbe zu verstopfen suchen, müßte vor allen Dingen, ehe man einer Hoffnung dieser Art Gehör gäbe, dem französischen Theil wieder zu seinem vormaligen Ansehen verhelfen. Und wie könnte man sich auch nur auf die entfernteste Art schmeicheln, ohne dessen Mitwirkung, welche hiebey schlechterdings unentbehrlich ist, etwas Erfrißliches auszurichten? Wo wollte man zum Beyspiel (um von tausend Fällen, welche den Erfolg dieses Unternehmens erschweren, und es gänzlich vereiteln könnten, nur einen anzuführen,) wo wollte man Arbeiter genug hernehmen, neue Niederlassungen anzulegen, da die Anzahl dieser Leute nicht einmal zureicht die dortige Colonie wieder in Aufnahme zu bringen? Will man vielleicht weiße Menschen aus Europa dahin verpflanzen? Leider sind ihrer schon zu viel in dem letztern blutigen Kriege ums Leben gekommen, und Frankreich ist gewiß nicht gesonnen, neue Aufopferungen

zu machen. Soll man Neger aus dem französischen Theil von St. Domingo dahin senden? Fürs erste ist ihre Anzahl ganz ausserordentlich zusammen geschmolzen, und zweyten sind die, deren man sich wegen ihrer Stärke und körperlichen Geschicklichkeit am ersten zu diesem Versuche bedienen könnte, in einem solchen Grade verwildert, daß sie zu nichts mehr taugen. Ueberdies sind alle Mittel und Wege zu Fortsetzung des Sklavenhandels durchgehends versperrt.

So lange diese Hindernisse nicht sammt und sonders aus dem Wege geräumt sind, ist der spanische Antheil von St. Domingo für Frankreich nicht nur eine lästige, sondern sogar, ihrer unvermeidlichen Folgen wegen, eine sehr gefährliche Acquisition; es müßte denn seyn, daß man diesen letztern so geschwind als möglich vorzubeugen suchte. Anstatt dadurch einen neuen Grad von Stärke zu erlangen, würde es außerdem nicht einmal den Nutzen von diesem Erdstriche ziehen, den seine Colonie daraus ehemals zog. Nur unsern Räubern und Mordbrennern würde die Erwerbung nützlich werden, weil diese in den ehemaligen spanischen Besitzungen zahlreiche Viehheerden antreffen, womit ihnen um so mehr gedient seyn muß, weil sie die unfrigen schon vor langer Zeit bergestalt aufgezehrt haben, daß jetzt kein einziges Stück davon übrig ist. Die Verbindungen, welche ehedem zwischen beyden Colonien statt fanden, und ohnehin schon durch den Krieg unterbrochen waren, werden nun, vermöge einer sehr natürlichen Folge jener Vereinigung, vollends ganz aufhören; denn die Spanier werden sich,

theils aus Vorurtheil und Nationalhaß, theils in der Absicht eine Nachbarschaft zu vermeiden, die sie für ihr Eigenthum, ja sogar für ihr Leben, die größten Gefahren fürchten läßt, bewogen finden, jene unglückliche Insel zu verlassen, und in weiter Ferne diejenige Ruhe und Sicherheit zu suchen, welche sie dort nicht mehr zu hoffen haben. Die Neger hingegen werden dieses Land als ihre Eroberung betrachten; demzufolge überall, wo nur etwas zu finden ist, rauben und plündern, und überhaupt Begierden zu befriedigen trachten, welchen die gänzlich verheerte und zerstörte französische Colonie keine Nahrung mehr gewähren kann.

Ueberhaupt ist von diesen beyden Fällen nur einer möglich: entweder dauert die Zerrüttung und Anarchie in St. Domingo noch Jahre lang fort; oder man macht es sich zum ernstlichen Geschäft, von dieser Insel wieder Ruhe zu ziehen, und zu dem Ende die ehemaligen Arbeiten und Beschäftigungen wieder einzuführen. Geschieht das erstere, so wird die kleine Anzahl derer, welche den Frieden lieben, gleich viel übrigens ob sie von schwarzer, gelber oder weißer Farbe sind, sich tief in die spanischen Gebirgsgegenden flüchten, und dort einen ruhigen Aufenthalt suchen. Sollte hingegen die zweyte Vermuthung eintreffen, so werden alle Neger, die entweder nicht arbeiten wollen, oder der Arbeit müde werden, sammt den übrigen davon laufen, und sich weit von ihren ehemaligen Wohnplätzen anderswo niederlassen, um daselbst Ruhe, Glückseligkeit und wahre Freyheit zu genießten. In beyden Fällen wird jener Antheil von St. Domingo, wo ehemals Niemand

der eben so thätigen als für die Sicherheit der Waldungen ängstlichen Wachsamkeit der spanischen Jäger entgegen konnte, einem jeden offen stehen, der sich daselbst einen Wohnort ersehen will. Michin werden die dortigen Einsiden und unzugänglichen Gegenden, allen Flüchtlingen, Räubern und Feinden der bürgerlichen Ordnung im Nothfall zur Freystätte dienen. Hier werden sie nach und nach, wie die Neger in den blauen Gebirgen auf der Insel Jamaika, ein eigenes Volk bilden. Von dort aus werden jene Krieger, die nun bereits seit vier Jahren an das Morden, Rauben und Verwüsten gewöhnt sind, die bewohnten Gegenden unauhörlich beunruhigen, und dieselben entweder gänzlich zu Grunde richten, oder sie wenigstens von Zeit zu Zeit rein ausplündern, und solchergestalt ihr Aufkommen verhindern. Und so könnte denn dort mit der Zeit ein neues Reich entstehen, dessen Herrschaft sich früher oder später über ganz St. Domingo erstrecken würde.

Was ist für St. Domingo zu hoffen?

Wenn nun auch endlich der Friede, dieser so schulich herbey gewünschte Friede zu Stande kömmt; welche Vortheile können wir uns in Rücksicht unserer Colonien davon versprechen? Glaubt man vielleicht, wir dürften uns nur zu St. Domingo zeigen, um alle zeither abgeschnittene Verbindungen von neuem anzuknüpfen, und alles wieder auf den alten Fuß zu setzen? Wähnt man etwa, der Kaufmann

wenigstens werde dort einen unermesslichen Vorrath von Waaren finden, die man während des Kriegs zusammengehäuft habe, und deren Ertrag uns vorläufig Mittel an die Hand geben werde, andere unentbehrliche Waarenartikel herbeizuschaffen? Nein; diese Colonie ist mit einer gefällten Eiche zu vergleichen, welche man ihrer Zweige beraubt hat, um sie einander so geschwind als möglich aus den Händen zu reißen. Alle Völker der Erde haben sich in die Trümmer unserer Colonie getheilt; der Franzos allein ist leer ausgegangen. Sobald sich die Engländer im Besitz derjenigen Gegenden befanden, welche durch die Kriegsübel wenig oder gar nichts gelitten hatten, (denn um die übrigen bekümmerten sie sich nicht,) nahmen sie alle in unsern Seehäfen vorhandene Waaren weg. Auf der andern Seite machten es sich die Anglo-Amerikaner und Dänen, oder vielmehr die Engländer selbst, nur unter neutraler Flagge, zum angelegensten Geschäft, das Wenige, was etwa noch von Werth in jenen Seestädten vorhanden war, deren sich die Regier bemächtigt hatten, um den wohlfeilsten Preis an sich zu kaufen. So lange der Krieg dauert, werden sie ihre Eroberungen standhaft zu behaupten suchen, um dieselben vollends auszufangen, und kommt es zum Frieden, so wird es ihnen eben keine große Ueberwindung kosten, sie zu räumen, weil weder sie noch ihre Nachfolger sich fernerehin den geringsten Nutzen davon versprechen können.

Wenn uns nun aber auch wirklich jene Gegenden wieder offen ständen, welche Beweggründe könnten wohl den französischen Kaufmann veranlassen, sie wieder zu besuchen?

Sollte er sich vielleicht mit der Hoffnung schmeicheln, die Nationalindustrie wieder zu beleben, und ihr zu dem Ende jene Vortheile und Hülfsmittel von neuem zuströmen zu lassen, die ihr vor Zeiten das Daseyn gaben? Und was könnte wohl der Nationalhandel hierzu beytragen, da er sich fast in eben so kläglichen Umständen befindet, wie die Colonie selbst? Oder soll er sich vielleicht in der Absicht dahin begeben, um daselbst Stoff zu neuen Speculationen zu suchen? Ich müßte nicht, worauf sich dieselben gründen sollten, gleich viel ob sie Amerika oder Europa betreffen. Bey der allgemeinen Verwirrung und Stockung, die durch den zeitherigen Gang der Begebenheiten in Betreff unserer Manufakturen, und unserer sowohl inländischen als auswärtigen Handelsverbindungen bewirkt worden ist, würde der angesehenste Kaufmann, wenn er auch noch so großen Credit hätte, kaum vermögend seyn, dormalen nur so viel Waare zusammen zu bringen, als zu einer nach St. Domingo bestimmten Schiffsladung erforderlich ist. Da nun hiernächst diese Insel bey den jetzigen Zeitumständen wenig oder gar nichts hervorbringt, so würden die dortigen Einwohner den Werth einer solchen Ladung entweder gar nicht vergüten können, oder die Zahlung würde doch dergestalt vereinzelt werden, und so langsam erfolgen, daß der Abnehmer hiebey eben so sehr verkürzt werden würde, als wenn er wirklich einen Theil seiner Auslage verlöre. Gleichwohl muß die dortige Colonie dem Handel wesentliche Vortheile anzubieten haben, wenn sie je wieder aus ihrem zeitherigen Todeschlummer ermuntert werden soll, so wie auf der an-

dem Seite die Mitwirkung des Kaufmanns unumgänglich
nothwendig ist, die Colonie wieder in Aufnahme zu brin-
gen, und ihre vormalige Industrie von neuem zu beleben.

Aus diesem allen erhellet, daß der Handel und die
Colonie, deren keines ohne das andere bestehen konnte, nach
ihrem wechselseitigen Verhältniß in gleicher Ohnmacht dar-
nieder liegen, und daß die Verbindungen, welche das In-
teresse beyder zum Gegenstand hatten, entweder gar nicht
mehr existiren, oder nur noch an sehr schwachen Fäden
hängen. Die ganze Maschine hat weder Leben noch Be-
wegung mehr; alle ihre Triebfedern sind entweder völlig
abgespannt, oder ins Stocken gerathen. Der Feldbau ist
gänzlich zu Grunde gerichtet, weil man dessen vornehmsten
Hebel zertrümmert, und das System, welches ihm zur Ba-
sis diente, zerstört hat. Dieses prachtwolle Gebäude, wel-
ches dem Stolze, der Habgier, und überhaupt allen jenen
Leidenschaften, die den Menschen über seinen gewöhnlichen
Wirkungskreis erheben, sein Daseyn verdankt, stürzt in
eben dem Nu zusammen, wo es nichts mehr aufzuweisen
hat, das ihrer Erwartung schmeichelt. Kurz, die Cultur der
Colonialgüter würde schon in Ermangelung der benötigten
Arbeiter in Verfall gerathen müssen, wenn der Plantagenbau
auch nicht bereits unter seinen Ruinen begraben läge, und
wenn man auch nicht, wie es wirklich der Fall ist, alles auf
die gewaltsamste Weise desorganisiert und zerstört hätte,
was nur einigermaßen dazu beytragen konnte seinen Flor zu
befördern, oder ihn wenigstens vor dem Untergange zu be-
wahren.

Betrachten wir St. Domingo in Beziehung auf andere Colonien, so würde dasselbe, da es völlig ruiniert und von allem entblößt ist, die Concurrenz mit ihnen auf keinen Fall aushalten können. Die Besizungen anderer Völker, welche zu ihrem größten Glück von ähnlichen Verwüstungen befreyt blieben, werden in der Folge noch eben die Vortheile genieffen, wie vorher, und weiter keine Veränderung ihres Zustandes zu gewärtigen haben, als daß sie den Gewinn, welcher jener Colonie ehemals zufließt, unter sich theilen, und ihre Produkte nun um so theurer verkaufen. Sie werden in Zukunft nichts mehr von einer lästigen Rivalin zu fürchten haben, die es ihnen allen in jeder Rücksicht zuvor that. Ja, wer weiß, ob diese unglückliche Insel, wenn Frankreich dereinst, von ihrer Unbrauchbarkeit überzeugt, vielleicht Verzicht darauf thun sollte, nicht dazu bestimmt ist, jene Colonien, über kurz oder lang, auf eben die Art, wie jetzt Afrika, mit Sklaven zu versorgen, die der europäische Pflanze in den Anzügen seinen verwilderten Nachbarn um so lieber abnehmen würde, je mehr er auf diese Art an Zeit, Ungemächlichkeit und Kosten erspart.

Erwägen wir die Verhältnisse, in welchen St. Domingo mit dem Mutterlande steht, so wird es auch in dieser Hinsicht dem Endzweck, wozu man es bestimmt hatte, in der Folge nicht mehr entsprechen können; es sey nun, daß daselbst neue Unruhen ausbrechen, wie allerdings zu befürchten ist, oder daß die beabsichtigte Organisirung wirklich zu Stande komme. Auf jeden Fall wird Frankreich jene Insel als eine lästige Bürde betrachten, die nicht

einmal vermögend ist die Kosten zu vergüten, welche ihr nutzlosen Besitz nothwendig macht. Fortan ist sie nicht mehr jener ungeheure Waarenableiter, der das Köstlichste an sich zog, was unsere Nationalindustrie hervorbrachte, und dessen Consumption so stark war, daß die kühnste Ausstreuung unserer Manufakturisten kaum vermögend war seine Bedürfnisse zu befriedigen. Fortan ist sie nicht mehr jenes unermesslich reiche Land, dessen Handelsverhältnisse die Unterhaltung einer Marine nothwendig machten, die aus einer zahllosen Menge Schiffe bestand, und unsern Seeleuten zur Schule diente, worin sie ihre Kenntnisse erlangten. Fortan ist sie nicht mehr die Stütze von Frankreichs äußerer Macht, und die Hülfquelle welche dasselbe für jeden Verlust entschädigte. Mit ihrem Ruin müssen zugleich eine Menge Verbindungen aufhören, die das Mutterland mit der ganzen Welt unterhielt, und welche mittelbar oder unmittelbar auf jene Insel Bezug hatten.

Der Colonialhandel erstreckte sich, vermöge der Consumption des Zuckers und Kaffees, der Baumwolle und des Indigo, auf ganz Europa, besonders aber auf Frankreich, wegen seiner Weine, seiner Tuch- Leinwand- und Seiden-Manufacturen; ferner wegen verschiedener Gattungen von Del, und überhaupt alles dessen, was durch wahrhaft nützliche Kunstarbeit hervorgebracht wird. Aus Nordamerika bekam St. Domingo Bauholz, Vieh, Dürfleisch, Fischwerk und andere Lebensmittel, wofür es verschiedene Gattungen von Caffia und Melaszucker zurückgab, wovon das Mutterland keinen Gebrauch machen

konnte. Nach dem südlichen Amerika und den spanischen Besitzungen trieb es einen Schleichhandel mit französischen Waaren, wogegen es die bey seinen Manufakturen benötigten Pferde und Maulesel eintauschte; auch hatte es von dorthier einen immerwährenden Zufluß an Gold und Silber. Mit Asien stand es wegen der dortigen Spezereyen, getrockneten Früchte, und sowohl bunten als weißen Leinwandwaaren in Handelsverbindung, die ihm theils aus Persien, theils aus Sindoestan, zugeschiekt wurden, ferner wegen der Gewürzwaaren aus den Molukken, wie auch wegen des persischen und japanischen Porzellans. Endlich erstreckte sich dieser Handel auch nach Afrika, wo die Colonisten ihre Negerflaven kauften, und gleich auf der Stelle größtentheils mit französischen Manufakturwaaren bezahlten. Diese verschiedenen Handelszweige, zusammen genommen, verschafften dem Colonialhandel einen fort dauernden unbeschreiblichen Gewinn, welcher sich größtentheils auf den Werth und die Menge der Colonialprodukte gründete, die den Handelsangelegenheiten einen ganz außerordentlichen Schwung verschafften, Frankreich in den blühendsten Zustand versetzten, und das Wohl der ganzen Welt beförderten.

Jetzt haben alle jene Verhältnisse mit Europa, Asien und Afrika gänzlich aufgehört; nicht einmal mit dem Mutterlande finden dergleichen mehr statt: alles, alles ist vernichtet; auf immerwährende Zeiten vernichtet!

Es sey uns erlaubt, diesen fremden Bemerkungen, eine eigne zum Schluß beyzufügen:

Die Erde gehört so wenig den auf ihr blos herumziehenden Jägern und Hirten eigenthümlich, als den gleichfalls auf ihr herumirrenden Wölfen und Schafen; sie ist das Eigenthum derjenigen, die ihre Kräfte in sie hinein verwenden, und Produkte dadurch hervorbringen, die sie nicht freywillig liefert. Jedes Volk hat ein natürliches Recht, sich da anzusiedeln, wo noch kein Ackerbau besteht, und alle Geschöpfe sich zu unterwerfen, die seine Pflanzungen und Gebäude zu zerstören drohen. Es läßt sich also eine Art von Leibeigenschaft denken, die den Grundsätzen der Gerechtigkeit nicht widerspricht; denn wenn die Knechtschaft schon nicht von der Natur herrührt, so ist sie ihr doch nicht entgegen. Der letztern Meynung ist auch Schloßer in seinen lehrreichen Anmerkungen zur deutschen Uebersetzung von Aristoteles *) Politik. »Ich weiß wohl,

*) Dieser große Philosoph dachte über die Sklaverey ganz anders, als unsere heutigen Philosophen darüber denken. Er hielt sie für der Natur gemäß; weil ohne Knechte so wenig ein Staat bestehen könne, als ohne Körper der Mensch. Die Widersprüche, in die er sich verwickelt, und die Herr Schloßer sehr gut zeigt, ohne den eigentlichen Grund derselben anzugeben, rühren wohl daher, daß er die Staatsverbindung in Herrschaft und Unterwerfung setzt. Aber Herrschaft und Unterwerfung finden auch außer dem Staate statt: wie in der Familien-Verbindung, im Kriege u. s. w. und können also den Staat nicht begründen. Was ihn gründet, ist die Vereinigung von Menschen mit einem

(heißt es daselbst S. 31.) „was über die Uneräußerlich-
 „keit der menschlichen Rechte und gegen die Verpflichtung
 „der Kinder durch Verträge ihrer Aeltern gesagt zu werden
 „pflegt. Allein die erste dieser Materien ist bey weitem
 „noch nicht klar gemacht, wenn von Dingen die Rede ist,
 „ohne welche der Mensch noch immer Mensch bleiben
 „kann.“ Und was die andere wichtigere Einwendung be-
 „trifft; so läßt sich durch billige Gesetze der Loskaufung
 „jeder Schein der Ungerechtigkeit gegen die Kinder der Leib-
 „eignen heben. Da aber, wo es nicht wahrscheinlich ist,
 „daß der Leibeigne, ohne sich oder dem Staate zur Last zu
 „fallen, frey leben kann; da würde, dünkt mich, eine
 „billige und weise Gesetzgebung über dieses Verhältniß un-
 „gleich nützlicher seyn, als die gänzliche Aufhebung dessel-
 „ben. Wo man dasselbe aber aufheben will, da muß we-

bestimmten Erdstrich. Diese erfordert nicht durchaus
 Sklaverey, sondern nur Unterwerfung unter eine Re-
 gierung, und möglichste Bezwingung alles dessen,
 was sich dem Staatszwecke widersetzt; welcher in Er-
 haltung der Verbundenen, um der Erhaltung und
 Veredlung des Menschengeschlechts willen, besteht.
 Aus der notwendigen Bezwingung derjenigen, die sich
 dem Staatszwecke widersetzen, ist die Sklaverey ent-
 sprungen, und in so fern ist sie freylich natürlich, weil
 sie der Natur des Menschen nicht geradezu widerspricht;
 aber ihre ewige Dauer widerspricht dem Staatszweck,
 der nicht bloß auf Erhaltung und Vermehrung, sondern
 auch auf Veredlung des Menschengeschlechts gerichtet
 seyn muß.

*) Wie bey der Veräußerung seiner physischen Kräfte.

„nigstens vorher dafür gesorgt werden, daß auch der, welcher der Leibeigenschaft entlassen wird, Nahrung und Unterkommen finden könne. Da, wo man die Leibeigenschaft nur in willkürliche Pachte verwandelt, da wird die bloße Leibesfreyheit dem Entlassenen ungleich drückender werden, als ihm je die Leibeigenschaft gewesen ist!“

Unter hundert in Rußland eingezognen Dieben und Mördern finden sich gewöhnlich 99 Freye gegen einen Leibeigenen; denn der Hunger treibt öfterer jene, als diese, zu Verbrechen. Einer unserer berühmtesten Dichter des jetzigen Decenniums sagt zwar in seinen drey Worten des Glaubens:

Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,

Vor dem freyen Menschen erzittert nicht!

Aber der Gedanke ist nicht blos schief ausgedrückt, sondern auch falsch. Wahrscheinlich wollte Herr Schiller sagen:

Vor dem Sklaven bebt, wann er die Kette bricht,

Vor dem freyen Manne erzittert nicht.

Denn daß man nicht vor jenem erzittern soll, wenn er die Kette bricht, wäre ganz ungereimt. Aber braucht man denn nie vor dem Freygebornen zu zittern? Freylich nicht in dem Maasse, wie vor einem entronnenen Sklaven, weil dieser in einem leidenschaftlichen Zustande sich befindet; aber die freye Geburt bewürkt doch nicht ohne weiteres Rechtschaffenheit der Gesinnungen; was für vortreffliche Menschen müßten sonst die Adlichen seyn? Der Philosoph nennt freylich nur denjenigen frey, welcher den Geboten der Vernunft folgt; alle andern sind Sklaven der Sinnlichkeit; in obigen Versen kann aber nicht die moralische,

sondern die politische Freyheit gemeint seyn, außerdem wäre es unschicklich den Sklaven und freyen Menschen einander entgegen zu stellen, weil wer der Sinnlichkeit entsagt hat, mit dem moralisch Freyen auf Einer Linie steht. Zur moralischen Freyheit überdieß muß man erzogen werden; kein Wilder besitzt sie: denn die Vernunft entwickelt sich im Menschen nur durch Geselligkeit, die mehrere Generationen hindurch bestanden haben muß, bevor eine vernünftige Erziehung der Kinder daraus hervorgeht. Keine Erziehung aber läßt sich ohne Zwang denken. Nur der unvernünftige, nur der Zwang zu keinem nützlichen Zweck, empört daher das Gefühl; nicht jeder Zwang überhaupt. Denn ein aus materiellen und geistigen Substanzen gemischtes Wesen muß so lange durch Zwang zum Guten angehalten werden, bis es sich selbst hat bezwingen lernen.

Schon Sokrates sagte: »Wer einen Knecht hat, und die Kunst, ihn zu beherrschen, nicht versteht, dem ist der Knecht und seine Herrschaft nichts nütze.« Das Schlimmste ist, daß sie dem Knechte nachtheilig ist. Wie aber dieß verhindern? Wie verhindern, daß Niemand Kinder habe, der keine Kinder zu erziehen versteht? Einige Vorsichtsanstalten können wohl getroffen werden; aber vieles muß doch dem Zufall überlassen bleiben. So wie der Staat Schulen errichtet, um dem Mangel des häuslichen Unterrichts abzuhelfen; so treffe er auch Anstalten, durch die der Leibeigene zur Freyheit, der Dienstbothe durch Fleiß zum eignen Heerd, gelangen kann. Mehr als dieß von ihm fordern, ist Ungereimtheit.

Zum

Zum Vergnügen, wie zu seinem und Anderer Unterricht, entwirft der Architekt wohl idealische Pläne zu Gebäuden: hat er aber ein Wohnhaus aufzuführen, so untersucht er vor allen Dingen den Platz, auf den es zu stehen kommen soll; diesem und der Bestimmung des Gebäudes gemäß, richtet er seinen Plan ein: und obschon Marmor allerdings der schönste und festeste Stein ist, so wird er doch nicht mit Marmor bauen wollen, wo keiner zu haben ist. Eben so verfährt der weise Gesetzgeber. Auch er untersucht zuerst die Materialien, die er zu ordnen bestimmt ist. Hat er einem Staat Gesetze zu geben, der aus einigen tausend Europäern besteht, die hundert tausende von Africanern befehligen; so wird er diesen nicht gleiche Rechte mit ihnen einräumen, denn das hieße sie auffodern, jene zu tödten, hieße nützlichcs Zugvieh in verderbliches Raubvieh verwandeln: er wird vielmehr den Europäern vorstellen, daß sie selbst durch vernünftige Behandlung der Africaner gewinnen, daß eine solche Behandlung Pflicht ist, und daß er deshalb Verordnungen feststellen muß, welche sie erzwingen; auch wohl der weitem Einführung von Neger-Sklaven steuern. Wer mag leugnen, daß weit die größere Hälfte der Neger in den europäischen Colonien besser daran ist, als wenn sie in Afrika leben? daß Millionen Schwarze und Farbichte diesen, obschon höchst unvollkommenen, Einrichtungen, Leben, Wohlseyn und bessere Geistescultur verdanken? Starkstämmige Obstbäume, deren Früchte unschmackhaft sind, wird der Gärtner inoculiren, nicht umhauen.

Zweiter Theil.

N

Die Fruchtbarkeit der Negertinnen ist so groß, daß ein Negerweib zuweilen in drey Jahren neun Kinder zur Welt bringt. Diese Fruchtbarkeit erzeugt unter ihnen selbst Menschenverachtung. Jeder Anführer einer Negerhorde hat unumschränkte Gewalt über das Leben seiner Untergebenen. Auch die entlaufenen Neger in Surinam, Domingo u. s. w. unterwerfen sich gleich wieder einem Anführer, der mit ihnen nach Gutdünken verfähret. (Man sehe Sredmanns Nachrichten von Surinam und von seiner Expedition gegen die rebellischen Neger in dieser Colonie.) Die Negerflaven entlaufen nicht von den Pflanzungen um, nach europäischer Art, glücklicher zu leben, sondern um nicht zu arbeiten. Ohne eine Religion, welche ihnen den Menschenwerth kennen lehret; bey einem Klima, das die Bekleidung entbehrlich macht; entwickeln sich in dem jungen Neger keine Neigungen als die der groben Sinnlichkeit. Nicht in Afrika, sondern in Westindien findet man Negern, die, durch den Umgang mit Europäern und durch Erziehung von Europäern, verständige Geschöpfe geworden sind, und die noch ferner als Maschinen oft behandelt zu sehen, das Gefühl empöret; so wie die harteherzige Behandlung derselben überhaupt in manchen, besonders den holländischen, Pflanzungen. Hiegegen treffe man Anstalten; besonders lege man Frey-Schulen für die Negerkinder an: aber man zerstöre nicht Etablissements, die den Kunstfleiß von ganz Europa in steter Thätigkeit erhalten. Meisterhaft führt dieß der nachfolgende Brief aus.

S e n d s c h r e i b e n

an einen Parlamentsherren,

über

Europens Interesse

in Beziehung

auf die Wohlfahrt der Colonien in Amerika;

v o n

Herrn Malouet.

Mein Herr,

Die Aufschlüsse, welche Sie von mir über die künftige Verfassung der Colonien begehren, setzen mich keineswegs in die Nothwendigkeit, diese Materie von neuem zu bearbeiten; denn sie sind bereits in einem Memoire über die Sklaverey der Negern angezeigt, welches ich im Jahr 1788 drucken ließ, und in den beyden Reden, die ich 1791 in der Nationalversammlung über die Neuerungen hielt, welche man den Mitgliedern der damaligen Staatsverwaltung vorschlug. Wenn diese drey Piecen, nebst der letzten Druckschrift *), die ich unlängst herausgab, in Kapitel

N 2

*) Man sehe den dritten Anhang zur deutschen Uebersetzung von Mounier's Adolph. Von den vorher angeführten Reden findet man das Wesentlichste in Herrn Malouet's Briefen über die Revolution, übersetzt von Mauvillon.

abgetheilt und unter ihre gehörigen Rubriken gebracht würden, so könnten sie in Rücksicht jener Materie, was nämlich die Theorie und Grundlage der innern Verfassung jener Colonien anbelangt, die Stelle einer vollständigen Abhandlung vertreten. Die Erörterung der letzten Frage: was denn nun wohl, wenn die Revolution, nach geendigtem Kriege und darauf erfolgten Frieden, völlig zu Stande gekommen ist, aus den Colonien werden möchte? diese Erörterung, sage ich, welcher bereits die drey andern Abtheilungen vorangegangen sind, bedarf nur in so fern eines Commentar, als es darum zu thun ist, daß das Ausgleichungsmittel Eingang finde, welches ich in Vorschlag zu bringen gedenke; und ehe ich mich dießfalls herauslasse, müßte man vor allen Dingen erst wissen, ob ein Congress zur Friedensvermittlung unter den europäischen Mächten statt finden, und ob dieser Congress meinen oder jeden andern Vorschlag von gleichem Gehalt in Erwägung ziehen werde. Der Gang der Staatsangelegenheiten wird nicht sowohl durch die einzelnen Theile der Ausführung erschwert, ob ich gleich nicht in Abrede stellen will, daß die fehlerhafte Anwendung der Grundsätze noch weit mehr zum Umsturz aller Staatsverfassungen beytrage, als die Fehler in den Grundsätzen selbst; sondern dieß rührt gemeinlich davon her, daß man sich nicht die Mühe nimmt, jeden einzelnen Theil solchen Leuten anzuvertrauen, welche dazu am besten geeignet sind.

Der Hauptpunkt, worauf es hiebey ankömmt, ist dieser: alle europäische Mächte, keine einzige ausgenom-

men, zu überzeugen, daß es ihnen ihr eigenes Interesse zur Pflicht mache, sich für die Erhaltung der amerikanischen Colonien zu verwenden. Aus dieser Ueberzeugung wird sodann die Nothwendigkeit ihrer vormaligen Regierungsweise hervorgehen, und die Motiven derselben sind in den Schriften, welche Sie beygehend erhalten, gerechtfertigt worden. Meine Meynungen sind es nicht minder, und zwar durch die Thatfachen und Unglücksfälle, deren Zeugen und Schlachtopfer wir sind. Raisonnements, welche den Begebenheiten vorangeschickt, und sodann durch den Erfolg bekräftigt werden, imponiren weit mehr als die schönsten Abhandlungen, die erst hinter drein zum Vorschein kommen.

Indeß ist es meine Absicht gar nicht, Ihren Anfragen ausweichen, oder Ihnen irgend eine Erläuterung versagen zu wollen, die Sie vielleicht in Betreff meiner letztern Schrift von mir erwarten. Im Gegentheil werde ich vielmehr selbst solche Dinge beantworten, um die Sie mich nicht fragen; und damit Ihnen der Gegenstand, wovon hier die Rede ist, recht deutlich ins Auge falle, werde ich Ihnen denselben aus einem ganz neuen Gesichtspunkte darstellen.

Ich habe gesagt, daß die Colonien, da sie Waaren hervorbrächten, welche für Europa Artikel der unentbehrlichsten Nothwendigkeit geworden wären, heutiges Tages als ein gemeinschaftliches Eigenthum der europäischen Republik betrachtet werden müßten.

Mit diesem Satze verbinde ich zugleich die Behauptung, daß Europa schlechterdings nicht mehr ohne Amerika bestehen kann.

Ich werde zweytens beweisen, daß es für das politische System Europens sehr gleichgültig sey, ob sich diese oder jene Macht im Besiz der Colonien befinde; daß die Verbotsgesetze, welche man etwa daselbst einführen möchte, die wohlthätigen Wirkungen des gemeinschaftlichen Eigenthums, das in der Masse und in dem Umlauf der Colonialwaaren besteht, zwar verzögern, vermindern, aber nicht hemmen können; daß die Wichtigkeit und Nothwendigkeit jenes Umlaufs den ausschließlichen Alleinhandel ganz unmöglich mache, wohl aber jedes commercirende Volk, an den Wohlthaten dieses Handels, ungeachtet der eben erwähnten Verbotsgesetze, nach dem Verhältniß seiner Industrie und seiner Capitalien, Antheil zu nehmen auffodere.

Drittens werde ich darthun, daß die Verfassung, welche man den Colonien gleich in ihrer ersten Anlage gab, zu der Zeit, wo sie entworfen und ausgeführt wurde, von solcher Beschaffenheit war, daß sie gar keine andere zuließ; daß man dieselbe nach und nach verbessert habe und sie noch ferner verbessern werde, so viel es, nach Maaßgabe der Fehler welche bey der ersten Einrichtung zum Grunde liegen, nur immer möglich ist*); daß hingegen der Umsturz

*) Es giebt Menschen, welche so hartnäckig auf ihren überlegten Meynungen beharren, daß es beynahе Noth thäte, man behauptete ihnen zu Gefallen, die Sklaverey sey göttlichen Rechts. Diese Leute mögen immerhin

dieser Verfassung zugleich auch den Untergang aller dortigen Niederlassungen nach sich ziehen, ganz Europa in das größte Elend versetzen, und in diesem Welttheile so lange auf das schmerzlichste gefühlt werden würde, bis auf diesen Marktplätzen und in den Werkstätten der arbeitenden europäischen Volksklassen wieder eine eben so große Masse von Produkten und Arbeitsstoff in Umlauf käme, als ihnen durch die Cultur der Colonien verschafft wurde.

Ich wende mich nun wieder zu meiner ersten Behauptung: Europa kann schlechterdings nicht mehr ohne Amerika bestehen.

Die ersten Produkte der Colonialcultur verschafften zwar sowohl den Colonisten selbst, als auch den europäischen Capitalisten, von welchen sie die benötigten Fonds entlehnten, sehr wesentliche Vortheile, doch äußerte sich ihr Einfluß auf das Handelssystem Europens nur langsam. Allein in diesem Jahrhundert, und besonders seit den letztverfloffenen vierzig Jahren, hat die Masse der Colonialprodukte einen so schnellen und ungeheuren Zuwachs erhalten, und sowohl auf die Betriebsamkeit als auf den Kunstfleiß aller Nationen, die reichste wie die ärmste mit

N 4

den Wahn beybehalten, daß keine gegründete Einwendung gegen ihre Maßnemenss statt finde. Da wir ihrem rechtmäßigen Interesse zu nahe treten würden, wenn wir ihnen die gefährlichen Folgen, welche sich aus ihrer Vertheidigungsart ziehen lassen, vor Augen stellen, so wollen wir sie lieber mit Stillschweigen übergehen.

eingeschlossen, einen so außerordentlichen Einfluß gewonnen, daß man nicht genugsam darüber erstaunen kann.

Dies bedarf Erklärung.

Wenn Spanien, Frankreich oder England, aus einer ihm zugehörigen Colonie Gold, Zucker, oder Cochenille bezieht, so leuchtet von selbst ein, daß ein solches Eigenthum, derjenigen Nation, die es besitzt, einen reinen Gewinn von den Waaren verschaffe, die sie ausschließlicher Weise an Ausländer zur Consumtion verkauft; hiebey entsteht aber die Frage: in wiefern erstreckt sich dieser Gewinn von der Nation, welche wirkliche Eigenthümerin ist, auf eine andere, die keinen Antheil an jenem Eigenthum hat?

Dieser Gewinn bleibt allerdings eine Zeitlang bloß in den Händen des ausschließlichen Verkäufers; da jedoch der Anwuchs der Waaren und des Debits immer größer wird, und sonach eine verhältnißmäßige Zunahme der Consumtion voraussetzt, so folgt nothwendig, daß überall, wo eine neue Consumtion statt findet, die sich immer mehr erweitert und erhält, eine neue Hervorbringung anderer Dinge vorangegangen seyn müsse. Mit hin war Schweden von jener Zeit an, seit welcher es Zucker und Kaffe bedarf, unumgänglich genöthigt, seine Arbeiten zu vermehren, und eine größere Ausbeute aus seinen Kupferbergwerken herbeizuschaffen, damit es jene Waaren bezahlen konnte. Aus eben dieser Ursache mußte Schlesien eine größere Quantität Leinwand fabriziren; denn mit Gold und Silber kann man die Waaren nur einmal bezahlen; beydes dienet auch weiter zu nichts, als den Umlauf der Waaren zu be-

fördern; die Arbeitsamkeit hingegen, und nur sie allein, setzt die Menschen in Stand, wieder aufs Neue Zahlung zu leisten. Daher die Nothwendigkeit jener Einschränkungen, welche die Sumpuargeseze trügen und unwissenden Völkern vorschreiben, da hingegen fleißige Menschen alle nur erdenkliche Arten sinnlichen Genusses mit dem größten Luxus vereinbaren können, gleichviel ob sie das sumpfigte Holland oder Attica's unfruchtbare Küste bewohnen.

Die Jahrbücher der Welt haben keine ähnliche Epoche aufzuweisen, wo der Mobiliarreichtum, die Lebensbequemlichkeiten, und die Produkte jeder Art, so häufig und so allgemein verbreitet gewesen wären, wie in Europa, seit dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts bis zum Ausbruch der französischen Revolution. Während dieses Zeitraums haben sich sowohl die öffentlichen als privat Einkünfte überall um drey bis vier Zehnthelle vermehrt, und die Consumtionen jeder Art sind in eben diesem Verhältniß gestiegen. Den Grund hievon finden Sie in dem stärkern Zuwachs der Colonialprodukte, wovon in der letztern Zeit alljährlich für vierhundert Millionen an Werth nach Europa geschafft wurden, und wodurch natürlich eine ähnliche Summe von Reproduktionen entstehen mußte, die sich von Petersburg bis nach Lissabon erstreckten, indem jedes Volk, nach Maßgabe seiner Anlage zum Kunstfleiß und seiner politischen Verhältnisse, an jener Vermehrung der Arbeit und der Consumtionen Antheil nahm. Denn in jeder Stadt, in jedem Dorfe, wo das Jahr hindurch nur ein einziges Faß Zucker verbraucht wurde, mußte man den

verhältnißmäßigen Werth durch eine neue Arbeit herbeuschaffen, die sich natürlich wieder verliert, so bald die Consumtion aufhört.

Vergebens würde man sich bestreben, eine andere Ursache von den vermehrten Reichthümern Europens ausfindig zu machen. Eine jährliche Consumtion ausländischer Waaren, deren Werth vierhundert Millionen beträgt, ist die reichhaltigste Goldgrube, welche die Industrie der Menschen je entdeckt hat, und der Ertrag des jährlichen Verbrauchs ergibt sich schon aus der bloßen Reproduktion, ohne daß wir nöthig haben, die Manufakturen und neuen Produkte jeder Stadt und jedes Landes anzugeben, die, zu Folge meiner Behauptung, jener Goldgrube seit dem Anfange dieses Jahrhunderts ihr Daseyn zu danken haben.

Die Ausfuhr aus Ostindien kann mit jener, die in den amerikanischen Colonien statt findet, gar nicht in Vergleichung gesetzt werden, weder in Rücksicht ihres Werthes, noch in Ansehung der Folgen, die daraus für die Arbeiten und Produkte der Europäer entspringen. Die indischen Waaren werden zum Theil mit baarem Gelde bezahlt, welches nie wieder nach Europa zurück kehrt, und da die Consumtion derselben eben nicht gar schnell von statten geht, so veranlaßt sie auch keine so starke Reproduktion, wie jene *).

*) In dieser Rücksicht findet eine Ausnahme zu Gunsten Großbritanniens statt, dem sein indischer Handel wirklich eine sehr starke Consumtion und Reproduktion verschafft. Anderswo werde ich dieß umständlicher auseinandersetzen.

Würde es demnach nicht die größte Tollheit seyn, wenn man das Publikum einzuschläfern, und es dadurch zu verhindern suchte, seine ganze Aufmerksamkeit auf die bevorstehende Gefahr zu richten, wovon nicht nur die Antillen, sondern sogar die Besitzungen der Spanier und Portugiesen bedrohet werden, die auf dem Continente von Amerika liegen? Ihr Ertrag verschafft wenigstens sechsmal hunderttausend Europäern ihren täglichen Erwerb, und hat einen mittelbaren Einfluß auf den Lebensunterhalt von mehr als zehn Millionen Arbeitern.

Wenn eine solche Masse von Arbeitsstoff und Erwerbsmitteln außer Umlauf käme, so würde dieß ein Unglück seyn, welches man nicht bloß aus dem Gesichtspunkte der Privation, sondern aus jenem der allgemeinen Zerrüttung betrachten müßte, die dadurch in der mechanischen Einrichtung des gesellschaftlichen Lebens entstünde.

Damit man sich hiervon eine richtige Vorstellung machen könne, wollen wir einmal annehmen, daß in einer Manufakturstadt, nicht etwa die Volksmenge, sondern alle Werkstätten, alles Handwerksgeräthe, und aller Arbeitsstoff durch einen plötzlichen Unglücksfall gänzlich zu Grunde gerichtet würden; und damit dieses Gleichniß seinen Endzweck um so weniger verfehle, wollen wir voraussetzen, der ganze Handel dieser Stadt habe bloß darin bestanden, daß sie ihre Manufakturwaren gegen jene, die in einer andern Stadt fabricirt wurden, vertauschte.

Die zuerst erwähnte Stadt ernährte sechzigtausend Handwerker. Sie wird durch eine Feuersbrunst heimgesucht.

sucht, und siehe da! diese Leute haben nun auf einmal weder Verdienst, noch Beschäftigung, noch Brod.

Nicht genug! Die Arbeit jener sechzigtausend Handwerker verschafte hundert und zwanzigtausend Menschen ihren Lebensunterhalt; denn außer ihnen waren noch sechzigtausend andere Handwerksleute damit beschäftigt, die Waaren zu verfertigen, welche gegen jene der durch Feuer verzehrten Stadt umgesetzt wurden *). Demzufolge wird die andere Stadt eben so übel daran seyn, wie die erste, ob sie gleich vom Feuer verschont blieb. Sie wird sich in der Nothwendigkeit befinden auf andere Auswege zu sinnen, wird darauf Bedacht nehmen müssen, ihren Tauschhandel in andern Gegenden wieder herzustellen, und besor dieß geschieht, wird sich das nämliche Elend, welches in der abgebrannten Stadt herrscht, auch auf jene erstrecken, die nichts gelitten hat. Und woher kommt dieß? Bloß davon, daß in der erstern Stadt alle Arbeit darnieder liegt.

Ob wir nun gleich die Wirkung und Gegenwirkung eines solchen Unglücksfalls nur auf ein einzelnes Gebiet und auf zwey willkürlich angenommene Manufakturstädte einschränken, so leuchten uns doch die Resultate desselben

*) Hier ist die Rede bloß von dem Einfluß, welchen die Arbeit der Menschen wieder auf andere Menschen hat. Dieser erstreckt sich aber noch viel weiter, als er hier angegeben ist; denn der Arbeiter, welchen ich in Nahrung setze, verschafft wieder einem andern seinen Lebensunterhalt, und dieser steht wieder mit einem dritten im nämlichen Verhältnis. So gehet es nach der Reihe fort, bis dahin, wo gar keine Reproduktion mehr möglich ist.

deutlich genug in die Augen; nämlich: allgemeines Elend, Müßiggang und Betteley, Vielfältigung der Verbrechen, und der unvermeidliche Ruin einer großen Anzahl einzelner Personen. Sollten nicht diese nämlichen fürchterlichen Folgen eintreten und noch weit mehr um sich greifen, wenn auf einem ungleich größern Terrain, eine weit stärkere Masse von Arbeit, Consumtion und Reproduktion mit einem Mal aufhörte?

Freylieh hat Frankreich den Verlust seiner Colonien mitten unter den Schrecknissen seiner Revolution wenig oder gar nicht bemerkt. Wissen Sie aber auch warum? Jede Stadt, jedes Dorf, ist in ein Zeughaus verwandelt, wo die Arbeitsleute damit beschäftigt sind, Waffen und andere Kriegsgeräthschaften zu verfertigen. Hiernächst hat sich die Bevölkerung eben so sehr vermindert, wie die Arbeiten und die Produkte. Eine ungeheure Menge Menschen ist entweder unter dem Schwerte des Feindes gefallen, oder durch den Scharfrichter hingerichtet worden, oder Hungers gestorben. Dieß ist das fürchterliche Hülfsmittel, welches die plötzliche Desorganisation der Manufakturen und Werkstätten veranlaßt. Völker, die sich bloß mit dem Ackerbau beschäftigen, sind dergleichen Erschütterungen nicht ausgesetzt. Allein der große Haufe von Arbeitsleuten, die weder Brod noch Beschäftigung haben, verstärkt die Kriegsheere, theilt ihnen die Verzweiflung mit, wovon er sich selbst ergriffen fühlt, und kämpft mit der äußersten Wuth für eine Sache, für eine Parthey, die ihm entweder ganz gleichgültig oder wohl gar verhaßt ist. Ein

Volk, unter welchem die Zerrüttung einreißt, siehet sich unumgänglich zum Kriege genöthigt; es muß sich selbst aufopfern, um seine nothdürftige Subsistenz zu gewinnen. Aber wehe dem Feinde, welcher unter diesen Umständen seinem Fanatismus zu nahe tritt, und ihm nur die geringste Veranlassung giebt seinen Grimm auszulassen!

Die Geschichte hat uns zwar keine zuverlässigen Nachrichten von den Ursachen hinterlassen, wodurch die Völker, welche tief im Norden wohnten, zu wiederholten Malen bewogen wurden, die westlichen Gegenden von Europa zu überschwemmen. Indes läßt sich mit der größten Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß wenigstens die erstern feindlichen Einfälle jener Barbaren, entweder durch Hungersnoth oder eine andere Landplage veranlaßt wurden, die sie in ihrem Vaterlande heimsuchte. Der einzelne Mensch wird zwar bisweilen vom Uebermaaß des Unglücks zu Boden gedrückt; wenn aber eine ganze Volksmasse mit Mangel und Elend zu kämpfen hat, so erzeugt diese Angst gemeinlich eine gewaltsame Anstrengung, die endlich bis zur Wuth und Erbitterung steigt. Je weiter es ein Volk in der Civilisation gebracht hat, desto schneller wird es durch Arbeitsmangel wieder in die vorige Barbarey zurückgestürzt. Wir haben zwar die Künste verfeinert, eine allgemeine Industrie eingeführt und die Befriedigung unserer Bedürfnisse vervielfältigt; aber eben dadurch ist die Anzahl der Glücks- und Unglücksfälle, welche die Menschheit möglicherweise treffen können, ganz außerordentlich vergrößert worden. Seit diesem Zeitpunkte bleibt den Obri-

keiten keine andere Wahl übrig, als entweder bey ihren Veranstaltungen mit der größten Klugheit, Vorsicht und Standhaftigkeit zu Werke zu gehen, oder ihre Auflösung selbst zu beschleunigen.

Es ist viel und mancherley von den moralischen Ursachen, welche die französische Revolution veranlaßt haben sollen, gesprochen worden, und ich bin gar nicht Willens, irgend eine von denen zu läugnen, woraus man sie herzu-leiten sucht. Allein ein Volk kann sich geraume Zeit in einem Zustande der Unruhe und des Aufwiegelns befinden, ohne daß dadurch in seinen Sitten oder in seiner Staatsverfassung eine Revolution bewirkt wird. Erinnern Sie sich, daß hier nicht von der ersten Veranlassung die Rede ist, die ihren Grund in der öffentlichen Meynung hat, sondern von der zweyten, welche sich von den stürmischen Bewegungen des großen Haufen herschreibt. Wodurch aber brachte man diesen zum Aufbrausen? Dadurch, daß man ihn darben ließ, oder wenigstens die Besorgniß in ihm erregte, er werde verhungern müssen. Kaum war dieß geschehen, als jedermann in Angst und Schrecken gerieth, die Arbeitsmittel feltener wurden, und die Anzahl der Hülfslosen ganz außerordentlich anwuchs. Gleich darauf verschwand aller Luxus, und das fürchterlichste Elend trat an dessen Stelle. Jetzt brachte man die Plünderung der höhern Stände in Vorschlag, um sich auf diese Art wieder zu erholen. Als man jedoch dem Bettelvolke die Ausfücht eröffnete, sich des Vermögens der Reichen zu bemächtigen, ging es ihm gerade so, wie dem Tantalus mitten im Wasser; es war

nicht vermögend seinen Durst zu löschen; es gerieth in Wuth; die Proceuduren der Confiscation kamen ihnen viel zu langweilig vor; man mußte jene, die etwas hatten, todt schlagen, damit die befriedigt wurden, welche nichts hatten. So entstanden die Armeen, die Revolutionsauschüsse, das Maximum; und überhaupt alle Greuel, die jenen fürchterlichen Zeitpunkt charakterisiren. Aus einer solchen Tiefe des Unglücks kann man sich nicht anders als nur allmählich wieder zur Ruhe, zum vorigen Wohlstand erheben; auch giebt es schlechterdings kein anderes Hülfsmittel, wodurch dieß bewirkt werden kann, als Arbeit: denn sobald einer wie der andere seine gewöhnliche Beschäftigung wieder zur Hand nimmt, lebt die Industrie wieder auf, vergrößert sich die Consumption, vervielfältigen sich die Produkte, ändern sich die Meynungen, und tritt endlich eine friedliche Stille wieder ein*); aber das erste Glied dieser Kette muß unzertrennbar mit einer gutgeordneten dauerhaften Staatsverfassung verbunden seyn, und diese beruhet auf der Erhaltung des Eigenthums. Hieraus folgt, daß der Preis der Ländereyen, der Werth des Geldes, der Zustand der Künste und des Handels, die

*) Anhaltende Arbeit und Industrie vertreten gleichsam die Stelle einer arithmetischen Probe, woran man die Güte der Staatsverfassung erkennen kann, und diese dient hinwiederum zu einem moralischen Beweise, wodurch die wohlthätigen Folgen der Arbeitsamkeit und Industrie in ihr gehbriges Licht gesetzt werden.

die sichersten Kennzeichen sind, wornach man die Lebenskraft oder das Hinwelken unserer Staatskörper beurtheilen kann.

Da nun Europa an den Unruhen, welche Frankreich zerrütteten, bis auf einen gewissen Punkt, Antheil nahm, so mußte es natürlich, jedoch nach Verhältniß seines weitgeschichtigen Umfangs, die traurigen Folgen der französischen Revolution und des daraus entstandenen Kriegs ebenfalls empfinden. Hierin liegt der Grund, warum die Verheerung der französischen Colonien, und der unvermeidliche Untergang, welcher allen übrigen drohet, zeither so außerordentlich wenig Eindruck auf dasselbe machte. In verschiedenen Staaten schmeichelte man sich lange mit der Hoffnung, Frankreichs Elend werde sich nicht bis über die Gränzen erstrecken; einige Völkerschaften glaubten sogar, dessen Entvölkerung und Armuth müsse ihnen zum Vortheil gereichen; und es würde eben nicht sehr zum Verwundern seyn, wenn man sich eingebildet hätte, der Untergang der französischen Colonien werde andern, die denselben überlebten, allerley Mittel und Wege zeigen, ihre Reichthümer zu vermehren.

Jetzt gehe man nach Paris, und sehe, in wiefern sich diese Meynung auf die neuen Eigenthümer anwenden läßt, die seit der Revolution entstanden sind. Diese können uns den sichersten Maasstab an die Hand geben, dieselbe zu beurtheilen. Anstatt der Genügsamkeit, welche die ehemaligen Eigenthümer, gleichviel ob sie vom höchsten Rang waren, oder das Jahr hindurch nur hundert Louis-

Zweiter Theil.

o

vor zu vergehren hatten, durchgehends charakterisirte, fällt einem jetzt der ungeheure Luxus und Reichthum einiger neugebackenen Glückstritter in die Augen, der mit dem allgemein herrschenden Elende und mit den dürftigen Umständen derer, die keine Aehnlichkeit mit ihnen haben, den auffallendsten Contrast macht. Ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß die vernünftigsten unter diesen Leuten, im Nothfall, gern einen Theil ihres Vermögens aufopfern würden, um sich im ruhigen Besiz des übrigen zu erhalten? Eben so verhält es sich mit den Vortheilen, welche der Krieg und die Revolution einigen neutralen Staaten, wie zum Beyspiel der Schweiz und der freyen Reichsstadt Hamburg, verschaffte. Allem Vermuthen nach sehen sie jetzt ein, daß ungleich mehr dabey zu gewinnen ist, wenn in einem auswärtigen Staate Friede und Ordnung regiert, als wenn derselbe durch innere Unruhen zu Grunde gerichtet wird. Die Civilisirung, der Handel und die Künste, haben die meisten europäischen Völker heutiges Tages so innig mit einander verbunden, daß sie als eine Art von elektrischer Kette zu betrachten sind, vermittelt deren sich jede gewaltsame Erschütterung fortpflanzt, so daß die Desorganisation des einen, fast auf alle andere zurückwirkt, nur mit dem Unterschiede, daß sie diese Wirkung mehr oder weniger spüren.

Wenn man demnach die Colonien aus dem einfachen und wahren Gesichtspunkte betrachtet, welchen ich so eben angegeben habe, nämlich als eine Werkstätte, die dem ganzen Europa seinen Unterhalt verschaffe; sollte man da

wohl Anstand nehmen, meiner Behauptung bezuzusplichten, daß allen Landesregierungen daran gelegen seyn müsse, für deren Erhaltung zu sorgen?

Ich sagte ferner, es sey für das Staats- und Handels-System Europens ganz gleichgültig, ob sich diese oder jene Nation im Besitz dieser oder jener Colonie befinde; die Verbotsgesetze, welche man daselbst einführe, könnten zwar die heilsamen Wirkungen des gemeinschaftlichen Eigenthums, welches in der Masse und dem Umlauf der Colonialprodukte bestehe, vermindern, verzögern, aber schlechterdings nicht hemmen; die Wichtigkeit und Nothwendigkeit dieses Umlaufs mache es unmöglich, einen ausschließlichen Kleinhandel einzuführen, und fodere, ungeachtet jener Verbotsgesetze, jedes commercirende Volk auf, an den wohlthätigen Folgen jenes Handels nach Verhältniß seiner Industrie Antheil zu nehmen.

Einen Theil dieser Behauptung habe ich bereits mit Thatsachen belegt. Nun will ich auch das Uebrige durch Thatsachen erweisen und durch Bemerkungen, die darauf Bezug haben.

Die Gewohnheit, dem Mutterlande einen ausschließlichen Handel nach seinen Colonien zuzueignen, und diesfalls Verbotsgesetze einzuführen, ist allen europäischen Völkern eigen. Jedes sucht dadurch seine Nationalindustrie emporzuheben, und der Industrie der Ausländer Einhalt zu thun. Daß sie diesen zwiefachen Endzweck unter gewissen Bedingungen eine Zeitlang erreichen, und sich dadurch große Vortheile verschaffen können, ist nicht dem geringsten Zweifel unterworfen.

Spanien ist hierzu eben so gut berechtigt, wie England. Nun belieben Sie aber einmal zu erwägen, was für ein ungeheurer Unterschied in Rücksicht der Resultate statt findet! Durch die strengsten Verbote konnte es Spanien nie dahin bringen, seine Industrie emporzuheben, oder das Gold und Silber zu behalten, das ihm aus seinen Colonien zugeschickt wurde*). In seinen volkreichsten Provinzen, wo sich die Cultur im blühendsten Zustande befindet, ist es weder den Verbotsgesetzen noch ihrem Einfluß zuzuschreiben, daß die Industrie die Produkte und Consumtion vielfältigt, solchergestalt bis zu auswärtigen Völkern dringt, und durch den Tauschhandel Waaren von ihnen bezieht.

Allein in jenen Provinzen, die es am Mittelländischen Meere besitzt, und wo sowohl die Bevölkerung als die Cultur seit zwey Jahrhunderten darnieder liegt, ist, ungeachtet des ausschließlichen Handels mit Peru und Mexiko, weder ein Mensch, noch ein Gewerbe, ja nicht einmal eine einzige Pflanze mehr entstanden, als schon zuvor da war.

So klar und deutlich es sich hieraus ergibt, daß die Verbotsgesetze Spanien gewiß nicht reicher machten, eben so wenig ist ein vernünftiger Grund vorhanden, sie als die Ursache des ausgebreiteten und mit der größten Lebhaftigkeit betriebenen Handels zu betrachten, dessen sich

*) Es ist bekannt, daß weder Gold noch Silber aus Spanien geschafft werden darf, und gleichwohl wird ganz Europa von Spanien und Portugall damit versehen.

Großbritannien zu erfreuen hat; denn dieser beruhet auf dem Zustande seiner Bevölkerung und Cultur, der, unter dem Schutze einer Regierungsverfassung, welche ganz vorzüglich mit dem Charakter der Nation übereinstimmt, zu einem sehr hohen Grade von Vollkommenheit gelangt ist.

Hier könnte man mir vielleicht einwenden, es sey zwar andern, daß man nicht überall deutliche Beweise von den heilsamen Wirkungen der Verbotsgesetze, (die ich jedoch keineswegs für ganz verwerflich erkläre, sondern nur in vielen Fällen für unnützlich und schädlich halte) wahrnehme; hieraus aber lasse sich noch lange nicht folgern, daß ein Volk die Handelsfreyheit einführen könne, ohne sich dadurch zugleich die gefährlichsten und nachtheiligsten Folgen zuzuziehen. Ich muß also wohl die Erfahrung wieder zu Hülfe nehmen, und will demnach untersuchen, was wohl daraus entstehen würde, wenn sich ein industriöses Volk plötzlich ein wichtiges Monopol entrisse, oder was vielmehr, da sich dieser Fall bereits wirklich ereignet hat, daraus entstanden ist.

Ehe der Krieg mit den englischen Colonien auf dem Continente von Amerika zum Ausbruch kam, wodurch sie sich unabhängig machten, betrachtete man dieselben als die köstlichsten unter allen Besitzungen, welche Großbritannien zugehörten. Alle Politiker, sowohl in England als in Frankreich, waren der Meinung, daß die Trennung derselben von dem Mutterlande, sowohl für die Schiffahrt als für die Manufakturen der brittischen Nation die gefährlichsten Folgen haben würde. Lord Sheffield war der einzige,

welcher sich die Freyheit nahm, das Gegentheil zu behaupten. Er belegte es mit Gründen, welche die tiefste Kenntniß der Hülfquellen und des Interesse seines Vaterlandes voraussetzten, und der Erfolg bewies, daß er sehr richtig geurtheilt hatte.

Die Ausfuhr aus England nach Nordamerika hat seit der Wiederherstellung des Friedens immer mehr und mehr zugenommen, und dem erstern weit größere Vortheile verschafft, als der ausschließliche Handel *). Gerade deswegen, weil die amerikanischen Seehäfen für alle Nationen geöffnet wurden, erhielten die Fabriken in England größere Bestellungen, und schickten weit mehr Waaren außer Landes, als vorher. Die Ursache hievon liegt deutlich zu Tage. Ueberall, wo die Bevölkerung und Consumtion zunimmt, können sich die geschicktesten Arbeiter und die Waarenlager, welche den meisten und besten Vorrath enthalten, den stärksten Zuspruch versprechen. Demzufolge würde England schnurstracks gegen sein Interesse handeln, wenn es seine ehemaligen Besitzungen wieder erobern, und alles wieder auf den alten Fuß setzen wollte; denn dadurch würde es nur seine Ausgaben vermehren und seinen Profit vermindern. Im Gegentheil aber hat es ein sehr in die Augen leuchtendes Interesse dabey, für die Erhaltung und Wohlfahrt der vereinigten Staaten zu sorgen. Alle Völk-

*) Ich habe zwar den dormaligen Etat der Ausfuhr nicht vor mir liegen, getraue mir aber mit voller Ueberzeugung zu behaupten, daß sich das Plus wie drey zu eins verhält.

ker, die mit ihnen in Handelsverhältnissen stehen, befinden sich genau im nämlichen Fall, und es giebt kein einziges darunter, dem die Eroberung oder die Besitznahme eines oder mehrerer von den vereinigten Staaten so viele Vortheile verschaffen würde, wie die Erweiterung seines Handels und seiner daraus entstehenden Verbindungen in jenem Welttheile.

Diese Bemerkungen lassen sich zugleich auf die Beantwortung der Frage anwenden: in wiefern Europa dabey interessiert sey, für die Erhaltung der Colonien zu sorgen; so auch auf die Wichtigkeit seines Interesse, das dortige Territorium als Souveränität zu besitzen. Alles beruhet bloß darauf, daß die Ordnung daselbst gehandhabt werde, und daß keine einzige Macht über die Masse der Colonialprodukte ausschließlicher Weise disponiren könne. Hier müssen wir jedoch einen Unterschied bemerkbar machen, der in Rücksicht dieser Art von Besitzungen statt findet. Diese sind nämlich entweder als ein Mittel zu betrachten, wodurch der gemeinschaftliche Reichthum befördert wird, oder als ein Mittel, das der Wohlfahrt anderer Staaten zum Nachtheil gereicht. Im erstern Fall wird der Ertrag der Produkte verhältnißmäßig unter diejenigen vertheilt, welche dieselben consumiren, und zwar nach Maaßgabe ihrer großen oder mindern Arbeitsamkeit. Die Macht, welche sich im Besitz des Eigenthums befindet, hat in dieser Rücksicht keinen andern Vortheil, als daß sie vorläufig ein Kapital empfängt, welches sich zwar bey ihr vervielfältigen soll, das aber zugleich wieder andere Kapitalien abwirft, welche

denjenigen Völkern zufallen, von welchen die Consumtion herrührt. Da nun aber dieser von allen beabsichtigte Zweck im zweyten Fall offenbar vereitelt werden würde, so folgt, daß jede Macht, welche die Colonien bloß deswegen zu besitzen wünscht, damit sie dieselben verheeren, oder ihnen eine solche Einrichtung geben könne, die auf den unvermeidlichen Ruin ihrer Manufakturen abzweckt, daß, sage ich, eine solche Macht, vermöge des allgemeinen Interesses aller übrigen, und zu Folge ihres gemeinschaftlichen Beschlusses, schlechterdings nicht als Miteigenthümerin zum Besitz der Colonien gelassen werden müsse. In diesem Fall giebt es ein Mittel, wobey alle Mächte ihre Rechnung finden würden, und dessen erwanigen nachtheiligen Folgen man gar leicht vorbeugen könnte. Dieses Mittel wäre: provisorische Sequestration. Denn der Gedanke, in den Colonien eine Universalmonarchie zu errichten, ist eine Schimäre, die zwar allensfalls einen Gengis Kan beschäftigen könnte, aber nie den Beyfall eines freyen, wohlhabenden und aufgeklärten Volks erhalten wird. Dasjenige, welches bloß darauf ausginge die übrigen sammt und sonders zu berauben, und alle Colonialprodukte in seinen Händen zu behalten, würde sich eben dadurch für den Feind aller andern Völker erklären. Es würde sich dadurch zwar größern Gefahren aussetzen, aber fürwahr weder seine innere Stärke noch seinen Wohlstand vermehren. Seine Ruhe würde nur um so mehr bedrohet, sein Handel unterbrochen, und der Etat seiner Ausgaben auf eine ungeheure Art vermehrt werden. Es würde seine Menschen und seine

wirklichen Reichthümer verschwenden, um eingebildete Schätze zu erlangen. Denn, nähme es die Colonialprodukte bloß beschwigen in seine ausschließliche Verwahrung, um sie für einen mäßigen Preis zu veräußern, so würde es bey seinen mächtigen Zurüstungen nicht nur nichts gewinnen, sondern ganz Europa würde dieselben noch überdieß mit gleichgültigen Augen betrachten. Wollte es hingegen die Preise der Waaren auf eine unmäßige Art erhöhen, und zu dem Ende neue Abgaben einführen, so würde sich die Consumtion derselben vermindern, und die Arbeitsleute würden schlechterdings nicht dabey bestehen können. Ueberhaupt liegt eine Voraussetzung dieser Art gar nicht im Reiche der Möglichkeit. Der amerikanische Continent wird immer unter mehrere große Mächte (gleichviel ob ältern oder neuern Ursprungs) vertheilt bleiben, und die benachbarten Inseln werden nun und nimmermehr einen gemeinschaftlichen Oberherren angehören. Alle politische, fiscalische und merkantilische Combinationen haben ihre bestimmte Gränze, welche man nicht ohne die größte Gefahr überschreiten darf. Wenn man mir daher die gewaltige und ausschließliche Macht, welche Großbritannien in Ostindien besitzt, zum Beweiß dessen angiebt, was es in Amerika zu unternehmen vermöge; so erwidere ich hierauf Folgendes: zwischen dieser Vergleichung findet gar kein Verhältniß statt. Eben diese Erweiterung der brittischen Macht in Osten, veranlaßt die Einschränkung derselben in Westen. In Ostindien trägt die freywillige Unterwürfigkeit eines großen und ansehnlichen Volks, das nach sehr liberalen

Grundsätzen regiert wird, von selbst zur Aufrechthaltung jener Macht bey; da hingegen in Westindien alle Hülfsmittel, welche der Macht zu Gebot stehen, nur im Aeußern beruhen, und zum Nachtheil der innern Macht desjenigen Volks, welches die Oberhand hat, angewendet und von Zeit zu Zeit erneuert werden. Hieraus folgt demnach, daß man da, wo zwischen der Macht und dem Handel eine Art von natürlichem Gleichgewicht statt findet, zu Beförderung des gemeinschaftlichen Interesse nichts besseres zu thun vermöge, als daß man dieses Gleichgewicht so viel möglich zu erhalten suche, und nicht den allergeringsten Vortheil aus der Aecht lasse, welcher aus demselben entspringt; denn jede Verwahrlosung dieser Art verursacht einem arbeitsamen Volke nicht nur einen merklichen Schaden an seinen Vermögensumständen, sondern giebt auch den ersten Anlaß zur Unordnung. Sollte demnach das englische Volk, welches unstreitig das industriöseste unter der Sonne ist, auf seine Macht in Ostindien trogen, und glauben, daß es in dieser Hinsicht bey dem Ruin der westindischen Colonien weniger interessirt sey, als irgend ein anderes; so würde es gewiß diesen Irrthum weit schmerzlicher als jedes andere büßen müssen.

Hier ist der schicklichste Ort, die Bemerkung einzuschalten, daß der ausschließliche indische Handel die dießfalls in England errichtete Compagnie gar nicht bereichert. Nur die Territorialeinkünfte setzen dieselbe in Stand große Handelsgeschäfte zu machen. Nur der Weisheit ihrer Einrichtung, welche den Alleinhandel schwächt, hat sie es

zu danken, daß sie den daraus entspringenden Gewinn in Händen behält. Anstatt den Preis der asiatischen Waaren zu erhöhen, ist sie im Gegentheil äußerst dafür besorgt, dieselben immer so wohlfeil als möglich zu verkaufen, damit dadurch die Consumtion vermehrt werde; und da ihre Territorialeinkünfte über neun Millionen Pfund Sterling betragen, so behält sie, nach Abzug aller Kosten, noch immer einen reinen Gewinn von wenigstens zwey Millionen übrig. Was den Vortheil anbelangt, welchen ihr die Ausfuhr von englischen Produkten nach Indien verschafft, so erhalten dadurch die auswärtigen Manufakturen freyern Spielraum auf andern Märkten, und also eine Art von Schadloshaltung durch andere Gewinne. Sogar der Profit, welchen die Compagnie von dem Verkauf jener, nach ihren in Asien befindlichen Comptoirn, versendeten Waarenartikel zieht, vertheilt sich wieder unter auswärtige Kaufleute, und fließt zuletzt da zusammen, wo die indischen Waaren consumirt werden. Die Nothwendigkeit dieser letztern Zahlung bringt wieder einen neuen Werth hervor; denn außerdem würde man die Waaren nicht mehr als einmal, oder wenigstens nur so lange verkaufen können, bis die Geldbörse der Käufer erschöpft wäre. Aus diesem allen ergibt sich, daß der Handel nur in sofern von Dauer seyn kann, als er sich auf wechselseitige Vortheile gründet, und daß es die größte Thorheit sey, wenn man glaubt, ein Volk könne dadurch, daß es ein anderes in Armuth stürzt, nicht nur zu Reichthümern gelangen, sondern sich auch auf lange Zeit hinaus im Besitz derselben erhalten.

Ich wende mich nun wieder zu meinem Hauptsatze, und will nunmehr die Ideen, welche ich Ihnen mitgetheilt habe, so genau als möglich zu entwickeln suchen. Sind sie richtig, so müssen sie uns auf Folgerungen führen, gegen die keine Einwendung statt findet. Sollte hingegen ein Irrthum dabei zum Grunde liegen, so wird er um so deutlicher ins Auge fallen, und sich desto leichter berichtigen lassen, wenn ich meine Sätze enger an einander reihe und sie dadurch besser ins Licht setze.

Im Jahr 1791 konnte man den Ertrag der sämtlichen Annullen zu vier hundert Millionen Livres Tournois anschlagen, und vermöge der großen Verbesserungen, deren ihre Cultur fähig ist, würden sie in der Folge noch ungleich mehr einbringen. Dadurch daß diese Geldsumme auf den Marktplätzen Europens in Umlauf gebracht wurde, entstand wieder eine gleiche Summe neuer Produkte, die ihrer Seite wieder andere Zweige der Industrie in Bewegung setzten, und dieses ging so weit, daß der geschickteste Arithmetiker nicht vermögend seyn würde jene fortwauernde Reaction genau zu berechnen.

Von Anbeginn dieser Niederlassungen bis zu dem Zeitpunkte, wo ihr Wohlstand die mittlere Höhe erreicht hatte, fand der ausschließliche Handel des Mutterlandes daselbst seine Nahrung. Die Schifffahrt vergrößerte sich; seine Capitalien wuchsen stärker an, und die Anzahl der Arbeiter im Innern von Frankreich nahm außerordentlich zu. Allein seit jenem Zeitpunkte, wo der Verkauf und die Circulation der Colonialwaaren für auswärtige

Nationen ein wesentlicher Gegenstand des Tauschhandels wurde, muß man die Wichtigkeit der Colonien für jedes Volk, (gleichviel ob ihm das dort befindliche Eigenthum zugehört oder nicht), bloß nach dem Verhältniß der Consumptionen und Reproduktionen berechnen, die dadurch veranlaßt werden.

Demzufolge muß nicht nur denjenigen Mächten an Erhaltung der Colonien gelegen seyn, die daselbst Eigenthum besitzen, sondern überhaupt allen Völkern, welche Colonialwaaren consumiren.

Kein einziges Volk kann die Colonien als einen Zuwachs seiner Territorialmacht betrachten; denn die Triebfedern, die Werkzeuge dieser Macht, müssen erst aus Europa dahin geschafft werden. Allein sie sind die Hülfsmittel, alle Nationen, die an dem Handel der Colonien Antheil nehmen, zu bereichern und in Thätigkeit zu setzen, und diejenige, welche unter allen die betriebfamste ist, hat heutiges Tages den größten Antheil an ihrem Eigenthume.

Nach der allgemeinen Richtung, welche die Industrie und der Handel Europas genommen hat, wird es beynahe ganz unmöglich, daß irgend eine Macht sich das unumschränkte ausschließliche Eigenthum der Colonien und das Monopol ihrer Produkte anmaßen kann. Selbst die Vertheilung derselben, nach ihrer bisherigen oder auf irgend eine andere Weise, in Rücksicht der Oberherrschaft, kann nur in so fern ein allgemeines Interesse für Europa haben, als es darauf ankommt, dieselbe unwiederrusslich festzusetzen.

Das System der Ausschließung, und die Verbots-
gesetze, haben demnach heutiges Tages einen großen Theil
von ihrer Wichtigkeit verloren; denn die Vervielfältigung
der Produkte und der Consumption gehet dormalen über
alle Gränzen, und hat das Verhältniß des Gewinns so in-
nig mit dem Verhältniß der Industrie verwebt, daß die
Erzeugnisse einer Colonie, derjenigen Macht, welche sie be-
sitzt, vielleicht nicht die Hälfte desjenigen Gewinnes ge-
währt, der durch die Circulation derselben bey einem
andern Volke entsteht, das die Industrie liebt, und
daß man sich gar leicht eine Verkettung der Dinge vor-
stellen kann, kraft deren das Königreich Preußen oder
Böhmen, bey der Vernichtung der Colonien, eben so viel
verlieren würde, als irgend eine Macht, die dort Besit-
zungen hat.

Hieraus erhellet das allgemeine Interesse, kraft des-
sen ganz Europa daran gelegen seyn muß, daß die Colo-
nien erhalten, verbessert und gut regiert werden. Ferner
ergiebt sich, daß, wenn irgend eine Macht, welche Colo-
nialeigenthum besitzt, durch ihr Privatinteresse bewogen
werden sollte, ihrer Nebenbuhlerin Schaden zuzufügen, sie
zu attrahiren, ihre Niederlassungen zu verwüsten, und der-
selben ihr Souveränitätsrecht zu entreißen, dieses nämliche
Interesse durch ein gegenseitiges im Gleichgewicht gehalten
werde, vermöge dessen der verursachte Schaden zum Theil
auf sie selbst zurückfällt, und sie sich der größten Gefahr
aussetzt, indem sodann alle übrige commercirende Mächte

durch ihr überwiegendes Interesse in die Nothwendigkeit gesetzt werden, gemeinschaftlich gegen sie zu agiren.

Wenn nun aber allen gemeinschaftlichen und Privatinteressen Genüge geschehen soll, so würde wohl der Zustand des Friedens, allem Anschein nach, derjenige Zustand seyn, in welchem die Manufaktur-Colonien nothwendigerweise und auf eine permanente Art versetzt werden müßten; denn da man sie nur unter gewissen Bedingungen als ein Mittel zu Vermehrung der Macht und des Reichthums betrachten kann, so würde die Eroberung derselben derjenigen Nation, welche sie unter ihre Nothmässigkeit brächte, schlechterdings zu nichts nützen; da hingegen ihre Industrie und folglich auch ihre politische Macht, durch deren Erhaltung und Verbesserung, immer mehr und mehr gewinnen würde.

Ich bitte Sie, die wichtige Distinction nicht aus der Acht zu lassen, die ich zwischen der Eroberung eines solchen bevölkerten Landes festsetze, dessen bloße Besiznahme einem System, welches einzig und allein auf die Vergrößerung der Macht abzielt, zu statten kömmt, und zwischen der Eroberung eines solchen Territoriums, dessen Bewohner nur zur Beförderung des Manufakturwesens und zu Errichtung eines Handelssystems zu gebrauchen sind, und folglich die Macht des Siegers auf keine andere Weise vermehren können, als nur durch Arbeit und Consumtion. Jene Eroberungen veranlassen Krieg und dienen ihm zur immerwährenden Nahrung; diese hingegen führen die In-

dustrie herbey, und machen, daß alle dabey interessirte Partheyen den Krieg als das größte Unglück verabscheuen.

Die Landesregierungen sehen sich bloß darum so oft mit einander in Krieg verwickelt, weil jede nach einem gewissen Grade von Macht strebt, wodurch sie ihre Oberherrschaft zu behaupten, und sich gegen jede Beleidigung sicher zu stellen sucht. Befände sich eine darunter, die bis zu dem Punkte gelangt wäre, auf welchem sich August nach Vollendung seiner Siege befand, so würde sie, eben so gut wie er, der Welt den Frieden schenken, und in Rücksicht ihrer moralischen Beweggründe eben so wenig Verdienst dabey haben. Es ist daher sehr natürlich, daß sie alle diejenigen unangefochten lassen, die ihrer Glückseligkeit keinen Eintrag thun, und noch überdieß ihrem Stolze fröhnen.

Mithin läßt sich nach dem sehr einfachen Calcul des Interesse, wenn gleich nicht nach den Wünschen der Philanthropie, (die zwar alle Achtung verdienen, aber leider nichts auszurichten vermögen) leicht erachten, daß die gesunde Vernunft endlich den Zeitpunkt herbeyführen werde, wo man sich gezwungen sehen dürfte, die Anrillen in den Zustand eines eben so nothwendigen als permanenten Friedens zu setzen. Das heißt: man wird diese Inseln, während des Kriegs, welchen die europäischen Mächte gegen einander führen, für ein neutrales Gebiet erklären, und ihren Bewohnern die Erlaubniß gestatten müssen, ihre Waaren trotz allen Kriegszufällen frey und ungehindert außer Landes zu schicken; denn es ist ja nicht nur einer von
den

den Grundsätzen der gesunden Politik, von der Gewinnsucht allen möglichen Vortheil zu ziehen, sondern kann auch dem allgemeinen Interesse wenig verschlagen, ob eine Ladung Zucker in diese oder jene Hände kömmt, wenn sie nur überhaupt in Umlauf gebracht wird.

Geschähe dieß, so würden die Colonien, welche ich zeither für ein gemeinschaftliches Eigenthum der gesammten europäischen Republik erklärt habe, jene Consistenz wirklich erhalten, und sich unter dem allgemeinen Schutze zu einem hohen Grade des Wohlstandes emporschwingen, ohne daß die verschiedenen Souveräns, unter deren Vorherrschaft sie zeither standen, noch ferner genöthigt seyn würden, einander den Besitz derselben streitig zu machen.

In diesem Fall würde die Ausübung der Souveränitätsrechte mit gar keinem Aufwande mehr verbunden seyn; denn jede Colonie würde die Kosten, welche ihre Staatsverwaltung erfordert, von selbst aufbringen können; und da hiernächst keine zufälligen Kriegsabgaben mehr statt hätten, so würde jeder rechtmäßige Vorwand, die Verbotsgesetze noch länger beyzubehalten, gänzlich aufhören. Da jedoch jede neue Einrichtung, die von einiger Wichtigkeit ist, ihre Unbequemlichkeiten hat, und da man selbst in Rücksicht der besten nicht sorgfältig genug zu Werke gehn kann; so würde freylich die Abschaffung der Verbotsgesetze dem Vortheil der sämmtlichen Interessenten nur dann gemäß seyn, wenn Europa durch Krieg zerrütet wird. In Friedenszeiten könnte jede Macht, welche Colonial-eigenthum besitzt, das ausschließliche Privilegium ihres Co-

Zweyter Theil. P

lonialhandels, wenn es ihr sonst gut dünkte, beybehalten, oder auch die Ausländer daran Theil nehmen lassen, weß Endes mit beyderseitiger Genehmigung ein Tarif zu verfertigen seyn würde, worauf die Abgaben, welche von der Ein- und Ausfuhr der Waaren entrichtet werden müßten, zu bestimmen wären. Auf diese Art würde die Souveränität nicht nur nichts von ihren Vortheilen verlieren, sondern nur noch mehr befestigt werden *).

In dieser Voraussetzung läßt sich keine militärische Unternehmung denken, die auf einen nützlichern Gegenstand gerichtet, und dem allgemeinen Interesse angemessener wäre, als diejenige seyn würde, welche man mit dem Eintritt des Friedens nach dem allgemeinen Wunsche und mit Uebereinstimmung aller Seemächte veranstalten müßte, um die Ordnung und Cultur in allen jenen Colonien wieder herzustellen, die durch die Revolution mehr oder weniger gelitten haben.

Dieser nämlichen Autorität würde das Recht zustehen, die endliche Einrichtung der Colonialverfassung zu bestimmen, die so gleichförmig beschaffen seyn müßte, daß sie durch irgend eine andere gesetzgebende Gewalt schlechterdings nicht wieder umgestoßen werden könnte.

Ich sagte bereits, daß die Basis dieser Verfassung heutzutage nichts anderes seyn könne, als was sie wirklich ist.

* Der Ruin der französischen Colonien, und des Handels von Bourdeaux, macht es unumgänglich nöthig, ihnen wenigstens während eines Zeitraums von einigen Jahren die uneingeschränkte Handelsfreyheit zuzugestehen.

Nicht die Moral, sondern die Macht hat den Grund zur Entstehung der Reiche gelegt. Unter allen politischen Gesellschaften existirt keine einzige, die durch die strenge Anwendung philosophischer Grundsätze entstanden wäre, oder vermittelst derselben regiert und aufrecht erhalten werden könnte. Die Unordnung war unser ursprüngliches Element; die Ordnung trat nur erst dann ein, als wir der Gewalt gehorsamen mußten; und die aufgeklärte Vernunft, die reinste Moral, dürfen in politischer Hinsicht auf nichts anderes abzielen, als dem Eindruck, welchen die Gewalt verursacht, die gehörige Richtung zu geben, und ihn zu mildern; sobald sie aber dieses Prinzip des gesellschaftlichen Lebens unterdrücken, stürzt alles wieder in das vorige Chaos zurück.

Nun hat aber die instruirende Philanthropie die gefährliche Eigenschaft, daß sie sich nicht etwa in der Form eines guten Rathes, sondern als ein wirkliches Gesetz ankündigt; und da sie an und für sich keine Zwangsmittel besitzt, so können diejenigen, deren sie sich gegen die Mißbräuche der Gewalt bedient, keine andere Wirkung hervorbringen, als daß sie der Gegengewalt freyes Spiel verschaffen*), und folglich die ganze Grundlage der gesellschaftlichen Einrichtung untergraben.

Alle die, welche gern Wohltäter des Menschengeschlechts genannt werden möchten, hätten demnach ihre

P 2

*) Unter Gegengewalt verstehe ich die Anwendung der natürlichen und individuellen Kräfte, deren sich die Menschen gegen die öffentliche Gewalt bedienen.

Wünsche und Bemühungen zwey wichtigen Bedingungen unterzuordnen.

Wie war die Gesellschaft, welche man zu reformiren sucht, gleich bey ihrer ersten Entstehung beschaffen? Wie verhält es sich mit ihrer dermaligen Existenz? Jede Einrichtung, welche mit diesem zwiefachen Zustande im Widerspruch stehet, zweckt nicht auf ihre Verbesserung ab, sondern beschleunigt vielmehr ihren Untergang. Das Genie und die Tugend würden es mit aller ihrer Macht kaum in einem ganzen Jahrhundert dahin bringen können, das Königreich Siam auf eben die Art zu constituiren, wie die vereinigten Staaten von Nordamerika.

Betrachten Sie einmal unsern Erdball! Nicht bloß Amerika, sondern Asien und Afrika, befinden sich im Stande der Sklaverey. Europens Bewohner waren ehemals ebenfalls Sklaven, und selbst noch heutiges Tages nimmt man häufige Spuren ihrer Knechtschaft wahr. Der völlige Genuß uneingeschränkter Freyheit wird nur dem Wilden zu Theil. Der erste Grad der Civilisirung legt gewöhnlich den Grund zur Sklaverey, und zu noch größerm Unglück führt ihr letztes Ziel fast immer dem Verfall der Menschheit entgegen, wenn die Beherrscher der Staaten nicht dafür sorgen, daß die Geseze und Sitten mitten unter dem Luxus der Künste, und während der Zeit, daß die sogenannte Aufklärung immer weiter um sich greift, einen imponirenden und religiösen Charakter beybehalten.

Unsere Colonialverfassung ist ihrem Ursprunge nach eben nicht barbarischer als jene, welche man bey den mei-

sten europäischen Völkern antrifft. Sie mögen sich hinwenden, wo Sie nur wollen, überall werden Sie Denkmäler wahrnehmen, die von feindlichen Einfällen, Siegen und Unterjochung zeugen. Hier hat man Menschen zu Sklaven gemacht; dort hat man sie als solche gekauft. In Asien und Afrika erhielt sich die Sklaverey bis auf den heutigen Tag; in Europa wurde sie durch die höher steigende Civilisirung modificirt, und das Feudalsystem trat an deren Stelle: aber auch dieß wird nunmehr, nachdem es mehrere Jahrhunderte lang gedauert hat, allmählich aus der Welt verdrängt.

Jetzt wollen wir bloß bey der Entstehung der Colonien und bey der Eroberung Westindiens verweilen. Auch dieses Etablissement ward, wie alle übrigen, durch das Recht des Stärkeren gegründet und sanctionirt. Die Eroberer, welche im funfzehnten Jahrhundert lebten, machten es gerade wie unsere neuern Philosophen, welche die jetzt lebende Generation dem Tode und dem Verderben preisgeben, um diejenige, welche nach Jahrhunderten auf die Welt kommen wird, glücklich zu machen.

Wir haben gesehen, daß die ursprüngliche Landesverfassung in Europa, wie allenthalben, eine nothwendige Folge des Prinzip war, welches man bey der ersten Niederlassung zu Grunde legte. Die Sittenkrieger, als die Nachfolger derer, welche zuerst die Amillen eroberten, setzten sich daselbst mit Gewalt fest. Wollten sie sich im Besitz derselben erhalten, so durften sie keine Erklärung der Menschenrechte publiciren. Als sie dort an-

kamen, waren diese Inseln entvölkert. Die freiwillige Auswanderung aus verschiedenen Gegenden Europens würde bey weitem nicht zugereicht haben, weder eine hinlängliche Anzahl, noch eine solche Gattung von Menschen zusammenzubringen, die im Stande gewesen wären, unter einem so brennend heißen Himmelsstriche das Land anzubauen. Michin mußten die Flibustiers Arbeiter aus solchen Ländern holen, wo man sie zu kaufen bekommen, und nach Willkühr über sie schalten und walten konnte.

Die Sklaverey war also eine unvermeidliche Folge der Eroberung Westindiens, und zwar von dem Augenblick an, wo die Europäer auf den Einfall geriethen, in diesem fernen Lande neue Produkte zu erzielen, und die Bedürfnisse ihres ursprünglichen Vaterlandes durch Tauschhandel zu vervielfältigen. Diese große und wichtige Speculation ist jedoch keinesweges jenen Abentheurern zuzuschreiben, die als die ersten Stifter der Colonien zu betrachten sind. Die ganze Politik jener Leute beschränkte sich bloß auf die zwar brennende, übrigens aber ganz unbestimmte Begier, einen temporären Gewinn zu erlangen. Nur den Gouvernements, unter deren Schutze sie ihre erste Unternehmungen wagten, war es vorbehalten, die Resultate derselben weiter auszudehnen. Zu dem Ende mußten sie Bedacht darauf nehmen, die einzige Art von Hülfsmitteln, welche sich den Eigenthümern zu Beförderung der Cultur darbot, in Menge herbey zu schaffen.

Gern oder nicht mußten demnach die Gouvernements, welche den Plan entworfen hatten, die Erzeugnisse Westin-

diens nach Europa zu ziehen, den Negerhandel schützen; zu gleicher Zeit machten sie es sich aber auch zum Geschäft, diese Sklaverey durch Beyhülfe der Religion, der Sitten und wohlthätiger Gesetze zu mildern, wodurch die Bestrafung dieser Unglücklichen eingeschränkt, ihr Unterhalt festgesetzt, die Wartung und Pflege derselben anbefohlen, und den Mißbräuchen der herrschaftlichen Gewalt vorgebengt wird. Hier ist die Gränze, welche das Souveränitätsrecht Europens über die Colonien schlechterdings nicht verletzen darf, wenn es nicht gegen die Eigenthümer offenbar ungerecht handeln und sich selbst in Gefahr stürzen will. Nur den Eigenthümern gebührt das Recht, ihre Negern in Freyheit zu setzen, und sowohl den Zeitpunkt als auch die Bedingungen zu bestimmen, wo dieses Vorhaben bewerkstelligt werden könne, ohne dabey ihre ganze Existenz aufs Spiel zu setzen.

Folglich hat keine gesetzgebende Gewalt in ganz Europa, weder in politischer noch moralischer Rücksicht, irgend ein Recht, oder einen gültigen Vorwand, die Freyheit der Negern zu proclamiren. In politischer Hinsicht würde dieß abgeschmactt seyn; in moralischer wäre es eben soviel, als ob man Ungerechtigkeiten und Mißbräuche durch eine unübersehbare Reihe von Verbrechen und Uebelthaten wieder zu vergüten suchte.

Wie? wird man sagen; soll denn die Sklaverey der Negern ewig fortbauern, daß man das Recht sie in Freyheit zu setzen nur solchen Menschen zuerkennt, die das größte Interesse dabey haben, sie in der Unterwürfigkeit zu erhalten?

Cur; wenn dieß nun wirklich eine unvermeidliche Folge der von mir aufgestellten Wahrheiten wäre, würdet ihr sie aus dem Wege räumen können? Hiernächst habt ihr ja das Recht und die Mittel in Händen, die Sklaverey durch Beyhülfe der Religion, der Sitten und Geseze, zu modificiren. Was begehrt ihr denn mehr? Die Zeit, welche in Europa schon so mancherley Dinge zu Stande gebracht hat, wird für das Uebrige sorgen. Wenn diese bey den asiatischen Völkern hierin keine Abänderung bewirkt, so geschieht es bloß darum, weil sich ihre Religion, ihre Sitten und Geseze mit der Sklaverey vereinbaren lassen. Allein in unsern Colonien, wo ihre Existenz lediglich auf der Nothwendigkeit beruhet; wo, diesen einzigen Punkt ausgenommen, die Meynungen und Sitten der Europäer überall die Oberhand haben; hier bringt es die Ordnung der Dinge mit sich, daß man die Sklaverey so lange modificiren werde, bis sie nach und nach völlig aufhört, und dieß geschieht gewiß, sobald das Eigenthum ohne dieses Hülfsmittel bestehen kann *).

Wünschen Sie vielleicht die Motiven dieser Einrichtung, welche von einigen so heftig angegriffen, von an-

*) Wenn man diesen Maaßstab bey seinen Meynungen zum Grunde legt, so wird man von der einen Parthey als ein Agent des Despotismus, und von der andern als ein gefährlicher Philanthrop verschrien. Indesß giebt es aber doch auch gutdenkende Menschen, welche ganz anders urtheilen. Es würde fürwahr wenig Verdienst dabey seyn, wenn man nur in sofern etwas Nützliches unternehmen wollte, als man sich auf den Beystand derer verlassen kann, welchen man dadurch eine Wohlthat erzeigt.

bern so ungeschickt vertheidigt wird, noch umständlicher aus einander gesetzt zu sehen? so belieben Sie gefälligst beygehende zwey Broschüren zu lesen. Vernünftige Leute können nicht mehr begehren, als daß man sie überzeuge, es sey unmöglich dieselbe zu vernichten, ohne sich der größten Gefahr bloßzustellen; es sey unmöglich etwas besseres an deren Stelle zu setzen, wenn man der Zeit in ihren Wirkungen vorgreife.

Daß ich dieß Schreiben drucken lasse, geschieht deswegen, weil ich zeither weit mehr Aufmunterung erhalten habe, als ich getadelt worden bin. Sollte der Plan, wovon ich Ihnen hier bloß die Skizze vorlege, von den Großen mit Beyfall aufgenommen, und hie und da berichtigt werden, so würde man auf diese Art die Colonien nicht nur retten; sondern sie wirklich in einen viel blühendern Zustand versetzen als zuvor; auch würde sich Europa weit seltner in jene blutige Kriege verwickelt sehen, die dasselbe gewöhnlich alle zehn Jahr einmal zu verwüsten pflegen. Allem Vermuthen nach wird man mir schuld geben, dieser Vorschlag habe viel ähnliches mit dem ewigen Frieden des Abbe Saint Pierre, und zwar gerade deswegen, weil er nicht die geringste Ähnlichkeit mit demselben hat; denn seine Hülfsmittel bestanden bloß in der Einbildung, da hingegen die meinigen unmittelbar aus der Beschaffenheit der Sachen entspringen. Seine Rathschläge gründeten sich mehr auf die Moralität der Volksherrscher, als auf ihre Interesse, die meinigen aber beziehen sich mehr auf ihr Interesse, als auf ihre Moralität. Das Gleichgewicht

Europens, wovon nicht nur zur Zeit jenes Schriftstellers die Rede war, sondern auch noch dormalen gesprochen wird, und welches die Regenten bald einzuführen, bald wieder umzustossen suchen; dieses Gleichgewicht, welches bis auf den heutigen Tag nur ein Traum ist, könnte allerdings auf einer dauerhaften und unerschütterlichen Grundlage befestigt werden. Zum Beweis daß es noch nicht existirt, können unter andern die Veränderungen dienen, welche verschiedene große Staaten in unsern Tagen erlitten haben, so wie hingegen der Beweis von dessen Nothwendigkeit daraus erhellet, daß ein Staat um den andern alles Mögliche anwendet, dasselbe unter diesen oder jenen Verhältnissen einzuführen, um gleich darauf es auf immer zu vereiteln. Sollten wohl die meisten Allianz- und Gegenallianz-Traktaten, wodurch man die Wohlfahrt Europens zu befördern sucht, einen andern Zweck haben? Es würde sehr überflüssig seyn, dieß mit Beyspielen zu belegen; denn jeder rechtliche Mann muß es sich heutiges Tages mehr als jemals zur Pflicht machen, den Landesregierungen seinen Beystand zu widmen, aber nicht ihr Verfahren zu kritisiren. Indesß kann ich nicht umhin, Ihnen noch zu guter Letzt eine Bemerkung über den gegenwärtigen Zustand Europens mitzutheilen.

Ich muß hier etwas, das leider noch nicht erwiesen ist, als entschieden voraussetzen; daß nämlich die französische Revolution geendigt, die Nation wieder zu sich selbst gekommen sey, und unter einer gut eingerichteten Staatsverfassung in Ruhe und Frieden lebe. Da man die Folgen

dieser fürchterlichen Explosion sehr lange spüren wird; da sie, gleich dem Kanonendonner, der, durch den Wiederhall vervielfältigt, über Berg und Thal ertönt, sich immer weiter und weiter verbreiten; so ist es eben nicht unwahrscheinlich, daß die europäischen Mächte, welchen dieser durch die Erfahrung erlangte Unterricht so theuer zu stehen kommt, auf Mittel und Wege denken werden, jedem ähnlichen Unwesen in Zukunft vorzubeugen. Unter diesen Maaßregeln können einige sehr nützlich, andere hingegen desto schädlicher seyn; z. B. solche, die auf Unterdrückung abzwecken, oder auf andere Art gegen die Wohlfahrt der Völker gerichtet wären, oder sich nicht mit dem wahren Interesse vertragen, welches von rechtswegen zwischen Regierenden und Regierten stattfinden muß. Denn man darf es sich nicht länger verhehlen, daß heutiges Tages alle denkende Köpfe drey Klassen ausmachen. In die erste Klasse gehören alle die, auf welche die Mißbräuche der Obergewalt einen solchen Eindruck gemacht haben, daß sie sich auf die unüberlegteste Art von der Welt zu allen möglichen Neuerungen gebrauchen lassen, und folglich jene Faktionen unterstützen, denen es nie an Recruten fehlen kann, so lang es Hungerleider und schlecht denkende Menschen giebt. Die zweyte Klasse besteht aus jenen, die vor den Folgen der Zügellosigkeit bebten, sich dem Despotismus in die Arme werfen, und von allen denen auf das Nachdrücklichste unterstützt werden, die sich entweder vermöge ihrer Geburt zu dessen Vertheidigung berufen fühlen, oder sich sonst zu irgend einem größern oder subordinirten

Grade von Macht und Gewalt emporzuschwingen suchen. Endlich giebt es auch noch eine dritte Klasse, der unter allen unstreitig die meiste Achtung gebührt, und die man wenigstens um deswillen nicht ganz hintansetzen sollte, weil lauter einsichtsvolle und rechtschaffene Menschen zu derselben gehören, die zwar nur alltägliche Eigenthümer sind, aber in Rücksicht ihrer Gesinnungen gewiß nicht zu den Alltagsmenschen gezählt zu werden verdienen. Diese Leute wünschen und begehren nichts weiter, als die Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe. Jede Art von Bedrückung und Gewaltthätigkeit ist ihnen eben so verhaßt, wie jede Art von Revolution. Sie wollen, in Bezug auf Freyheit und Unterwürfigkeit, bloß das, was die gesunde Vernunft und Gerechtigkeit erheischt; nämlich: Gehorsam gegen die Gesetze und Achtung für Eigenthum und persönliche Sicherheit. Sie behaupten bloß darum, daß der Sklavenhandel nothwendig sey, weil sie mit Gewißheit voraussehen, daß die Abschaffung desselben weit größeres Unheil nach sich ziehen würde. Sie schicken sich in alles was zu ertragen ist, widersetzen sich aber auch allem was sich nicht ertragen läßt, und diese Art von Widersetzlichkeit, die in der Schweiz, in Holland, England, Schweden und Dänemark zum Ausbruch kam, war immer viel mächtiger in ihren Wirkungen, als die Staatsregierungen, welche sich Mißbräuche erlaubten.

Da sich nun die Gemüther in dieser Stimmung befinden, so fragt sich: Welches sind wohl die zweckmäßigsten Mittel und die ausführbarsten Proceuduren, deren man

sich bedienen muß, um durch die vorläufigen Anstalten zu Etablirung eines wirklichen politischen Gleichgewichts die allgemeine Ruhe in Europa wieder herzustellen? Denn die Gründung und Befestigung desselben muß man der Zeit überlassen.

Bei dieser Untersuchung kommt es, meines Erachtens, hauptsächlich darauf an, die streitigen Punkte des Interesse von denen abzusondern, die solches nicht sind. Das Projekt, sie insgesamt mit einander zu vereinbaren, und alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, ist doch nur ein philosophischer Roman. Indes gibt es gewisse Verührungspunkte eines allgemeinen Interesse, welche so deutlich ins Auge fallen, daß man sie sehr genau bestimmen kann, und vermengte man wenigstens diese nicht mehr mit dem Interesse, worüber man streitet, so würde schon dadurch viel gewonnen seyn.

Das größte Interesse und die Hauptbeschäftigung fast aller europäischen Völker ist heutiges Tages der Handel. Die, welche ärmer als andere sind, beneiden jene wegen ihres Reichthums, und möchten gern auch dergleichen erwerben. Mithin ändert sich der Handel, vermehrt die Verbindnisse, Verbindungen und Streitigkeiten, veranlaßt öftere Kriege, weil er die Herbeschaffung der dazu benötigten Hülfsmittel erleichtert, ist aber auch zugleich die Ursache, daß sie viel kostspieliger sind als ehedem, und folglich der innern Ruhe jedes commercirenden Staates die gefährlichsten Folgen drohen. Hiernächst hat der Handel eine ganz neue Hülfquelle eröffnet, von welcher man vor

einigen Jahrhunderten noch gar nichts wußte. Ich meyne den Credit; diese eben so reichhaltige als nachtheilige Hülfquelle, welche den Reichthum der gänzlichen Erschöpfung an die Seite setzt, die den Mächten nur unter gewissen Einschränkungen Krieg zu führen gestattet, Gerechtigkeit nothwendig macht, eine gemäßigte Freyheit voraussetzt, und mit einer weisen Staatsverwaltung in Verbindung stehen muß, oder widrigenfalls mit derselben zugleich verschwindet.

Was könnte denn also Europa von jenen blütigen Kriegen, die durch Handelspekulationen veranlaßt und in die Länge gezogen werden, für Vortheil haben? Sie würden doch nur dazu dienen, ein Feuer nach dem andern zu entzünden, eine Revolution um die andere zu veranlassen. Gerade diejenigen Staaten, welche das Meiste hiebey zu verlieren haben, sollten sich am meisten angelegen seyn lassen, dem Ausbruch derselben vorzubengen, und mir ist kein Mittel bekannt, wodurch dieser Zweck so leicht und sicher erreicht werden könnte, als wenn man die Veranstaltung tröfe, daß wegen dem Besitz und Handel der Colonien gar keine Streitigkeiten mehr entstehen könnten; denn diese haben gewiß nicht weniger Blut gekostet, und einen eben so ungeheuren Aufwand verursacht, wie die Kriege auf dem festen Lande. Die Vertheilung jenes Eigenthums war bis zu einem solchen Punkte gelangt, daß allerdings eine Art von Gleichgewicht statt finden konnte, und daß es keiner einzigen Macht, die an jenem Eigenthum Antheil hatte, mehr frey stand, irgend eine andere des andern zu

berauben, ohne von allen übrigen einen gemeinschaftlichen Widerstand zu gewärtigen. Dieß ist aber nicht der einzige Umstand, welcher meine Aufmerksamkeit erregt. Der Zeitpunkt ist nun vorhanden, wo die Unmöglichkeit, jede Art von Neid und Feindschaft auszurotten, mehr als jemals den Wunsch erregen muß, alles was dazu Veranlassung geben kann zu beseitigen und solchergestalt wenigstens ihre Masse zu vermindern. Wie kann dieß aber geschehen, wenn sich die großen Mächte nicht über die Vergleichspunkte vereinigen, und den übrigen keine Mittel an die Hand geben wollen, sich einander ebenfalls zu nähern?

Was müßten sie denn nun aber eigentlich aufopfern, wenn jener Endzweck erreicht werden soll? Gar nichts; denn wenn man von zwey gleich großen Quantitäten zwey gleiche Theile absondert, so sind auch die Ueberreste einander gleich. Wenn ihr euch demnach in den Colonien nicht mehr bekriegt; wenn ihr völlige Gewißheit habt, daß euch daselbst niemand mehr attackirt; so verliert ihr höchstens einen zufälligen Gewinn, um doppelt dafür zu profitiren; ja, ihr erlanget sogar (was noch weit mehr sagen will) zwey positive Vortheile, nämlich: Sicherheit für euer Eigenthum und Ersparniß des großen Kostenaufwandes, den die Beschirmung desselben zeither nothwendig machte.

Sollte es denn irgend eine Macht für ein so gar großes Unglück halten, wenn ihr die Gelegenheit entzogen wird, ihre Nebenbuhlerin zu berauben? Sollte sie es für nichts achten, daß sie eben dadurch vor der Gefahr ge-

schützt wird, selbst beraubt zu werden? Dieß ist aber der Zweck des in Vorschlag gebrachten Traktats, kraft dessen ihre Souveränitätsrechte anerkannt, festgesetzt und garantirt werden sollen. Ich weiß zwar wohl, daß eben nicht alle Traktaten unverbrüchlich gehalten werden; daß man, wenn zwischen den contrahirenden Theilen Krieg entsteht, ganz und gar keine Notiz von ihnen nimmt. Machen es denn aber die dormaligen Zeitumstände etwa nicht zur dringenden Nothwendigkeit, denselben mehr Consistenz zu geben? Eure Künste, eure Kenntnisse, eure Colonien haben der europäischen Republik eine ganz neue Art von Existenz mitgetheilt, die ohne Arbeit und Consumtion schlechterdings nicht bestehen kann. Wäre es denn also nicht die höchste Zeit, eurer Politik eine solche Einrichtung zu geben, daß Arbeit und Consumtion so wenig als möglich dadurch unterbrochen würden? Erkläret doch eure Colonien in Kriegzeiten für neutrales Gebiet! Diese Veranstaltung zweckt ja nicht etwa darauf ab, das Kriegführen zu erleichtern, sondern vielmehr zu erschweren.

Was aus eucrn Verbotsgesetzen, euerm ausschließlichen Handel und den daraus entspringenden Vorteilen werden dürfte? — Fürs erste würde die Rede bloß davon seyn, sie während des Kriegs abzuschaffen. In Friedenszeiten könnten sie jedesmal wieder in ihre vorige Gültigkeit eintreten, und zwar so lange, bis die öffentliche Meynung, welcher man nie Troß bieten darf, durch die Erfahrung belehrt, eine andere Richtung nähme. Vorläufig ist es schon genug, wenn man es nur dahin bringt, daß jeder
weise

weise Fürst und Staatsmann Mißtrauen in ein System setzt, das er bisher, weil es in die Legislatur der meisten europäischen Völker verwebt war, ununtersucht und unangestastet ließ. So geschickte Vertheidiger dieses System aber auch gehabt hat, so ist mir doch bis jetzt kein Raisonnement bekannt, wodurch die von mir mit der innigsten Ueberzeugung behauptete Wahrheit entkräftet werden könnte, daß endlich ein Zeitpunkt herannahen müsse, wo die Verbotsgesetze nicht den geringsten Nutzen mehr stiften, und daß dieser Zeitpunkt gerade dann eintrete, wenn die Industrie mit Sicherheit auf einer starken Consumption beruhet. Ist es einmal so weit gekommen, was kann sodann ein reiches Volk wohl mehr wünschen? Bloß dieß: daß andere Völker auch reich werden möchten; denn eben dadurch nehmen dessen Reichthümer immer mehr und mehr zu, so wie es hingegen über die Verarmung seiner Nachbarn in Angst und Schrecken gerathen sollte, wenn anders der Krieg ihre natürliche Beschäftigung ist, und sie gewohnt sind, sich dasjenige, was sie bedürfen und nicht bezahlen können, durch Gewalt der Waffen zu verschaffen. Demzufolge kommen mir die Verbotsgesetze gerade so vor wie ein Gerüst, dessen sich der Baumeister zwar nöthwendig bedienen muß, wenn er ein Gebäude aufführen will, das er aber gleich nach vollendetem Bau wieder niederreißen läßt.

Uebrigens (ich wiederhole diese Versicherung nochmals) ist hier gar nicht von gänzlicher Abschaffung jener Gesetze die Rede. Bewilligt man den Colonien nur die

Zweyter Theil. D

Wohlthat eines immerwährenden Friedens, so könnte eine jede Macht das Recht ihres ausschließlichen Handels unverwehrt beybehalten; jedoch nur bis zu dem Zeitpunkte, wo wieder neue Feindseligkeiten ausbrechen: und selbst diese Ausnahme würde den Colonien, wie ich offenherzig gesehen muß, zum größten Vortheil gereichen; denn unter allen Volksklassen, die durch ihre Arbeiten zum Wohl des gemeinen Wesens beytragen, hat gewiß keine so gerechten Anspruch auf ausgezeichneten Schutz zu machen, als die Colonisten. Denn, verdient schon derjenige Negociant als ein nützlicher Bürger seines Vaterlandes geehret zu werden, der unter einem gesunden Klima, und im Genuß aller Gemächlichkeiten, die ihm die Verfassung Europens verschafft, an der Verbesserung seiner Glücksumstände arbeitet; um wie viel mehr ist man nicht denen die rühmlichste Auszeichnung schuldig, die allen Elementen, allen Gefahren trogen, ihre ganze Lebenszeit entweder unter den Waffen oder in ihren Werkstätten zubringen, und dadurch, daß sie das Wohl ihrer Familien und ihres Vaterlandes durch ihre Arbeiten befördern, sich nicht nur manches frohen Genusses berauben, sondern auch noch überdieß ihr Daseyn verkürzen.

Demzufolge sollte man doch endlich auf hören, die Niederlassungen, welche auf die Wohlfahrt Europens und auf die Handhabung seiner Staatspolizey einen so mächtigen Einfluß haben, mit gleichgültigen Augen, oder wohl gar unter Voraussetzung ungünstiger Vorurtheile zu betrachten. Leute, die so gewissenlos sind, unter dem Vor-

wände die Industrie und Subsistenz ihres Volks zu verbessern, überall Aufruhr und Unruhen zu erregen, in gen immerhin mit Robespierre sagen: eher wollen wir die Colonien aufopfern als unsere Grundsätze; wenn nur alle Staatsmänner, wenn nur alle rechtschaffene Bürger, die auf das Wohl eines jeden Landes Einfluß haben, die Arbeit des Menschen überall in Schutz nehmen, wo sie emporstrebt; denn diese verstopft die Quellen des Lasters und Elendes, und gewährt dem Publicum, unter den widrigsten Verhältnissen, Beystand und Trost.

Da ich von dieser Wahrheit innigst überzeugt bin, so beschäftigte ich mich mit der Auflösung des Problems: ob es denn nicht möglich sey, um des allgemeinen Besten willen, ein Arbeitsmagazin zu errichten, das immer stärker anwüchse, ununterbrochen fortdauerte, und vor jeder Gefahr gesichert wäre. Bey dieser Gelegenheit glaubte ich die Bemerkung zu machen, daß, wenn man die Souveränität der Colonien und ihre Einrichtung für immer bestimme, und dieselben von allen Seiten in Schutz nähme, die reichen Völker weit mehr Sicherheit, die, welche keine Reichthümer besitzen, desto mehr Hülfquellen, und alle überhaupt weit mehr Gewinn zu hoffen haben würden, wenn sie die Cultur jener Besitzungen begünstigten, als wenn sie sich das eventuelle Recht vorbehielten, diejenigen, welche sie noch nicht besitzen, zu erobern. Ferner glaubte ich zu bemerken, daß der Stolz und andere Leidenschaften der Staatsregierungen noch immer Spielraum genug übrig behalten würden,

wenn man auch gleich einige Hüfen Landes auf dieser weiten Erde für neutrales Gebiet erklärte.

Wöchte doch die wohlmeinende Absicht dieses Schreibens nicht mißverstanden werden! Gesezt auch, es wären nicht alle darin enthaltene Ideen mit gleicher Präcision auseinander gesezt, so bin ich mir doch wenigstens bewußt, daß jeder andere Schriftsteller, welcher mehr Geschicklichkeit besäße, und mehr Erfahrungen in diesem Sache gesammelt hätte als ich, denselben die größte Wichtigkeit beylegen könne. Mein sehnlichster Wunsch besteht darin, daß man sie auf das strengste prüfe, und daß meine Irrthümer, wenn ich mir dergleichen (obgleich wider meinen Willen) zu schulden kommen ließ, mir doch ja nicht das Herzeleid zufügen mögen, zum Schaden irgend eines Landes beygetragen zu haben, das von Menschen bewohnt wird.

Dies möge für diejenigen genug seyn, welche das Recht und die Mittel besitzen, mich zu beurtheilen. Wenn man seine Meinungen öffentlich bekannt macht, kann man freylich seine Richter weder wählen noch perhorresciren. Im Gegentheil muß man sich vielmehr die Kritteleien des Vorurtheils, und die gallichten Ergießungen aller derer gefallen lassen, welche man in Rücksicht ihres Interesse, oder ihrer Leidenschaften, vor den Kopf stößt. Mitthin würde es fürwahr der Mühe nicht lohnen, sich diesem allen auszusetzen, wenn man nicht von sehr edeln Beweggründen geleitet würde, und einige Hoffnung vor sich sähe, etwas Gutes zu stiften.

Es schmerzt mich sehr, mein Herr, daß ich mich durch den traurigen Vorfall *), welcher Sie unter Ihren ohnehin so beschwerlichen Staatsgeschäften noch überdieß durch häusliche Leiden darnieder beugt, außer Stand gesetzt sehe, mir die Aufmerksamkeit und das Urtheil eines Kenners zu erbitten, der im Fache der Staatsverwaltung eben so bewandert ist, wie in jenem der Litteratur. Allein ich tröste mich damit, daß eben die Fehler, welche durch Ihre Erinnerungen hätten vermieden werden können, Sie um so mehr aufmuntern werden, diese wichtige Materie ins Licht zu setzen, und wenn nur meine Wißbegier gewinnt, so ist es mir übrigens sehr gleichgültig, ob meine Eigenliebe dabey verliert, oder nicht.

Ich bin u. s. w.

London, den 25ten Jenner 1797.

Malouet.

*) Das Ableben der Mylady * * *

Note zu Seite 211. Zeile 6.

Ich sagte ferner — die Verbotsgesetze, welche man daselbst einführe etc.

Wenn man die Verbotsgesetze in ihrem weitesten Umfange betrachtet, so vertreten sie bey allen Völkern die Stelle der Angriffs- und Vertheidigungs-Mittel. Hieraus folgt, daß ihre fortdauernde Wirksamkeit von Seiten eines jeden Volks ein Zustand ununterbrochener Feindschaften seyn würde.

Allein, während der Zeit, daß eine oder die andere Regierung solchergestalt ihre Taktik zu vervollkommen sucht, und ihr Manöver unablässig darauf abweckt, ihr Gebiet zu erweitern, und jenes, das dem Feinde zugehört, in engere Grenzen einzuschränken, ereignet sich entweder einer von folgenden Fällen, oder auch wohl beyde zugleich. Nämlich: der Handel, welcher, seiner natürlichen Beschaffenheit nach, sich immer mehr auszu dehnen sucht, und weiter vorwärts strebt, findet entweder Mittel, alle Hindernisse, wodurch man ihn zu hemmen sucht, vermittelst des Schleichhandels, aus dem Wege zu räumen, oder er bedient sich, wenn ihm dennoch Einhalt geschieht, ganz anderer Hebel dieselben bey Seite zu schaffen, macht zu dem Ende den Nationalhaß rege, reizt zur Erbitterung und zieht die Nachgiebigkeit ins Spiel. Dann entsteht aus dem Kriege, in welchen die Verbotsgesetze mit einander verwickelt sind, ein wirklicher Krieg, worin die Bataillonen zu Felde ziehen: das Blutvergießen gehet wieder von neuem an, und der ganze Gewinn, welchen der ausschließliche Handel abwirft, ist kaum zureichend, die Kosten einiger Feldzüge zu bestreiten.

Mithin ist es wohl sehr verzeihbar, wenn man dafür hält, daß nicht nur der Wohlstand und die Industrie, sondern auch die ganze Glückseligkeit eines jeden Volks, weit größere Fortschritte gemacht haben würden, wenn sich die Verbotsgesetze bloß darauf beschränkt hätten, der allzustarten Exportas

tion der zur ersten Klasse gehörigen Lebensbedürfnisse und Arbeitsmaterialien Einhalt zu thun, welcher von einem Lande zum andern statt fand; denn es ist doch wohl der Billigkeit gemäß, daß man sich selbst erst mit Nahrung und Arbeitsstof versorge, bevor man die Mittel seiner Subsistenz und Industrie dem Ausländer zufließen läßt. Mit hin scheint es mir, daß die Oekonomisten, welche auf die uneingeschränkte Freyheit des Handels antrugen, und ihre Gegner, die immer nur ein ausschließliches Reglements-system eingeführt wissen wollten, sich in gleichem Grade von demjenigen Punkte der Sicherheit entfernten, nach welchem alle Völker überhaupt, und jedes insbesondere, streben sollten. Es ist wirklich betrübt, daß starke Leidenschaften sich so selten mit den terminis mediis vertragen; denn jene paradiiren immer als Potenzen der ersten Größe, da hingegen die Vernunft nur ins Hintertreffen gestellt wird.

Das chinesische Reich stellt uns, sowohl in Rücksicht seines Umfangs als seiner Bevölkerung, eine Masse dar, die derjenigen, welche ganz Europa aufzuweisen hat, im geringsten nichts nachgiebt. Das römische Reich, unter der Herrschaft des Augustus, verschafft uns eine noch deutlichere Uebersicht einer Universalmonarchie. Gut! nun wollen wir einmal annehmen, es wären im Chinesischen und römischen Reiche zwischen Provinz und Provinz eben solche Verbots-gesetze eingeführt gewesen, wie heutiges Tages in Europa zwischen Staat und Staat existiren. Ist wohl jemand im Stande, sich alle die furchterlichen Folgen vorzustellen, die ein solches System nach sich gezogen haben würde? In der einen Gegend Entvölkerung, in der andern Hungersnoth, überall Aufruhr und Bürgerkrieg! Nun stelle man sich vor, als ob das chinesische oder römische Reich in eben so viele souveräne und unabhängige Staaten eingetheilt wäre, als deren in Europa existiren, und wovon ein jeder in Ansehung des Handels das nämliche System beybehalten hätte, welches er unter der

Regierung eines einzigen Oberherren befolgte! Hat man wohl Ursache, nur auf die entfernteste Art zu vermüthen, daß irgend einer von diesen Staaten, (Voransgesetzt, daß sonst kein Widerspruch in jener Vergleichung statt fände) weniger bevölkert, weniger industriös, weniger blühend gewesen seyn würde? Hiernächst nehme man für bekannt an, daß die Proconsule und Vicelkönige, welche über die verschiedenen Provinzen herrschten, die zusammengenommen jene ungeheuern Reiche ausmachten, gewiß alle mögliche Vorsicht und Sorgfalt anwendeten, die zur ersten Klasse gehörigen Lebensnothwendigkeiten und Arbeitsmaterialien im Lande zu behalten. Dieß kann uns zum Maassstabe dienen, die Klugheitsanstalten zu beurtheilen, welche jedes Volk in diesem Betracht anwenden muß. Da man jedoch diese Anstalten übertrieb, und dieselben in Feindseligkeiten ausarteten, so ist leicht zu erachten, daß dieser Erfolg überall der nämliche seyn werde. Wenn sich daher dieses System nicht modificiren ließe, so würde man zum Besten der gesammten Menschheit wünschen müssen, daß die ganze civilisirte Welt in große souveräne Länder abgetheilt wäre, damit die Arbeitsbestellungen und die Consumtion im Innern eines jeden Reichs hinreichend wären, die Nationalindustrie gehörig zu beschäftigen. Dann könnte sich ein Volk von dem andern vermittelst einer großen Mauer absondern; hingegen müßte es aber auch entweder die neugebohrnen Kinder den Thieren des Feldes preis geben, wie die Chineser, oder Colonien stiften.

Note zu Seite 239. Zeile 9.

Wenn sich die großen Mächte nicht über die Vergleichspunkte vereinigen zc.

Dürfte ich es wagen, das Interesse der europäischen Mächte von grundauss zu untersuchen, so würden sich allem Vermüthen nach noch ganz andere Vereinigungspunkte ausfindig machen lassen.

So wird, zum Beispiel, wohl niemand daran zweifeln, daß das Staatsrecht Europens, so wie dessen politisches Gleichgewicht, einem Codex ähnlich sey, wovon wir noch zur Zeit weiter nichts als nur die Vorrede besitzen. Wäre dieser Codex wirklich vorhanden, so würde er nicht nur allgemeine Gesetze enthalten, die für alle Staaten ohne Ausnahme verbindlich wären, sondern es müßte auch noch überdieß eine Föderativmacht existiren, welche den Auftrag hätte, die Ueberrreter jener Gesetze in ihre Schranken zurückzuweisen*). Denn, was ist ein Gesetz ohne Zwangsmittel? Und wodurch könnte man wohl verhindert werden, über gewisse nicht zu verkehrende Punkte mit einander übereinzukommen, die darauf abzwecken, die öffentliche Ruhe und innere Sicherheit der Staaten zu befördern? Wenn eine Landplage sich äuffert, wenn ansteckende Seuchen wüthen, und die Menschen vor Hunger verschmächten, so stiftet man Krankenhäuser, und beieifert sich öffentliche Fruchtmagazine anzulegen. Sollte man denn also, zu einer Zeit, wo das Gebäude der bürgerlichen Gesellschaft den gewaltsamsten Erschütterungen ausgesetzt ist, nicht auf den sehr natürlichen Einfall gerathen, die Grundlage desselben von neuem zu befestigen? Gesezt nun, man erklärte alle politische Maximen, welche darauf abzwecken Spaltungen zu veranlassen, Empörungen zu erregen und die Unternehmungen lande

*) Im deutschen Reiche war hiezu, durch den Westphälischen Frieden, ein schöner Grund gelegt: aber man unterließ auf demselben ein solides Gebäude zu errichten, und so ward er bald durch Leidenschaften verschlemmt, und dürfte nächstens gar verschüttert werden. Eine Association von Fürsten zu obigen Zweck müßte kein Oberhaupt haben, sondern jährlich einen andern Präsidenten. Kein Staat kann bestehen, in dem es Bürger giebt, die mächtiger sind als die Gemeinschaft.

A. D. U.

Q 5

verderblicher Motten zu begünstigen, für öffentliche Staatsverbrechen; gesetzt man trafe die gemeinschaftliche Uebereinkunft, die großen Prinzipien des Eigenthums und der bürgerlichen Freyheit nicht nur aufrecht zu erhalten, sondern sie auch auf eine so wirksame Art zu vertheidigen, daß dadurch jeder Erschütterung, welche die Anarchie und die Tyranny veranlassen könnte, überall vorgebeugt würde; wäre dies nicht ein Schritt, wodurch man die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts ihrem großen Ziel um vieles näher bringen könnte? Würden dem Stolge und der Herrschsucht nicht noch immer mehr als zu viel Veranlassungen übrig bleiben, neue Kriege zu erregen? Man erinnere sich nur der streitigen Erbfolgen, verjährter Ansprüche, gewaltsamer Bestignungen, des Absterbens regierender Familien, u. s. w. Es kann seyn, daß ich mich irre, allein die Begebenheiten, welche wir zeitlich erlebt haben, scheinen mir größtentheils aus einer verjährten grundfalschen Politik entsprungen zu seyn, welche von rechtswegen den Grundsätzen der Gerechtigkeit und reifern Einsicht Platz machen sollte.

R e d e

Admirals Billart Joyeuse,

im Rathe der Fünfhundert

den fünften Junius 1797.

Bürger-Representanten! Sie haben mir die Ehre erzeigt, mich zum Mitgliede der Commission zu ernennen, die den Auftrag von Ihnen erhalten hat, die Angelegenheiten der Colonien zu besorgen. Dieser Umstand macht es mir zur Pflicht, meine Schüchternheit, so wie jede, übrigens noch so gegründete Bedenklichkeit bey Seite zu setzen, die mich außerdem, wahrscheinlich auf immer, verhindert haben würde, jene Tribune zu betreten, welche Tag für Tag durch Männer von den ausgezeichnetsten Talenten verherrlicht wird.

Wahrscheinlich nahmen Sie für bekannt an, daß die Lokalkenntnisse, welche ich mir in den Colonien erwarb, daß mein funfzehnjähriger Aufenthalt in jenen entlegenen Gegenden, und dreyßig im Dienst der Marine zugebrachte Lebensjahre, bey dieser Gelegenheit den Mangel an Beredsamkeit ersetzen würden. Möchte mir doch bey dem ersten Versuche, den ich auf dieser noch nie von mir betretenen

Laufbahn wage, Ihr aufmunternder Beyfall zu statten kommen!

Es giebt bekanntlich eine Gattung von Menschen, die so wenig eigenen Werth besitzen, daß es ihnen schlechterdings nicht möglich ist an die Tugend zu glauben, und die folglich in dem Wahn stehen, daß Eigennutz die einzige Triebfeder und Richtschnur aller menschlichen Handlungen sey. Dieß veranlaßet mich, hiermit öffentlich zu erklären, daß ich mich in einer Lage befinde, die mir die Pflicht der Unpartheylichkeit so leicht macht, daß ich mir dieselbe nicht einmal zum Verdienst anrechnen kann; denn ich besitze in den Colonien nicht das allergeringste Eigenthum, wie es immer Namen haben möge.

Demungeachtet drängen sich aber meinem Geiste eine Menge Betrachtungen auf, die von der äußersten Wichtigkeit sind. Unser Handel, unsere Marine, unsere Staats-einkünfte, sind mit der Existenz und der Wohlfahrt unserer Colonien unzertrennlich verbunden. Jene Menschenwürger, die unsere Colonien verheerten, haben mehr als fünfzig tausend Familien zu Grunde gerichtet, die gegenwärtig aus Mangel an Arbeit in unsern vornehmsten Seehäfen dem fürchterlichsten Elende preis gegeben sind. Jene Unmenschen haben es zu verantworten, daß unsern Matrosen der Lehrunterricht entzogen wurde, welcher sie in Stand setzte, den englischen Seeleuten nicht nur die Spitze zu bieten, sondern sie sogar zu besiegen. Sie sind daran schuld, daß jene Kanäle vertrockneten, durch deren Beyhülfe sich Nahrung und Lebenskraft in reichen Strömen nach Franz

tes, Bordeaux, Rouen, Havre und l'Orient ergossen, und sich von da durch alle Ufern von ganz Frankreich verbreiteten.

Erinnern Sie sich, zu dessen Beweis, an die unzählbaren Vortheile, die uns ehedem unsere Colonien gewährten. Erwägen Sie, daß unsere Baarschaft sich durch die Handelsverbindungen, in welchen wir mit denselben standen, in Zeit von siebenzig Jahren beynähe um die Hälfte verdoppelte. Im Jahr 1726 schätzte man nämlich das baare Geld, welches in Frankreich circulirte, kaum auf dreyzehnhundert Millionen, da es hingegen 1785 und 1786 bis zu zwey Milliarden und zwey bis drey hundert Millionen (Livres) gestiegen war.

Und dürfen wir uns wohl hierüber verwundern? Die Ein- und Ausfuhr der Waaren betrug ein Jahr in das andere hundert und sechzig Millionen. Das Mutterland verschickte jährlich für acht und siebenzig Millionen an Waaren, und die darunter befindlichen Manufakturprodukte Frankreichs betrugen wenigstens vierzig Millionen an Werth. Nur allein die Insel St. Domingo verschafte Frankreich viel größere Einkünfte als vier seiner blühendsten Provinzen. Gesezt, es gelänge dem Spekulationsgeiste, die Sumpsturgeseze und Gelderpressungen durch alle nur erdenkliche Finanzoperationen zu vervielfältigen; gesezt, es gelänge ihm, alle mögliche Arten von indirecten Abgaben einzuführen, und sogar die Luft, welche ein freyes Volk athmet, mit Steuern zu belegen: Würde ihn dieß in Stand setzen, ein so ungeheures Deficit auszufüllen? Würde er

uns dadurch für den Verlust jener Hülfquellen entschädigen können? Gleichwohl bedürfen wir derselben weit dringender als jemals; denn, glauben Sie gewiß, daß das Regime der Freyheit einen großen Aufwand erheischt. Es ist so reizend, paßt so ganz zur Würde der Menschennatur, daß man es nicht theuer genug erkaufen kann. Unfehlbar wird es uns große Kosten verursachen; denn wir haben uns auf viele Jahre hinaus der Pflichten des Danke gegen jene tapfern Kriegsheere zu entledigen, die uns durch ihre bewundernswürdigen Thaten zur Beherrschung des Continents und zum Frieden verholfen haben.

Glauben Sie demnach ja nicht, daß uns der Besitz der Colonien entbehrlich sey. Unsere zerrütteten Finanzen können schlechterdings auf keine andere Art wieder in Ordnung gebracht werden, als vermittelst ihrer Produkte; ihre Waaren sind für uns Bedürfnisse der ersten Nothwendigkeit. Oder schmeicheln wir uns etwa mit der thörichten Hoffnung, daß unsere sybaritischen Städt.bewohner, diese verzogene Kinder des Luxus, auf den Genuß des Zuckers und Kaffee's Verzicht thun werden? Würden wir es lieber sehen, wenn ihnen der Ausländer dergleichen Waaren zuführte, oder wenn sie dieselben mit schweren Kosten zu London und Hamburg kauften? Wie würde es denn aber in diesem Fall um unsere Handelsbilanz stehen, die uns ehemals so große Vortheile gewährte, uns jährlich wenigstens vier und zwanzig Millionen baares Geld für Produkte verschaffte, unsere Kapitalien von Jahr zu Jahr vermehrte, durch unsere Industrie hundertfach vervielfältigt wurde, unsere

Manufakturen in Thätigkeit setzte, unsere Fruchtfelder düngte, und sogar den Ertrag unserer Aerenen verdoppelte?

Als wir noch Colonien hatten, bezahlten wir ihre Waaren mit dem Ueberschuß, welchen uns unser Feldbau und unsere Fabriken verschafften. Jetzt aber müssen wir dem übrigen Europa jene Geldsummen zuwenden, die wir ehedem von ihm erhielten. Nur mit unserm Golde werden die Produkte der englischen Colonien bezahlt; und folglich müssen wir nothwendig bey diesem Handel eben so viel verlieren, als unsere Feinde dabey gewinnen. Verbotsgesetze können diesem Uebel nicht abhelfen; denn Begier und Gewinnsucht setzen über alle Schranken hinweg. Glauben Sie denn aber wohl, daß wir diesen allmählichen Abfluß des baaren Geldes noch Jahre lang aushalten können? Wollen Sie sich endlich von der Wichtigkeit unserer Colonien auf die vollständigste Art überzeugen? Nun, so vergleichen Sie den dormaligen Zustand unserer Seehäfen mit jenem, worin sie sich im Jahr 1788 befanden!

Wäre ich doch vermögend, Ihnen ein anschauliches Gemälde von jener prachtvollen Rhyde zu entwerfen, die man in der Nähe der Kapstadt wahrnahm! Könnte ich Ihnen die drey hundert Schiffe vor Augen stellen, die ich zum öftern daselbst vor Anker liegen sah, und die zusammen dem dortigen Hafen ein Ansehen gaben, dessen Herrlichkeit sich unmöglich beschreiben läßt! Könnte ich Ihnen die dreyßig bis vierzig tausend Matrosen zeigen, die vor Ungeduld brannten, sich nach jener Gegenden zu begeben, und an

dem allgemeinen Wohlstande Theil zu nehmen, der sich daselbst überall verbreitet hatte! Denn, freymüthig muß ich Ihnen eröffnen, Bürger Repräsentanten, daß Frankreichs Bewohner in Betreff des wahren Zustandes von St. Domingo seit den legt verfloffenen vier Jahren durch lauter ungegründete Nachrichten hintergangen worden sind. Vor der Revolution befand sich diese Insel in einem Flor, dem nichts auf der Welt zu vergleichen war, als nur die Scheelsucht, welche derselbe bey unsern Nebenbuhlern erregte, und die stille Zufriedenheit, deren die dortigen Einwohner genossen. Es ist die größte Unwahrheit, wenn man St. Domingo nach seiner damaligen Verfassung als den Aufenthalt einer unbedeutenden Anzahl blutigieriger Tyrannen schildert, die ihre zahllosen Sklavenheerden mit einer eisernen Ruthe regierten. Nein, ihr Joch war so sanft, als es nach Beschaffenheit der Umstände nur immer seyn konnte. Die Sklaverey ist freylich auf jeden Fall eine Mißhandlung der menschlichen Natur; aber hier war sie wenigstens so viel als möglich gemildert, weil solches sowohl die Politik als das Privatinteresse der Sklavenbesitzer unumgänglich nothwendig machte. Die Neger waren keineswegs so ganz von dem Genuß des durch sie bewirkten Wohlstandes ausgeschlossen, wie gewisse Leute dem Publicum weißgemacht haben. Sie bekamen reichliche und gesunde Kost, hatten reinliche bequeme Wohnungen, und wurden, wenn ihnen eine Krankheit zusieß, in den öffentlichen Spitälern gepflegt. Ihre Kinder mußten so lange im Hause ihrer Eltern mit aller möglichen Sorgfalt erzogen werden, bis endlich

endlich der Zeitpunkt herannahete, wo man sich ihrer zur Arbeit bedienen konnte, und diese Arbeit war in der That nichts weniger als drückend. Kurz, ich weiß den Zustand der Negern nicht besser zu schildern, als wenn ich dreußt behauptete, daß er sehr wesentliche Vorzüge vor jenem hatte, worin sich eine große Menge unserer Bauern unter der ehemaligen Regierung befanden. Dieser Zustand dauerte aber freylich nur so lange, als die menschenbeglückende Eintracht und der holde Friede in jenen Gegenden regierten.

Noch im Jahr 1791 sah ich die herrlichen Gefilde zu St. Domingo mit reichlich gesegneten Aeckern prangen. Ich sah daselbst mehrere Städte, die mancher von unsern europäischen Städten den Rang streitig machten; sah an die zehen Tausend Niederlassungen, unter welchen die meisten eine viel reizendere Ansicht darstellten, als unsere größten Dörfer. Die Volksmenge jener Colonie bestand damals aus ungefähr vierzig Tausend Weissen, zehen Tausend farbigen Leuten, und viermal hundert tausend Neger-
sklaven. In den ersten Monaten des obervähnten Jahres genoss St Domingo noch einer Art von Ruhe; indes bedurfte ich eben keines besondern Scharfblicks, um damals schon die Bemerkung zu machen, daß sich der Horizont trübte, daß sich ein fürchterliches Wetter aufhürmte, und daß der Donner in kurzer Frist auf allen Seiten losbrechen werde. Gleich nach meiner Ankunft in jener Insel gab ich dem Minister des Seewesens von diesen Beobachtungen Nach-
Zweyter Theil. A

richt, und meine Vorhersagung ward leider nur allzubald durch den Erfolg bestätigt. Mit der Verschiedenheit in den politischen Meinungen brach zugleich auch in jener Insel der Bürgerkrieg aus: die Partheyen, welche sich vom Feuer des dortigen Clima ergriffen fühlten, gerietzen mit einander ins Handgemenge; und seit dieser Zeit ist das Blut immer stromweise geflossen, bis auf den heutigen Tag.

Das entsetzliche Unglück, welches diese Insel betroffen hat, ist Ihnen allerseits sattfam bekannt; es ist aufs höchste gestiegen; wie aber soll man es anfangen, demselben Einhalt zu thun? Ich muß Ihnen freymüthig gestehen, daß mir alle die, welche man zeither in Vorschlag gebracht hat, nicht wirksam genug scheinen.

Das vornehmste und dringendste besteht unstreitig darin, daß man den Robertspierre der Antillen *) und dessen Helfershelfer so geschwind als möglich zurückberufe. Wie gedenken Sie aber dieß zu bewirken? Wollen Sie es dabey bewenden lassen, das Gesetz vom vierten Pluviose wieder aufzuheben, kraft dessen dem Directorium die Gewalt ertheilt wird, Commissarien nach den Colonien zu senden? Daß Ihnen dieses Recht vermöge der Constitution wirklich zusteht, ist unwidersprechlich wahr; Sie müssen ohne den geringsten Aufschub Gebrauch davon machen;

*) Santhonar.

aber wenn jenes Gesetz einmal aufgehoben ist, wird das Directorium nie wieder andere Agenten dahin schicken können. . . . Desto besser, tausendfach besser! werden mehrere unter Ihnen sagen, und ich trete ihrer Meinung bey. Allein von wem soll St. Domingo während dieses Interregnums regiert werden? Welche Autorität soll mittlerweile die verschiedenen Partheyen im Zaum halten, von denen es zerrüttet wird? Sollten wir nicht vielleicht das Unglück erleben, daß die blutigen Händel zwischen den Leuten von verschiedener Farbe, oder wohl auch unter den verschiedenen Corps der bewaffneten Neger, mit verdoppelter Wuth von neuem zum Ausbruch kämen? Könnte sich nicht der Fall ereignen, daß die ganze Colonie entweder ein Raub der Engländer, oder der vollständigsten Anarchie preisgegeben würde?

Auf der andern Seite muß ich gestehen, daß, so lange das Directorium kein besseres System befolgt, und keine gründlichern Einsichten von dem Zustande der Colonien erlangt, nach meinem Dafürhalten die größte Gefahr damit verbunden ist, wenn man demselben den Auftrag ertheilt wieder andere Agenten zu ernennen, die vielleicht nicht um ein Haar besser seyn möchten, als jene, deren Verbrechen so eben erst auf dieser Tribune denunciirt worden sind. Selbst die Vorsichtsregeln, und die Bedingungen der Wahlfähigkeit, die einer unserer Collegen in Vorschlag gebracht hat, scheinen mir nicht hinlänglich, jene Gefahr zu

verhüten. Sie werden freylich nicht unterlassen, bey dem Directorium darauf anzutragen, daß es die neuen Agenten nur aus der Anzahl solcher Personen wähle, die sich durch ihre Tugenden und Talente auf die vortheilhafteste Art ausgezeichnet haben. Allein wer bürgt uns dafür, daß es nicht abermals von jenen Leuten betrogen werde, welche die Ernennung des Santhonax und seiner Helfers- Helfer auf die schändlichste Art zu erschleichen wußten?

Ich würde demnach nicht dazu rathen, eine neue Commission nach St. Domingo zu senden, denn der Mangel an Bekanntschaft mit den dortigen Localumständen, und mit der Beschaffenheit eines Landes, das von dem unsrigen so ganz verschieden ist, würde sie doch nur von neuem in Irthümer stürzen, und im Laumel ihrer ausgebreiteten Macht würden sie sich gewiß in kurzer Zeit wieder mit einander entzweyen. Oder haben Sie vielleicht vergessen, daß der Bundeckrieg mit verdoppelter Wuth wieder ausbrach, als man die Anzahl der Proconsuln, welche denselben beendigen sollten, vermehrte? Erinnern Sie sich nicht mehr, daß diese Leute die Zeit, welche sie auf ihr Geschäft verwenden sollten, mit nichtigen Verathschlagungen und Zänkereyen zubrachten? Nur der Klugheit, dem unerschütterlichen Muth, und der Vermittelung eines geschickten Generals, der mit ausgebreiteter Vollmacht und einer hinlänglichen Anzahl Truppen versehen war, haben Sie die Dämpfung jenes politischen Vulkans zu verdanken. War-

um wollen Sie nicht wenigstens einen Versuch machen, die nämlichen Maaßregeln auf St Domingo anzuwenden, die Ihnen in der Vende so ersprießliche Dienste leisteten? St. Domingo ist eine zweyte Vende, die von neuem erobert werden muß. Es wird eben auch von einer zwiefachen Landplage verwüestet, nämlich durch Bürgerkrieg, und durch Krieg mit ausländischen Feinden. Nur durch Waffengewalt, nur durch Zwangsmittel, die aber mit Schonung und Güte gehörig abwechseln müssen, können Sie es wieder unter Ihre Bothmäßigkeit bringen. So wie einst in unsern westlichen Departementern der Fanatismus der Ablichen und Priester herrschte, auf eben die Art tobt jetzt zu St. Domingo die fanatische Zügellosigkeit der Negeru und der Mulatten.

Ich behaupte dreust, und bitte Sie zugleich, diese Behauptung bis zum allgemeinen Frieden Ihrer sorgfältigsten Aufmerksamkeit zu würdigen: daß es nur ein Regime giebt, welches auf den dormaligen Zustand von St. Domingo paßt; nur eines, das die wenigen Weissen, welche bis jetzt dem Tode entronnen sind, gegen die Dolche der Negeru zu schützen vermag; nur eines, wodurch diese letztern verhindert werden können einander selbst aufzureiben; nur eines, das die noch vorhandenen Gebäude und Pflanzungen vor dem Einschern bewahren kann; nur eines, wodurch die Negeru in die Nothwendigkeit gesetzt werden können wieder an ihre Arbeit zu gehen; nur eines, wodurch

man sie, nicht etwa an Sklaverey, denn diese ist unwieder-
 ruflich abgeschafft, und wird gewiß nie wieder von Ihnen
 eingeführt werden, sondern nur an Subordination und
 Gehorsam gewöhnen kann; nur eines, wodurch den wei-
 tern Fortschritten der Engländer, die noch immer die schön-
 sten Gegenden jener Colonie im Besitz haben, Einhalt gesche-
 hen kann; und dieses einzige Mittel ist das Militärregime.
 St. Domingo gleicht einem Orte, der von Feinden belagert
 ist, mithin muß man es, so lange der Krieg dauert, in Be-
 lagerungsstand setzen, und die Obergewalt in den dortigen
 Gegenden bloß militärischen Befehlshabern anvertrauen.
 Wenn die Commissarien dem eben so klugen als braven Ge-
 neral Rochambeau nicht, so zu sagen, die Hände gebun-
 den, wenn sie ihn nicht zur Belohnung seiner weisen Rath-
 schläge und seines treuen Diensteyfers willkürlich abgesetzt
 hätten, so würde die allgemeine Ruhe zu St. Domingo
 schon längst wieder hergestellt seyn.

Ich müßte mich sehr irren, wenn ich nicht für be-
 kannt annähme, daß man meine Behauptung bestreiten,
 und wohl gar die Constitution gegen mich anführen werde.
 Die Constitution ist mir ins Herz geschrieben; ich weiß mehr
 als zu wohl, daß sie uns bey allem unserm Thun und Lassen
 zur Richtschnur dienen muß; aber die Constitution steht
 mit meinem Vorschlage ganz und gar nicht im Widerspruch.
 Ist etwa die Raakregel, deren Befolgung ich aurathe,
 nicht oft genug, und sogar auf unsere vornehmsten Städte

angewendet worden, so bald sie, gleichviel ob von aussen, oder in ihrem Innern, von Feindseligkeiten bedrohet waren? Befanden sich nicht acht bis zehen Departementer des ehemaligen Bretagne und der ehemaligen Normandie, beynahe das ganze verfloffene Jahr hindurch, im Belagerungsstande? Und befinden sich nicht mehrere von unsern ansehnlichsten Städten, die in den südlichen Gegenden Frankreichs liegen, noch dermalen darin? Warum sollten wir denn also uns nicht in den Anstalten das nämliche erlauben, was mitten in der Republik geschieht, so bald es das allgemeine Interesse nothwendig macht? Sowohl nach dem buchstäblichen Inhalte, als auch nach dem Geiste der Constitution, sind wir allerdings berechtigt, in unsern Colonien während des Kriegs ein besonderes Regime einzuführen. Dieß erhellet unter andern daraus, daß ihren Bewohnern vermöge der Constitution ausdrücklich verboten ist, politische Zusammenkünfte zu halten, Repräsentanten zu ernennen, oder öffentliche Stellen zu besetzen.

Wenn dieß Prinzip nicht in Abrede gestellt werden kann, so ist auf der Welt nichts leichter, als alle andere Maasregeln, die auf die Erhaltung der Colonien abzwecken, daraus herzuleiten.

Der General, welchen das Direktorium nach St. Domingo zu schicken hätte, müßte vor allen Dingen mit einer hinlänglichen Anzahl Truppen, und zugleich auch mit

ausgebreiteten Vollmachten versehen seyn, ungefähr von eben der Art, wie diejenigen waren, welche man dem General Soche zu Beendigung des Bundeekriegs erteilte. Gleich nach seiner Ankunft müßte er eine Proclamation ergehen lassen, worin allen Eigenthümern befohlen würde, wieder in vorigen Besizstand zu treten, und allen Negern, ihre Arbeiten wieder anzufangen. Er müßte diesen letztern nicht nur ihre Freyheit garantiren, sondern ihnen zugleich auch einen billigen Arbeitslohn, gänzliche Vergessenheit alles Vergangenen, und Sicherheit für die Zukunft versprechen; jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, ohne den geringsten Verzug in ihre Werkstätten zurückzukehren, um dort, nicht etwan unter der Zuchtrathe und den Mißhandlungen tyrannischer Gebieter, sondern vielmehr unter dem unmittelbaren Schutze des Gesetzes, ihre ehemaligen Beschäftigungen wieder anzutreten. Er müßte die Veranstaltung treffen, daß den Einwohnern, in allen solchen Gegenden, die nichts von den Engländern zu fürchten haben, ihre Waffen abgenommen und solchen Leuten in Verwahrung gegeben würden, die das meiste Interesse dabey haben, die Wiederherstellung der Ordnung und Ruhe zu befördern. Sollten sich die bewaffneten und im Aufruhr begriffenen Negern, durch herrschsüchtige Oberhäupter, durch böshafte Vorspiegelungen oder schändliche Gewohnheiten und Nationallaster verleiten lassen, allen gütlichen Vorstellungen zum Troz, auf ihrer Widersetzlichkeit zu beharren, so müßte man sich der bewaffneten Gewalt auf eben die Art gegen

gegen sie bedienen, wie solches gegen die rebellischen Bewohner der Vendee und gegen jene Chouans geschah, die sich durchaus nicht zum Ziel legen wollten. Strenge und Milde wären also die Mittel, deren man sich zu bedienen hätte, und diese müßten immer und überall die nämlichen bleiben.

Uebrigens gebührt es mir nicht, an dieser Stätte die Instructionen zu berühren, welche das gesetzgebende Corps dem General zu ertheilen hätte, welchem es die Ausführung dieses Unternehmens anvertrauen möchte. Ich hatte bloß die Absicht, Ihnen meine Gedanken zu eröffnen, Ihnen die Vortheile vor Augen zu stellen, die ganz unfehlbar aus den Maaßregeln entspringen werden, deren Befolgung ich anrieth, um die Ruhe zu St. Domingo wiederherzustellen. Sollte man diesen Plan auf eine geschickte Art ausführen, so würde der Feldbau sogleich wieder aufleben, und die Neger, welche von nun an unter einer zwar strengen aber mit den Grundsätzen der Gerechtigkeit übereinkommenden Aufsicht stünden, würden wieder zu ihrer gewöhnlichen Arbeit zurückkehren, die sie zeither während der Unruhen, und unter dem immerwährenden Rauben und Plündern, gänzlich hintangesetzt hatten. Die Colonie würde sich nach und nach aus den Aschenhaufen, aus den Trümmern, worin sie zeither vergraben lag, wieder emporheben, und während sich die Neger allmählich an den Genuß der Freyheit, die man ihnen freylich nur stufenweise und auf eine

Zweyter Theil.

§

klug eingerichtete Art gestatten müßte, gewöhnen würden, könnten Sie sich vorläufig mit Abfassung solcher Gesetze beschäftigen, die darauf abzwicken, das Interesse dieser Leute mit jenem der Eigenthümer zu vereinbaren, und ihnen eine solche Stimmung zu geben, wodurch sie in Stand gesetzt würden, die Rechte, welche ihnen die Constitution zusichert, nach erfolgten Frieden in ihrem ganzen Umfange zu genießen. Ich will nicht fürchten, daß man mir einwenden werde, es sey schlechterdings unmöglich, diese Menschen, welchen man unter dem Deckmantel der Freyheit das verderbliche Gift der Anarchie eingestoßt hat, wieder zu ihrer Schuldigkeit zurückzuführen, und ihnen Achtung für die Eigenthümer beyzubringen. Nein, einem auserlesenen und gut disciplinirten Truppencorps wird nichts unmöglich seyn. Sagte man nicht vor drey Jahren, daß keine menschliche Macht vermögend seyn würde, jene hundert tausend, oder anderthalb hundert tausend Anarchisten zu bändigen, die während der grausamen Revolutionsregierung ganz Frankreich unter die Füße traten, und sich vom Rauben und Morden nährten? Was geschah? Das Gesetz ließ seine Stimme ertönen, und wo blieben nunmehr jene Gassenredner, jene Volksaufwiegler, jene Oberstegelsbewahrer, jene Grosinquisitoren der Revolutionsauschüsse? Einer nach dem andern kehrte zu seiner ehemaligen Beschäftigung zurück; die meisten halten sich jetzt ruhig, und schämen sich sogar ihrer Vergehungen.

Sie dürfen nur gebieten, und die Neger werden sich sogleich wieder in ihren Werkstätten einstellen, wenn sie vernehmen, daß sie das Gesetz gegen jede Art von Tyranny und Bedrückung schützt. Es wird ihnen begreiflich werden, daß es ihnen nicht nur das Interesse Frankreichs, sondern sogar ihr eigenes Interesse zur Pflicht mache, die Arme zu regen; daß sie arbeiten müssen, damit man sie ernähren könne. Sie werden sich folglich mit den ehemaligen Eigenthümern wieder aussöhnen, und diese werden gewiß nicht ermangeln, sie durch gute Behandlung und allerlei Wohlthaten an sich zu ziehen.

Nach Maafgabe der heutigen Politik, sind die Colonien als Manufakturen zu betrachten, wovon das Mutterland den Gewinn zieht. Ohne Zweifel werden ihre Werkstätten noch lange Zeit eines eigenen Regime bedürfen; dieß Regime aber kann dergestalt eingerichtet werden, daß es der Constitution nicht im geringsten zuwider ist. Haben unsere Flotten, unsere Armeen, nicht ebenfalls ihr eigenes Regime? Und herrscht dort nicht eine viel strengere Polizei, als in unsern Städten? Bedient man sich nicht daselbst viel härterer Strafen, weil das kleinste ungeahndete Verbrechen die schrecklichsten Folgen nach sich ziehen würde? Eben so müßte man auch in einem Lande verfahren, wo vier bis fünfmal hundert tausend Neger unter der Aufsicht von nicht mehr als dreyßig bis vierzig tausend Weissen stehen.

Zu guter Letzt muß ich noch ein Hülfsmittel vorschlagen, welches ganz besonders dazu beytragen würde unsere Colonien wieder in Aufnahme zu bringen, und das sich von Seiten der Gerechtigkeit eben so sehr empfiehlt, als es die Klugheit nothwendig macht. Dieß Hülfsmittel besteht darin, daß man von rechts wegen alle Colonisten zurückberufen sollte, die St. Domingo seit dem Ausbruch des Bürgerkriegs verlassen haben.

Ich kann mich unmöglich dazu verstehen, von unserm Conseil die nachtheilige Meinung zu hegen, daß es wirklich die Absicht gehabt habe, jene Unglücklichen zu bestrafen, die, als sie sich von allen Seiten mit dem Tode bedrohet, und ihr Eigenthum in Flammen sehen sahen, nach friedlichen Gegenden flohen, um sich daselbst eine Zeitlang aufzuhalten. Unfehlbar hat das Directorium bereits von selbst eingesehen, daß die dießfalls an Sie abgeschickte Bottschaft offentliches Aergerniß erregte. Lassen Sie uns glauben, Bürger Repräsentanten, daß jene Bottschaft hinterlistigerweise erschlichen, daß sie das Werk einiger subordinirten Agenten war, die ihre letzte Kraft aufboren, die Greuelthaten des Santhonax zu beschönigen, und zu dem Ende vom Directorium die vortheilige Proscription mehrerer tausend Unglücklichen sanctioniren zu lassen, deren ganzes Verbrechen bloß darin bestand, daß sie sich nicht zugleich mit ihren Wohnungen verbrennen ließen.

Wir liegt vor allen andern Mitgliedern dieser Versammlung die Pflicht ob, jene bedauernswürdige Menschen zu vertheidigen; denn ich war Zeuge ihres Muthes und der außerordentlichen Anstrengung, wodurch sie das Unglück abzuwenden suchten, welches die dortige Colonie betroffen hat. Mir ist, als sähe ich es noch jetzt, wie sie, trotz Hunger und Durst und allen nur erdenklichen Mühseligkeiten, als Helden kämpften, und sich willig den größten Gefahren aussetzten, um die Kriegshaufen der bewaffneten Neger zurückzubringen, welche die Capstadt mit Feuer und Schwert verheerten. Noch jetzt ist mir nicht anders, als ob ich den Santhonax vor mir sähe, der mit eben dem Gefühl sich der überhand nehmenden Flammen freuet, welches den Nero besetzte, als er sich an dem Anblick des brennenden Roms ergötzte. Die Menschen, für welche ich Sie um Mitleid anflehe, sind die nämlichen, die damals dieser fürchterlichen Feuersbrunst entrannen. Es sind ihre Weiber, ihre Töchter, die, von den Negern verfolgt, geraume Zeit in eben, von der Sonne durchglüheten Sandgegenden herumirrten, und endlich, um Schutz und Brod bittend, zu mir an Bord flüchteten. Es sind die nämlichen Personen, die ich vom Gestade abholen ließ, wo sie in sinnloser Betäubung hin und her schwankten, weil sie befürchteten, daß ihnen das nämliche Geschick wiederfahren möchte, das ihre Unglücksgefährtinnen betreffen hatte, die den Negern in die Hände gefallen, und Schlachtopfer ihrer viehischen Begierden geworden waren.

Als man Ihnen den Antrag machte, daß Sie diese unglückliche Weibspersonen, nebst ihren Gatten und Vätern, für Emigrirte erklären sollten, hatte man allem Vermuthen nach nicht auf den Zeitpunkt gerechnet, wo die Erörterung dieser Botschaft im Conseil vorkommen würde. Bürger Repräsentanten, helfen Sie den Colonien dadurch wieder zu ihrem vorigen Flor, daß Sie denselben ihre rechtmäßigen Einwohner, und den Werkstätten ihre ehemaligen Arbeiter zurückgeben! Eilen Sie, die Wiederherstellung unserer Marine durch die Rettung der Colonien vorzubereiten! Zerbrechen Sie das schändliche Joch, das Santhomas denselben aufgebürdet hat!

Noch ist ihnen keine der wohlthätigen Folgen zu Theil geworden, die der neunte Thermidor nach sich gezogen hat. Noch haben sie ihre Revolutionsarmeen, ihre Demagogie, ihre Volkstyrrannen. Erheben Sie Ihre Stimme, damit diese Tyrannen noch an dem heutigen Tage von ihrer Höhe herabstürzen! Ich unterstütze den Vorschlag meines Collegen Vaublanc *), verlange aber auch zugleich, daß Sie

*) Dieser hatte in seiner eben so wichtigen als weitläufigen Motion, worüber mehrere Tage lang debattirt wurde, darauf angetragen, das gesetzgebende Corps solle folgende Beschlüsse fassen:

- 1) Das Gesetz vom vierten Pluviose des vierten Jahres, kraft dessen dem Directorium das Recht erteilt worden ist, Specialcommissarien nach den Colonien zu senden, wird in Verreß der Insel St. Domingo zu

Den Beschluß, kraft dessen Sie dem Directorium das Recht übertrugen Commissarien nach St. Domingo zu senden, nicht nur zurücknehmen, sondern auch diese Insel bis zum dereinstigen Friedensschluß in Belagerungsstand setzen; daß Sie hiernächst für alle Negern, die wieder an ihre Arbeit gehen, einen Generalpardon decretiren, alle Colonisten zurückberufen, eine hinlängliche Kriegsmacht nach St. Domingo senden, und dem General, welcher dieselbe commandirt, ausdrücklich anbefehlen, oberrühnte Beschlüsse vermittelst einer dießfalls zu erlassenden Proclamation öffentlich bekannt zu machen.

Ich verlange ferner, daß das Verbot, Commissarien nach St. Domingo zu senden, auch auf Isle de France und Isle de la Reunion ausgedehnt werde. Ich ergreife zugleich diese Gelegenheit, den Bewohnern jener beyden Inseln meinen Dank dafür abzustatten, daß sie ihrer Anhänglich-

rückgenommen. 2) Das Directorium soll dafür sorgen, daß gegenwärtiger Beschluß seinen Agenten so geschwind als möglich hinterbracht werde, und ihre Vollmachten sollen unmittelbar nach dessen Bekanntmachung aufhören. 3) Die Agenten des Directoriums sollen unverzüglich nach Frankreich kommen, und von ihrem Verfahren Rechenschaft ablegen. 4) Das Directorium soll dem gesetzgebenden Corps berichten, welche Maasregeln es ergriffen habe, die Ruhe zu St. Domingo wieder herzustellen, und der dortigen Colonie eine Staatsverfassung zu geben.

keit für Frankreich' treu blieben, und die Plagen, welche St. Domingo heimgesucht haben, von sich entfernt hielten. In Zukunft haben sie nichts mehr zu fürchten, denn die Existenz und Wohlfahrt derselben stehen ja unter dem unmittelbaren Schutz Ihrer Weisheit.

* * *

Diese Rede wurde mit so geräuschvollen Beyfallsbezeugungen aufgenommen, daß sich der Präsident bedecken mußte, um die Ordnung wieder herzustellen. Man verordnete den Druck derselben zu sechs Exemplaren. Das Directorium ergriff aber bald Maaßregeln, alle diese Beschlüsse der Legislatur unwirksam zu machen, und die Revolution vom 4ten September 1797 stellte die Tyranney in den Anstalten, wie in Frankreich, von neuem fest.

E n d e.





Nu 2570 gr

ULB Halle

3

006 312 721



M.C.





G e s c h i c h t e
des
R e v o l u t i o n s k r i e g s
in S a n c t D o m i n g o ;

von
B r y a n E d w a r d s, E s q.

Aus dem Englischen.

Zweyter und letzter Theil.

Mit einem Schreiben:
über

Europens Interesse in Beziehung auf die Wohlfahrt der
Colonien in Amerika, von Herrn Malsouet, und einer
Rede des Admiral Villaret Joyeuse.

L e i p z i g,
im Verlage der Dykischen Buchhandlung
1 7 9 8.